

Photograv. L. Angerer, Berlin.

# Basler Jahrbuch

# 1896.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel

und

Albert Geßler.



Basel.

Verlag von R. Reich, vormals C. Detloffs Buchhandlung.

1896.

Druckerei der Allgem. Schweizer Zeitung

# Vorwort.

Wenn die Herausgeber des Basler Jahrbuches sich veranlaßt fühlen, dieses Mal demselben ein kurzes Vorwort beizufügen, so geschieht dies vornehmlich aus zwei Beweggründen. Erstens ist es uns eine angenehme Pflicht und ein aufrichtiges Bedürfnis, auch an dieser Stelle wieder einmal sowohl unseren gütigen Mitarbeitern als unserem verehrlichen Leserkreis den besten Dank abzustatten für das allseitige Wohlwollen, welches dem Unternehmen jedes Jahr wieder entgegengebracht wird. Es ist nun das fünfzehnte Mal, daß unser Büchlein erscheint, und wir dürfen mit dankbarer Freude feststellen, daß es uns noch nie an wertvollen Beiträgen seitens unserer Geschichtsfreunde und Litteraten gefehlt hat, und daß unser Jahrbuch von einem zahlreichen Leserkreis nun jedes Jahr mit Wohlwollen aufgenommen worden ist. Wohl wissen wir, daß sowohl die Zusammenstellung des Inhaltes als auch die Ausführung der beigegebenen Illustrationen das eine Mal gelungener ausgefallen sind als das andere, eine Ungleichheit, welche bei der Buntheit des Stoffes und der Mannigfaltigkeit der Bilder gewiß zu entschuldigen ist. Dieses Mal hoffen wir, recht vielen Lesern eine wirkliche Freude zu bereiten, indem das Bild desjenigen Mannes in ihre Erinnerung zurückgerufen wird, welcher so lange Zeit hindurch als Prediger, Universitätslehrer und Antistes

der Basler Kirche in unserer Stadt segensreich gewirkt hat. Der Kirchengeschichte des vorigen Jahrhunderts hingegen gehören an die Darstellung der Basler Separatisten, sowie die Geschichten, welche über Antistes Hieronymus Burckhardt überliefert worden sind. Ebenfalls mit der Kirchengeschichte steht die Abhandlung über Weihnachtskrippen im Zusammenhang. Doch auch die profane Geschichte kommt nicht zu kurz; die finanziellen Beziehungen, welche unsere Stadt mit dem alten Frankreich verknüpft haben, die Mediations- und die Restaurationsverfassung unseres Kantons, sowie die denkwürdigen Monate, da vor fünfundzwanzig Jahren der Kriegslärm bis in die Nähe Basels drang, haben mehr oder weniger ausführliche Schilderungen gefunden. Damit auch die Poesie zu ihrem Rechte gelange, wird ein Dialog zwischen Sebastian Münster und Matthäus Merian, der den im September hier tagenden Mitgliedern der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft gewidmet ist, dem Jahrbuch einverleibt. Wie gewöhnlich bilden auch jetzt wieder die Annalen des verflossenen Jahres den Schluß des Ganzen.

Jedoch noch auf eines soll hier aufmerksam gemacht werden. Herausgeber und Verleger möchten ihre Aufgabe noch etwas erweitern, indem sie dem geschriebenen Texte auch Erzeugnisse der bildenden Kunst beigeben, welche die Bedeutung gewöhnlicher Illustrationen übertreffen. Schon in dem letzten und in früheren Bänden wurde hiemit der Anfang gemacht, indem neben Porträts und Reproduktionen alter Bilder Arbeiten von Waagen und Carl Theodor Meyer veröffentlicht wurden. In dem vorliegendem Bande ist es Wilhelm Balmer, dessen Entgegenkommen wir zwei Radierungen, Bottmingen und Maria-Stein zu verdanken haben. Gewiß werden diese neuen Bereicherungen des Jahrbuches bei dessen alten Freunden und

Gönnern eine freudige Aufnahme finden, und wir geben uns der angenehmen Hoffnung hin, daß es uns auch in Zukunft, dank dem Entgegenkommen unserer Basler Künstler, möglich sein werde, jeweilen unserem Buche ein solches edles Angebinde auf seinem Wege mitgeben zu können, damit es immer mehr, der wenn auch bescheidene Ausdruck des litterarischen und künstlerischen Lebens unserer lieben Vaterstadt sein möge.

Basel, im Dezember 1895.

Die Herausgeber.

# Inhaltsverzeichnis.


Alb. Burckhardt-Finsler: Zwei Basler Verfassungen aus dem Anfang unseres Jahrhunderts . . . . . . . . . . . 1

August Huber: Das Anleihen der französischen Könige bei Basel 33

Eduard Thurneysen: Die Basler Separatisten im achtzehnten Jahrhundert . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 54

K. Stockmeyer: „Antistes Stockmeyer" (mit Porträt in Photogravüre . . . . . . . . . . . . . . . . . . 107

Albert Geßler: Sebastian Münster und Matthäus Merian . . 183

Fritz Baur: Vor fünfundzwanzig Jahren . . . . . . . . . 195

E. A. Stückelberg: Die Weihnachtskrippen (mit 1 Lichtdruck) . . 278

D. B. W.: Anekdoten von Antistes Hieronymus Burckhardt . . . 286

Fritz Baur: Basler Chronik vom 1. Nov. 1894 bis 31. Okt. 1895 298


2 Radierungen von Maler W. Balmer.

# Zwei Basler Verfassungen aus dem Anfang unsres Jahrhunderts.

Von

Prof. Alb. Burckhardt-Finsler.

Im Herbst des Jahres 1802 war es in der Schweiz eine ausgemachte Sache, daß der politische Zustand der Dinge, wie er durch die Schaffung der einen und unteilbaren Republik und deren Verfassung ins Leben gerufen war, sich nicht mehr lange werde halten lassen. Die Helvetik ist zu Grunde gegangen, weil sie allzusehr das Ergebnis politischer Theorien und ausländischer Anschauungen gewesen ist, weil der Sprung, welcher der Schweizer Bevölkerung im Frühjahr des Jahres 1798 zugemutet wurde, über eine zu weite Kluft führte, weil die begleitenden Umstände der Neuerung zum Teil recht traurige gewesen sind, und endlich nicht zum mindesten deshalb, weil die frühern privilegierten Kreise nach der verlorenen Macht, breite Schichten des Volkes nach alten politischen Gewohnheiten und Gepflogenheiten sich zurücksehnten. Und doch ist die helvetische Verfassung, das Werk unseres Staatsmannes Peter Ochs, die einzige Verfassung der Schweiz gewesen, welche aus einem Guße und einem großartigen Gedanken entsprungen war, welcher die Halbheiten des Kompromisses nicht ankleben; sie ist ein Kunstwerk, welchem nur eines mangelte, nämlich die Fähigkeit, populär zu werden. So sehen wir denn, daß

die Gegenströmung sich auf allen Punkten geltend machte, sobald Frankreich der helvetischen Regierung den Schutz seiner Truppen entzog. In Schwyz versammelte sich eine Tagsatzung unter dem Vorsitz des Aloys von Reding, an welcher bald die meisten Kantone sich beteiligten; in Bern amtete die sogenannte Standeskommission. Die helvetische Regierung hatte nach Lausanne fliehen müssen, und die vereinigten Truppen der Schwyzer Tagsatzung und Berns schienen berufen zu sein, der ganzen helvetischen Herrlichkeit in demselben Waadtlande ein Ende zu bereiten, aus welchem diese zum guten Teil ihre besten Kräfte gezogen hatte. Da setzte mit einem Mal Napoleons Machtwort all dem Wirrwarr ein Ende, befreite die Eidgenossenschaft vor der Gefahr einer unglückseligen Reaktion, wie sie von Bern in Aussicht genommen war, führte die rechtmäßige Regierung, deren Finanzminister damals Johann Heinrich Wieland gewesen ist, wieder nach Bern zurück und versammelte eine Anzahl angesehener Männer als Vertreter der verschiedenen Kantone und Parteien in Paris, wo diese dann aus den Händen des gewaltigen Vermittlers die Verfassungen für den Bund wie für die Kantone erhielten. Das Geschenk, das damals speziell den Baslern zu Teil wurde, möchte ich hier etwas genauer besprechen und dasselbe dann mit derjenigen Verfassung vergleichen, welche elf Jahre später unter dem Einfluß der siegreichen Feinde Napoleons zu stande gekommen ist.

Zunächst werfen wir noch einen Blick auf das Verhalten Basels zu der Zeit, welche der Consulta vorangegangen ist. Obschon Basel gewissermaßen der Entstehungsort der Helvetik gewesen ist, und obschon eine beträchtliche Anzahl Basler an der helvetischen Regierung teilgenommen hat, so daß unser Kanton als eine Hauptstütze der liberalen Sache angesehen werden konnte, war doch auch eine starke Gegenpartei vorhanden, Leute, welche der alten Regierung angehört hatten und nun darnach strebten, die Zustände,

wie sie vor 1798 bestanden hatten, herzustellen und in politischer Hinsicht die Landschaft aufs neue mundtot zu machen. Als daher die helvetische Regierung, in welcher Basel durch Licenziat Schmid, Mitglied des Vollziehungsrates, vertreten war, ins Wanken kam, wurde auch in unserer Stadt eine kleine Revolution zu Gunsten der Altgesinnten insceniert. Den Anlaß hiezu gab einmal die Nachricht von der Beschießung Zürichs durch die helvetischen Truppen, anderseits der Befehl des Vollziehungsrates, Kanonen- und Kriegsvorräte aus dem Basler Zeughause zur Verwendung gegen die aufständischen Landesteile wegzuschaffen. Das Zeughaus wurde von den Bürgern besetzt, die Freikompagnie hergestellt, der bisherige Präsident der Munizipalität, Buxtorf, mußte abdanken und der Platzkommandant Remigius Frey entfliehen; an Stelle des erstern wurde Alt-Oberstzunftmeister Andreas Merian, an Stelle des letztern Hauptmann Ryhiner gewählt, der Regierungsstatthalter desselben Namens schlug seinen Amtssitz in Liestal auf, alles Dinge, welche Wieland in Bern sehr bekümmerten. „Alle diese Ereignisse schmerzten mich tief, die Contre-Revolution und ihre Führer können mir kein Zutrauen einflößen", schreibt er seinem Schwiegervater Schweighauser. Allein Basel ging auf dem nun betretenen Weg noch weiter und schickte Merian und Daniel Pfaff aus Liestal an die Redingsche Tagsatzung nach Schwyz. Auch eine neue Kantonsverfassung sollte durch eine Kommission bestehend aus acht Stadt- und ebensovielen Landbürgern entworfen werden. Jedoch alle diese Versuche und Bestrebungen wurden durch das schon erwähnte Eingreifen Napoleons zu nichte gemacht, und Basel mußte nun wie die andern Kantone auch seine Deputierten zur Consulta in Paris bestimmen. Die Wahl fiel auf einen Unitarier, den Vollziehungsrat Licenziat Schmid, und auf einen Föderalisten, den frühern Deputaten Bernhard Sarasin. Da aber der erstere die Mission ablehnte, so vertrat dann Sarasin allein den Kanton Basel in Paris; denn Peter Ochs,

welcher ebenfalls an der Consulta teilnahm, war von einigen solothurnischen Gemeinden geschickt worden, die ihre Interessen gegenüber der patrizischen Reaktion wahren wollten. Auf die allgemeinen Verhandlungen in Paris kann nicht eingegangen werden; es genügt, hier anzudeuten, daß Napoleon und seine Minister einer föderalistischen Gestaltung der Eidgenossenschaft den Vorzug gaben, so daß dann auch eigentliche Kantonsverfassungen nötig wurden.

Ueber die Grundzüge, nach welchen diese Verfassungen auszuarbeiten waren, konnte jedermann zu völliger Klarheit gelangen, nachdem am 10. Dezember 1802 Barthélemy den versammelten Deputierten ein Schreiben Napoleons vorgelesen hatte, in welchem folgende Kraftstellen enthalten waren: „La nature a fait votre état fédératif. Vouloir la vaincre ne peut pas être d'un homme sage.“ Deshalb bezeichnet er als im Interesse der Schweiz liegend: „L'égalité des droits entre vos dix-huit cantons. Une renonciation sincère et volontaire aux privilèges de la part des familles patriciennes, une organisation fédérative où chaque canton se trouve organisé suivant sa langue, sa religion, ses mœurs, son intérêt et son opinion. La chose la plus importante c'est de fixer l'organisation de chacun de vos dix-huit cantons.“ Nachdem er dann der Schweiz eine größere Armee, bedeutende Finanzen und Gesandte an den Höfen Europas abgesprochen hat, erklärt Napoleon: „La neutralité de votre pays, la prospérité de votre commerce et une administration de famille, sont les seules choses qui puissent agréer à votre peuple et vous maintenir.“ Und weiter: „Toute organisation qui eût été établie chez vous et que votre peuple eût supposée contraire au voeu et à l'intérêt de la France, ne pouvait pas être dans votre véritable intérêt.“ Dann folgen noch einige Drohungen und Einschüchterungen mit der Bemerkung: „La politique de la Suisse

a toujours été considérée en Europe comme faisant partie de la politique de la France, de la Savoye et du Milanais parceque la manière d'exister de la Suisse est entièrement liée à la sûreté de ces états.“ Endlich verspricht der erste Konsul alle Eingaben und Ansichten prüfen zu wollen und bezeichnet die Senatoren Barthélemy, Fouché, Röderer und Desmeunier als seine Bevollmächtigten zur Unterhandlung. Zwei Tage später hatte ein Fünferausschuß der Schweizer Gelegenheit, diese Anschauungen durch Napoleon unmittelbar bestätigt zu hören. Am 13. Dezember wurden die Deputierten aufgefordert, innerhalb einer Woche ihre Vorschläge in betreff der Kantonsverfassungen einzureichen, wobei die Kommissäre Napoleons sich derart in die Geschäfte teilten, daß Desmeunier sich der demokratischen und der neuen Kantone annehmen sollte, während Röderer sich mit den alten Städtekantonen zu befassen hatte. Für die Kantone Bern, Freiburg, Solothurn und Basel wurden nach Tilliers Bericht je zwei Entwürfe eingereicht. Unsern Kanton anlangend, muß der eine derselben jedenfalls Bernhard Sarasin zugeschrieben werden; ob der andere etwa von Ochs, dem einzigen weitern Basler, verfaßt war, mag dahingestellt bleiben. Leider konnte ich den Sarasinschen Entwurf nicht mehr finden, sodaß einzig dessen Aufzeichnungen in seinem Tagebuch einiges Licht verbreiten, wenn er schreibt: „Für Basel habe ich die Verhältnisse des Vermögens als Grundlage für die Vertretung vorgeschlagen, und die Kommissarien scheinen nicht abgeneigt, darauf eintreten zu wollen.“ Oder wenn er einige Tage später bemerkt: „Die Kommissarien haben meinen Verfassungsentwurf gelesen, und, wie sie mir sagen, viel Anwendbares gefunden. Ochs bestrebt sich dagegen, der Centralregierung alle Gewalt in die Hände zu spielen.“ Freilich wurden dann seine Hoffnungen bald wieder heruntergestimmt, da Röderer die Volkszahl für die Vertretung im Großen Rate auch in den Städtekantonen zu Grunde

legen will, obschon ihm Sarasin entgegenhält, die Städte, deren ökonomische Leistungen zu berücksichtigen seien, würden erdrückt, und diese Berechnung möge wohl populär sein, allein sie öffne den Intriguen Thor und Thür. Später hoffte er wieder auf bessere Erfolge zu Gunsten seiner Vaterstadt, welcher schließlich doch ein Dritteil der Vertretung zugestanden wurde. Im ganzen ist jedenfalls Röderer mit den eingereichten Entwürfen sehr willkürlich verfahren. Sarasin konnte auf den Gang der Ereignisse wenig mehr einwirken, da er nicht in den Zehnerausschuß gewählt wurde, welcher dann hauptsächlich die Geschäfte an die Hand genommen hat. Bernhard Sarasin hat sich in der Folge noch für seinen Heimatkanton verwendet, als in Paris davon die Rede war, daß die drei rechtsrheinischen Gemeinden gegen Gebiet im Thurgau an Baden abgetreten werden könnten; für diesen Verlust sollte Basel einen Teil des Fricktհales bekommen, eine Vereinigung, welche auch von einer fricktհalischen Deputation damals in Paris betrieben wurde. Sarasin hat die Sache so viel als möglich hintertrieben, was Wieland zu der Aeußerung veranlaßte, „daß M. H. G. A. Herr Sarasin bewirken konnte, daß der Distrikt Rheinfelden unserm Kantone entzogen worden, das macht seinem Zunftgeiste mehr Ehre als seinem Verstande. Ich wenigstens möchte diesen kleinköpfigten Staatsstreich bei unsern Enkeln nicht verantworten.“ In der Angelegenheit der kantonalen Verfassungen setzten es die städtischen Abgeordneten wirklich durch, daß die Wahlen nach der Kopfzahl durch eine Reihe daran geknüpfter Bedingungen und Erschwerungen zu Gunsten der Hauptstädte eingeschränkt wurden. Am 24. Januar 1803 wurde bei Barthélemy das ganze Mediationswerk vorgelesen, ohne daß den Abgeordneten eine Abschrift desselben gegeben worden wäre. Allfällige Bemerkungen konnten innerhalb 24 Stunden eingereicht werden. Napoleon selbst aber empfing den Zehnerausschuß nebst den Kommissären in den Tuilerien am 29. Januar 1803 in

siebenstündiger Sitzung. Wiederum sprach sich der erste Konsul mit Entschiedenheit gegen das Einheitssystem aus, betonte die Notwendigkeit der Rechtsgleichheit, des Fortbestandes der Waadt, des Verschwindens der Privilegien und Prärogativen. „Wenn einmal“ so fuhr er fort, „die Kantone organisiert sind, dann werden wir mit der Centralisierung bald einig sein. Sie hat nicht mehr viel zu thun, sie hat weder Truppen zu leiten, noch Finanzen zu besorgen. Wie gesagt, Truppen braucht ihr keine, denn ihr seid kein militärischer Staat mehr, ihr lebt von dem Ruhme eurer Vorfahren.“ Aus der ganzen Verhandlung ging hervor, daß Napoleon selbst die Projekte bearbeitet hatte; denn in allem war er auf das Beste bewandert. Seine Macht gab er den Schweizern in der ihm eigenen übermütigen Art zu fühlen, wenn er ihnen drohte, es sei dies nun der letzte Versuch, der gemacht werde, wenn er von zwei Departements redete, in welche er ohne jeglichen Widerspruch Europas das Land verwandeln könnte, wenn er auf Einwendungen gegen Basel als einen zu entfernt gelegenen Direktorialkanton erklärte, er werde es abschneiden, wenn man wolle. Auch auf alle Einzelheiten ging Napoleon ausführlich ein. Betreffend die Verfassungen der Städtekantone betonte er, wie nötig „le grabeau“ die Censur für sie sei, daß nur durch dieses Mittel Ausschreitungen der aristokratischen Behörden vermieden werden könnten, was er durch die Censoren in Rom und die Großinquisitoren von Venedig erhärtete. Da die Stellen des Großen Rates lebenslänglich sind, so könne dieses grabeau um so weniger entbehrt werden. Neue Aristokratien müssen sich bilden, und damit sie eine Gestaltung erhalten, in der man eine hinlängliche Gewährleistung für Ordnung, Sicherheit und Beständigkeit findet, müssen enge feste Punkte geschaffen werden, welche den wandelbaren Menschen und Dingen als Haltpunkt dienen. Dann, meinte Napoleon, werden die Landbürger keinen großen Anstoß nehmen an den Vermögensbedingungen, welche für die Wählbarkeit

aufgestellt werden; denn arme Großräte in einer Hauptstadt, da der geringste Bürger mehr auszugeben hat, würden keine Achtung genießen und auch ihre Wähler verächtlich machen. Die unmittelbare Wahl zieht Napoleon den Wahlmännern vor, da dort weniger Umtriebe möglich seien. Schließlich erging sich der erste Konsul nochmals gegen den Einheitsstaat, bei welcher Gelegenheit er auch auf seine folgenschwere Reise durch die Schweiz im Winter 1797 zu sprechen kam. Bei dieser Gelegenheit hat er nun, da es ihm zweckdienlich war, mit einer Unverschämtheit gelogen, wie es damals nur etwa noch Fürst Metternich zustande gebracht hätte. Er hat seine ganze Thätigkeit bei der Gründung der Helvetik vollkommen verleugnet und dazu hatte er die Stirne, dies einer Versammlung gegenüber zu thun, welcher auch der Mann angehörte, den er damals hauptsächlich aufgefordert, ja gezwungen hatte, eine Einheitsverfassung zu entwerfen. Freilich befand sich Peter Ochs nicht in dem Zehnerausschuß. Allein Napoleon würde sich wohl kaum gescheut haben, auch vor ihm seine Lügen zum Besten zu geben.

In den folgenden Tagen wurde bei den Kommissären weiter beraten, auch die Liquidation der helvetischen Regierung und die Einführung der neuen Verfassungen festgestellt, Louis d'Affry aus Freiburg zum ersten Landammann von Napoleon ernannt, und eine siebengliedrige Regierungskommission von dem Zehnerausschuß für jeden Kanton gewählt, welche vom 10. März an alle Gewalt bis zur Wahl der neuen Behörden besitzen sollte. Den Präsidenten dieser Kommissionen bestimmte Napoleon. Für Basel wurde Sarasin mit diesem Amte betraut und ihm Stähelin, Gemuseus, Heusler, Schäfer, Schmid und Wieland beigegeben. Nachdem Napoleon am 19. Februar dem Zehnerausschuß die Vermittlungsakte überreicht hatte, wurden zwei Tage nachher noch sämtliche Mitglieder der Consulta zu einer Abschiedsaudienz eingeladen. Napoleon hat damals mit den einzelnen Deputierten sich

unterhalten, da begegnete ihm auch Peter Ochs, welcher vor fünf Jahren in demselben Paris von demselben Napoleon so ungemein freundlich empfangen worden war. Die Zeiten hatten sich unterdessen geändert, der General Bonaparte war erster Konsul geworden und brauchte nun andere Freunde in der Schweiz als den für die Menschenrechte begeisterten Basler Oberstzunftmeister. Eine Auseinandersetzung mit Ochs war jetzt Napoleon jedenfalls nicht erwünscht, deshalb mußte ein brutales Wort, wie sie Napoleon zu jeder Zeit vorrätig hatte, aushelfen. „La révolution est finie, Monsieur Ochs“, hielt er ihm mit jenem eiskalten Uebermut entgegen, dessen Emporkömmlinge so gerne gegenüber früheren nun nicht mehr zweckdienlichen Freunden sich zu bedienen pflegen, und doch war Peter Ochs seinerzeit als „homme agréable au gouvernement français“ nach Paris berufen worden.

Allerdings hatte nun die Revolution in der Schweiz ihren Abschluß gefunden, und daß nicht alle Errungenschaften begraben worden sind, das hatte unser Land niemand anders als Napoleon Bonaparte zu verdanken, nicht daß er es irgendwie gut mit der Schweiz gemeint hätte; allein glücklicherweise entsprach ein gewisses Maß von Liberalismus seinen Wünschen und Anschauungen, welche natürlich einzig und allein nur durch seinen persönlichen Egoismus bestimmt waren. Nach all den Wirren ist eben doch der Vermittler auch der Retter der Schweiz gewesen, und sein Werk hat unserm Lande eine zehnjährige Ruhezeit verschafft. Daß dasselbe ein Danaergeschenk wie kaum ein anderes gewesen ist, kann freilich nicht geleugnet werden. Die Perle dieser Mediationsverfassung war das Prinzip der Rechtsgleichheit, welches, wenn auch mehrfach eingeengt und verstümmelt, doch als entwicklungsfähiger Kern in derselben enthalten war. Schauen wir nun, wie speziell für Basel dieser Gedanke durchgeführt wurde.

Die Basler Verfassung enthält 21 Artikel und stimmt außer einigen Abweichungen, welche die Einteilung des Kantons, sowie die

Anzahl der Mitglieder des Großen Rates betreffen, wörtlich überein mit derjenigen von Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn und Schaffhausen. Es dürfte diese Gleichheit, welche übrigens deutlich beweist, wie wenig Rücksicht Röderer und Napoleon auf die speziellen Wünsche der einzelnen Deputierten genommeu haben, von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit sein; dadurch wurde unter den alten Städtekantonen ein festes einheitliches Band geschlossen und so durch diese Einheit gewissermaßen ein allerdings nur partieller Ersatz geschaffen für das Aufgeben der helvetischen Einheit. Napoleon wollte wohl dadurch allfälligen revolutionären Gelüsten der neuen Kantone einen festen Damm entgegensetzen; auch sollten die auf gleicher Basis ruhenden Regierungen unter einander fester verknüpft sein als in frühern Zeiten. Gewissermaßen stillschweigend wurde eine Art von Stanser Vorkommnis auch in die neue Zeit hinübergerettet, das sich denn auch im Kanton Zürich anläßlich des sogenannten Bockenkrieges zu Gunsten der Regierung bewährt hat. Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß die Verfassungen der ehemaligen Patrizierkantone Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn vollkommen übereinstimmen mit denjenigen der von Zünften regierten Städte Zürich, Basel und Schaffhausen. Napoleon war ein entschiedener Gegner der Patriziate; alle Kreise, deren Ansehen auf historischer Entwicklung beruhte, waren ihm, dem Emporkömmling, zuwider, da sie ihn an diejenigen erinnerten, deren Platz er nun mit seinen Offizieren einnahm, deshalb denn sein Haß besonders gegen die Berner Patrizier. Allein als Konsul und besonders als Kaiser bedurfte er doch auch eines Adels, und da mußten denn, neben der alten Noblesse, soweit sie es über sich brachte, in den Tuilerien oder in St. Cloud zu erscheinen, die ausgezeichneten Soldaten und Beamten, den neuen Adel bilden. Auch in der Schweiz sollte eine solche neue Aristokratie durch die Mediationsverfassung geschaffen werden. Die ächten Patrizier waren aber mit wenigen Ausnahmen nicht zu bekommen, eine Militär-

aristokratie war unmöglich, weil man kein namhaftes Militär hatte, und so blieb nichts andres übrig, als diesen neuen Stand auf dem Vermögen aufzubauen, ein Verhältnis, welches faktisch den Zuständen entsprach, wie sie vor 1798 in den Handel und Gewerbe treibenden Zunftstädten Zürich und Basel bestanden hatten. Daher kann es uns nicht wundern, wenn gerade diese und ihre Magistrate mit der neuen Ordnung der Dinge besonders einverstanden waren.

Die Kantonsverfassungen sind wie auch die Bundesverfassung äußerst kurz gehalten; von Grundsätzen, Zwecken und Aufgaben, wie dies in der Helvetik der Fall war, ist hier keine Rede mehr. An Stelle des revolutionären Idealismus ist praktische Nüchternheit getreten. Ein erster Titel handelt in vier Paragraphen von der Einteilung des Kantons und dem politischen Stande der Bürger. Der Kanton Basel zerfällt in die drei Bezirke Basel, Waldenburg und Liestal, von denen jeder in 15 Zünfte eingeteilt ist. In der Stadt sind es die alten nach der Berufsthätigkeit zusammengesetzten Korporationen, auf dem Lande sollen es möglichst gleiche und einander nahe gelegene Abteilungen der Bezirke sein, welche diese Wahlkörper ausmachen. Daß man wieder zu den Zünften griff, ist bezeichnend für die Tendenz, recht vieles aus der alten Zeit in die Mediation auch dem Namen nach zu retten; denn als einzige Wahlkörper hatten die Zünfte auch in der Stadt keinen rechten Sinn, da sie zu ungleich zusammengesetzt waren und so die auf kleinen Zünften vereinigten Bürger einen größeren Einfluß ausübten, als die Mitglieder der zahlreichen Zünfte. Vollends hatte diese Benennung keine Berechtigung auf der Landschaft, wo, wie die Verfassung sich ausdrückt, keine Rücksicht genommen wurde auf Handwerk, Stand und Begangenschaft (métier, état ou profession). Allein wenn man in Erwägung zieht, was für einen Zauberklang bei den Bürgern der Name Zunft besaß, so kann man sich denken, mit welcher Freude die Herstellung dieser alten Einrichtungen begrüßt wurde. Während

nun aber im dritten Artikel festgestellt wird, daß jeder im Kanton ansäßige Schweizer, der sechszehn Jahre alt ist, zum Militärdienst angehalten werden kann, — die Schweiz durfte auf den Befehl Napoleons nur 15,203 Mann aufbieten, wozu Basel 409 Mann zu stellen hatte — wurde die Zugehörigkeit zu einer Zunft erheblich eingeschränkt. Das schweizerische Bürgerrecht der Helvetik war aufgehoben und dafür das kantonale Gemeindebürgerrecht aufgestellt worden. Nur diese Gemeindebürger können Mitglieder einer Zunft sein; sie müssen ein Jahr lang im Gebiete derselben sich aufgehalten haben, in der Miliz eingeschrieben sein, wenn verheiratet zwanzig, wenn unverheiratet dreißig Jahre alt sein und entweder Grundbesitz oder grundversicherte Schuldschriften im Werte von Fr. 500 besitzen. Endlich wird als eine gewisse Beruhigung hinzugefügt, daß jeder Kantonsbürger das Bürgerrecht der Stadt Basel erwerben könne. Aus allen diesen Bestimmungen geht deutlich hervor, wie sehr man in Paris bestrebt war, das Wahlrecht nur solchen Leuten anzuvertrauen, deren ganze Lebensstellung durch eine ruhige Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse bedingt war. Der grundbesitzende, militärpflichtige Familienvater war es, in dessen Hand die wichtigsten Wahlen sollten gelegt sein. Der Census von Fr. 500 war natürlich für den Landbürger eine Bestimmung, welche manchen des Wahlrechts beraubte. Immerhin konnte man sagen, das Prinzip der Rechtsgleichheit ist gewahrt, wenn auch mit einer Anzahl von Einschränkungen, die durch Zeitumstände und im Interesse einer ruhigen Entwickelung des Kantons geboten waren. Der helvetischen Verfassung gegenüber bedeuteten diese Bestimmungen einen empfindlichen Rückschritt, indem dort als Bedingung der Teilnahme an den Primarversammlungen nur das zwanzigste Altersjahr, sowie fünfjähriger Aufenthalt in einer Gemeinde verlangt wurde.

Der zweite Titel der Basler Verfassung behandelt die öffentlichen Gewalten in acht Artikeln. Zunächst ist vom Großen Rate

die Rede, derselbe besteht aus 135 Mitgliedern, besitzt die gesetzgebende Gewalt, wählt die Gesandten zur Tagsatzung und bestimmt deren Instruktionen, ernennt alle Beamten, deren Verrichtungen sich über den ganzen Kanton erstrecken und läßt sich über die Vollziehung der Gesetze ꝛc. Rechenschaft geben. Mit diesen Bestimmungen erhält der Große Rat eine Stellung, welche gegenüber der alten Zeit sich bedeutend verbessert hat. Hiebei denken wir nicht an die Bedeutungslosigkeit des Großen Rates im 17. Jahrhundert bis zu dem Aufruhr von 1691, sondern an die Unterordnung unter den Kleinen Rat, welche bis 1798 sein Los und seine Bestimmung gewesen ist. Das reine Repräsentativsystem gelangt in diesem Art. 5 der Vermittlungsverfassung zum vollen Ausdruck. Die Befugnisse, welche in jetziger Zeit dem Großen Rate eingeräumt sind, waren damals allerdings noch unbekannt. So ging die Initiative in der Gesetzgebung von der Regierung aus, und alle im Großen Rate gestellten Anträge mußten erst jener zur Beratung und Eingabe von Vorschlägen überwiesen werden. Wie Napoleon eine allzu freie und selbständige Bewegung der demokratischen Landsgemeinden verhindern wollte, so suchte er auch bei aller Uebertragung der souveränen Gewalt der Stadtkantone an den Großen Rat doch den Regierungen, auf deren Mitglieder er viel eher zählen konnte, einen ansehnlichen Einfluß auch auf die Gesetzgebung vorzubehalten. Die Kleinräte, 25 an der Zahl, blieben denn auch laut Artikel 6 Mitglieder des Großen Rates. Jeder der drei Bezirke sollte wenigstens durch ein Mitglied in der Regierung vertreten sein, was einem Minimum von Zugeständnis an die beiden bäuerlichen Bezirke gleichkommt. In der That hat es sich auch in der Folgezeit herausgestellt, daß während der ganzen Mediationszeit die Zahl der Ratsherren vom Lande eine verschwindend kleine gewesen ist. Dabei kommt noch in Betracht, daß die Stellen sehr gering bezahlt waren und die Ratsherren notwendig in der Stadt

nun aber im dritten Artikel festgestellt wird, daß jeder im Kanton ansäßige Schweizer, der sechszehn Jahre alt ist, zum Militärdienst angehalten werden kann, — die Schweiz durfte auf den Befehl Napoleons nur 15,203 Mann aufbieten, wozu Basel 409 Mann zu stellen hatte — wurde die Zugehörigkeit zu einer Zunft erheblich eingeschränkt. Das schweizerische Bürgerrecht der Helvetik war aufgehoben und dafür das kantonale Gemeindebürgerrecht aufgestellt worden. Nur diese Gemeindebürger können Mitglieder einer Zunft sein; sie müssen ein Jahr lang im Gebiete derselben sich aufgehalten haben, in der Miliz eingeschrieben sein, wenn verheiratet zwanzig, wenn unverheiratet dreißig Jahre alt sein und entweder Grundbesitz oder grundversicherte Schuldschriften im Werte von Fr. 500 besitzen. Endlich wird als eine gewisse Beruhigung hinzugefügt, daß jeder Kantonsbürger das Bürgerrecht der Stadt Basel erwerben könne. Aus allen diesen Bestimmungen geht deutlich hervor, wie sehr man in Paris bestrebt war, das Wahlrecht nur solchen Leuten anzuvertrauen, deren ganze Lebensstellung durch eine ruhige Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse bedingt war. Der grundbesitzende, militärpflichtige Familienvater war es, in dessen Hand die wichtigsten Wahlen sollten gelegt sein. Der Census von Fr. 500 war natürlich für den Landbürger eine Bestimmung, welche manchen des Wahlrechts beraubte. Immerhin konnte man sagen, das Prinzip der Rechtsgleichheit ist gewahrt, wenn auch mit einer Anzahl von Einschränkungen, die durch Zeitumstände und im Interesse einer ruhigen Entwickelung des Kantons geboten waren. Der helvetischen Verfassung gegenüber bedeuteten diese Bestimmungen einen empfindlichen Rückschritt, indem dort als Bedingung der Teilnahme an den Primarversammlungen nur das zwanzigste Altersjahr, sowie fünfjähriger Aufenthalt in einer Gemeinde verlangt wurde.

Der zweite Titel der Basler Verfassung behandelt die öffentlichen Gewalten in acht Artikeln. Zunächst ist vom Großen Rate

die Rede, derselbe besteht aus 135 Mitgliedern, besitzt die gesetzgebende Gewalt, wählt die Gesandten zur Tagsatzung und bestimmt deren Instruktionen, ernennt alle Beamten, deren Verrichtungen sich über den ganzen Kanton erstrecken und läßt sich über die Vollziehung der Gesetze ꝛc. Rechenschaft geben. Mit diesen Bestimmungen erhält der Große Rat eine Stellung, welche gegenüber der alten Zeit sich bedeutend verbessert hat. Hiebei denken wir nicht an die Bedeutungslosigkeit des Großen Rates im 17. Jahrhundert bis zu dem Aufruhr von 1691, sondern an die Unterordnung unter den Kleinen Rat, welche bis 1798 sein Los und seine Bestimmung gewesen ist. Das reine Repräsentativsystem gelangt in diesem Art. 5 der Vermittlungsverfassung zum vollen Ausdruck. Die Befugnisse, welche in jetziger Zeit dem Großen Rate eingeräumt sind, waren damals allerdings noch unbekannt. So ging die Initiative in der Gesetzgebung von der Regierung aus, und alle im Großen Rate gestellten Anträge mußten erst jener zur Beratung und Eingabe von Vorschlägen überwiesen werden. Wie Napoleon eine allzu freie und selbständige Bewegung der demokratischen Landsgemeinden verhindern wollte, so suchte er auch bei aller Uebertragung der souveränen Gewalt der Stadtkantone an den Großen Rat doch den Regierungen, auf deren Mitglieder er viel eher zählen konnte, einen ansehnlichen Einfluß auch auf die Gesetzgebung vorzubehalten. Die Kleinräte, 25 an der Zahl, blieben denn auch laut Artikel 6 Mitglieder des Großen Rates. Jeder der drei Bezirke sollte wenigstens durch ein Mitglied in der Regierung vertreten sein, was einem Minimum von Zugeständnis an die beiden bäuerlichen Bezirke gleichkommt. In der That hat es sich auch in der Folgezeit herausgestellt, daß während der ganzen Mediationszeit die Zahl der Ratsherren vom Lande eine verschwindend kleine gewesen ist. Dabei kommt noch in Betracht, daß die Stellen sehr gering bezahlt waren und die Ratsherren notwendig in der Stadt

wohnen mußten. Als Befugnisse der Behörde nennt die Verfassung den Vollzug der Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse, die Initiative der Gesetzgebung, Leitung und Beaufsichtigung der untern Beamten, Entscheidung über Streitigkeiten in Verwaltungssachen, Wahl der Beamten, deren Verrichtungen einen ganzen Bezirk betreffen, und Rechnungsablage. Wie früher sollten zwei Bürgermeister jahrweise abwechselnd den Großen wie den Kleinen Rat präsidieren. Gerade diese letztere Bestimmung, verbunden mit dem Umstande, daß die Mitglieder der Regierung auch im Großen Rate ihren Sitz behielten, mußte wesentlich zu starker Beeinflussung des letztern durch die erstere führen. Was heute bei der stets vollkommeneren Durchbildung der Demokratie manchmal im Interesse einer schnelleren Geschäftserledigung zu wenig vorhanden ist, ein innerer Zusammenhang zwischen den beiden Behörden, das war damals gewiß im Uebermaß zu Gunsten der Exekutive durchgeführt. Dazu kam noch, daß Verwaltung und Justiz nicht vollkommen getrennt waren, wie denn Art. 8 festsetzte, daß das dreizehngliedrige Appellationsgericht von einem Bürgermeister präsidiert und in Malefizsachen durch vier Ratsherren erweitert werden müsse.

Die folgenden Artikel behandeln die Wahl der Regierung und der Bürgermeister durch den Großen Rat, die zweijährige Erneuerung des Kleinen Rates zu einem Dritteil, wobei jedoch die Austretenden wieder wählbar sind, sodann wird die Wahlart des Großen Rates kurz behandelt, welche im dritten Titel, Art. 13—18, eingehender besprochen wird. Dieser Abschnitt ist wohl als der wichtigste Teil der Verfassung zu betrachten, wird doch in demselben das Verhältnis zwischen Stadt und Land in der gesetzgebenden Behörde festgestellt. Daß die Stadt durch das Land möchte erdrückt, daß das reine Bevölkerungsverhältnis den Wahlen möchte zu Grunde gelegt werden, wie zur Zeit der Helvetik, das war in Paris die Hauptbesorgnis der städtischen Abgeordneten und besonders auch

des Bernhard Sarasin gewesen. Napoleon hat diesen Wünschen, wie wir gesehen haben, einmal durch die Beschränkung des aktiven Wahlrechts Rechnung getragen, andrerseits dadurch, daß er den Städten die frühere Anzahl ihrer Zünfte ließ und den Landschaften deren etwas weniger einräumte, als ihrer Bevölkerungszahl entsprach. Es war also auch in dieser Hinsicht die Rechtsgleichheit etwas geschmälert, doch nicht so sehr, daß dies auf dem Lande als eine große Zurücksetzung empfunden worden wäre. Die Stadt Basel zählte damals etwa 15,000 Einwohner, die Landschaft — damals noch ohne das Birseck — höchstens 35,000. Wenn nun die Stadt einen Dritteil, das Land zwei Dritteile der Mitglieder für den Großen Rat stellte, so mochte das eine kleine Verschiebung zu Gunsten der Stadt bedeuten, ohne an dem Prinzip der Gleichheit etwas zu ändern. Das hat auch am 3. Januar 1831 Stephan Gutzwiller im Großen Rate anerkannt, wenn er seine folgenschwere Rede mit den Worten schloß: „Die Urkunde von 1798 verspricht diese vollkommene Freiheit; sie hat 16 Jahre lang bestanden, ohne daß sich nachteilige Folgen gezeigt haben."

Unmittelbare Wahlen waren damals Ausnahmen; man hegte die Ansicht, daß eine Verfassung um so mehr ihr Ziel erreiche, je umständlicher die Wahlart war, und es ist ja wohl kaum zu leugnen, daß für ein in der Demokratie noch nicht erprobtes Volk derartige Einrichtungen am Platze sind, die dann aber fallen werden und müssen, sobald die Wähler eine gewisse Uebung, eine politische Reife erlangt haben. Auch galt damals das Institut des Loses für eine so wünschenswerte Einrichtung, daß dasselbe auch mit dem Wahlsystem der Stadtkantone mußte kombiniert werden. Die Zahl der unmittelbaren Wahlen war daher die kleinere, indem jede der 45 kantonalen Zünfte zunächst je ein Mitglied des Großen Rates ernannte, sodann hatte jede Zunft vier Kandidaten zu wählen. Diese mußten aber den beiden Bezirken entnommen sein, welchen

die sie wählende Zunft nicht angehörte, auch durften nicht alle vier, sondern höchstens drei aus dem nämlichen Bezirk sein. Aus dieser etwas kompliziert erstellten Liste von 180 Kandidaten wurde die Hälfte durch das Los als Mitglieder des Großen Rates bezeichnet, und brachte so mit den 45 direkt Gewählten diese Behörde auf die gesetzliche Zahl von 135 Mitgliedern.

Wenn nun bei diesem Wahlmodus die beiden ländlichen Bezirke nur die vorgeschriebenen dreißig Stadtbasler für die Kandidatenliste wählten, und wenn das blinde Los gleichmäßig die beiden Teile behandelte, so konnte es geschehen, daß im Großen Rate 30 Basler 105 Baselbietern gegenüberstanden. Allein dies war die denkbar ungünstigste und auch unwahrscheinlichste Kombination, indem bei den Beschränkungen des aktiven und, wie wir bald sehen werden, auch des passiven Wahlrechts die Landschaft viel mehr auf die Stadt angewiesen war, so daß diese jedenfalls ihren Dritteil in der obersten Landesbehörde erhielt, wie es in der Intention des Gesetzgebers lag. So weist denn auch die erste Kandidatenliste $^2/_5$ Basler und $^3/_5$ Landbewohner auf, und im ersten Großen Rate befanden sich 82 Land- und 53 Stadtbürger, was wiederum dem Verhältnis von 5 zu 3 entspricht.

Bei den Wahlen, welche mit geheimer Abstimmung vor sich gehen sollen, entscheidet das absolute Stimmenmehr; kommt ein solches auch bei der zweiten Abstimmung nicht heraus, so entscheidet das Los zwischen den beiden Vorgeschlagenen, welche am meisten Stimmen haben.

Alle zwei Jahre werden von den Zünften die Lücken unter den unmittelbar Gewählten ergänzt. Die Lücken unter den mittelbar Gewählten werden sofort durch das Los aus der Kandidatenliste ausgefüllt, diese selbst wieder soll alle neun Jahre auf die verfassungsmäßige Höhe gebracht werden. Um nun aber auf die Liste zu kommen, mußte ein Kandidat Bürger und dreißig Jahre

alt sein, Grundbesitz oder Schuldschriften im Werte von 10,000 Fr. besitzen, während man sich bei den unmittelbar Gewählten mit einem Alter von 25 Jahren und einem Vermögen von 3000 Fr. begnügte. Aehnliche Ansätze finden sich auch in den Verfassungen der übrigen Stadtkantone, wobei jeweilen auf die Wohlhabenheit der betreffenden Landschaften Rücksicht genommen wird. So werden in den Kantonen Bern und Zürich 20,000 Fr. Vermögen verlangt, in Luzern, Freiburg und Schaffhausen 12,000 Fr., während Solothurn nur 5000 Fr. bei den mittelbar zu Wählenden verlangte. Es sind dies Abstufungen, welche die wenig vorteilhafte finanzielle Lage der Landschaft Basel klar beleuchten.

Endlich war die Censur, wie sie in diesen Verfassungen eingeführt wurde, etwas durchaus neues für unsere schweizerischen Verhältnisse. Nach diesen Bestimmungen sollte alle zwei Jahre um Ostern eine Kommission von 15 Mitgliedern auf jeder Zunft bestimmen, ob über ein oder zwei Mitglieder des Großen Rates die Censur „le grabeau“ vorgenommen werden sollte. Erklärte sich die Mehrheit der Kommission für Vornahme der Censur, so entscheidet die Zunft über Abberufung des oder der Betreffenden, wozu jedoch ein Stimmenmehr gefordert wird, das größer ist, als die Hälfte aller stimmfähigen Zunftgenossen. War einer von mehreren Zünften unter die Kandidaten gewählt worden, so kann er auch nur durch die gleichen Zünfte wieder abberufen werden; die von den Zünften unmittelbar Gewählten können nur durch die eigene Zunft abberufen werden.

Diese Einrichtung ist unserem Volke durchaus fremd geblieben. Napoleon hoffte dadurch einen Ersatz dafür zu bieten, daß die Stellen der gesetzgebenden Behörde lebenslängliche gewesen sind. Er fürchtete sich, eine periodische Wiederwahl einzuführen, weil er die Kantone den Stürmen der Wahlkampagne nicht allzu oft aussetzen, weil er vor allem Ruhe und Stabilität in der Schweiz haben wollte.

In drei Schlußartikeln endlich werden nähere gesetzliche Bestimmungen über Einrichtung der Gewalten in Aussicht gestellt, wie die Garantie derjenigen Religion, welche der betreffende Kanton bekennt, ausgesprochen, und wird ferner die Befugnis, Zehnten und Bodenzinse abzulösen, festgesetzt. Letzteres war eine Bestimmung, welche von großer Wichtigkeit geworden ist. Waren es doch gerade diese alten auf Grund und Boden lastenden Rechte, deren voreilige Entfernung der helvetischen Regierung so große Verlegenheiten verursacht hatte. Auf der andern Seite glaubten die bäuerlichen Kreise gerade im Aufhören dieser Lasten den Hauptgewinn der Revolution erblicken zu müssen, wie denn zu allen Zeiten die materiellen Fragen die ausschlaggebenden gewesen sind. Ein wenig mehr oder weniger aktives und passives Wahlrecht war den Landschaften bei dem praktischen Sinn des Bauern viel gleichgiltiger als die Thatsache, daß er von nun an nicht mehr alljährlich einem zins- und zehntberechtigten geistlichen oder weltlichen Herrn eine Quote des Landesertrages entrichten mußte. Daß man nicht von heute auf morgen alle solche Lasten wegdekretieren konnte, ohne, abgesehen von dem Unrecht, das dem Berechtigten zugefügt wurde, auch das Gemeinwesen in die größte Gefahr und finanzielle Verlegenheit zu bringen, das hatten die letzten Jahre deutlich genug gelehrt. Daher mußte sich der Landmann mit der Möglichkeit eines billigen Loskaufes begnügen, wobei übrigens nicht ausgeschlossen war, daß der Staat, wie dies dann auch im Kanton Waadt geschehen ist, die Loskaufssumme ganz oder teilweise bestritt. Mit diesem Art. 21 der Verfassung waren nun allerdings vielfache Hoffnungen der Landleute gründlich zerstört, eine Enttäuschung, welche im Kanton Zürich viel zu dem sog. Bockenkrieg beigetragen hat, während im Baselbiet die ebenfalls vorhandene Unzufriedenheit sich nicht in der Weise Luft machte. Einen recht bedenklichen Rückschritt gegenüber den Grundsätzen der Helvetik enthält der Religions-

artikel mit seiner Garantie der Religion, zu welcher der Kanton sich bekennt; auf eine viel höhere Warte stellte sich der Paragraph 6 der helvetischen Verfassung mit seiner uneingeschränkten Gewissensfreiheit.

Fassen wir unser Urteil über diese Mediationsverfassung des Kantons Basel zusammen, so kann dasselbe in keiner freudigen Anerkennung dieses klugen Machwerkes eines kalten Egoisten bestehen. Schon der Umstand, daß der Centralgewalt so wenig, den Kantonen so viel eingeräumt wurde, bedeutet nach unserer Auffassung einen großen Rückschritt; eben dahin gehört das Preisgeben so mancher wahrhaft liberaler Grundsätze, welche die helvetische Verfassung zum Ausdruck gebracht hatte. Allein es war, was man in der unglücklichen Lage damals erreichen konnte, und hauptsächlich hat der Erfolg Napoleon im großen und ganzen Recht gegeben. Die Ruhe kehrte ein, der Friede wurde hergestellt, die Wunden schlossen sich schneller, als man hätte hoffen dürfen. Freilich blieb die Schweiz unter dem Vasallat Napoleons und mußte ihre militärischen Kräfte laut Kapitulation dem Kaiser zur Verfügung stellen, mußte in merkantiler Hinsicht gegen ihr Interesse an dem großen Handelskampfe gegen England teilnehmen. Aber trotz alledem kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Zufriedenheit und die Verträglichkeit Fortschritte machten, und daß den Leuten wiederum dasjenige Quantum Wohlbefinden beschert war, welches wie der liebe Sonnenschein dem Leben das nötige Licht und die unerläßliche Wärme spenden muß, wenn das menschliche Dasein den Namen Leben verdienen soll. Dies traf auch für den Kanton Basel ein.

Freilich war ja die Verfassung der Stadt in mehr als einem Punkte auf den Leib geschnitten; das zeigte sich sofort bei der Wahl des Bürgermeisters und des Kleinen Rates, wie bei der Verteilung der Geschäfte. Daß eine im übrigen durchaus ehrenhafte Persönlichkeit wie Alt-Oberstzunftmeister Andreas Merian neben Bernhard Sarasin

zum Bürgermeister gewählt werden konnte, war schon eine die neue Lage der Dinge kennzeichnende Thatsache. Merian war ein entschiedener Anhänger des Alten, der auch für Frankreich keine Sympathien hatte; seine Wahl war schon deshalb, weil 1806 der Bürgermeister von Basel als schweizerischer Landammann an die Spitze des ganzen Landes treten mußte, keine glückliche, und hat auch dem Gewählten selbst wenig fröhliche Tage verschafft. Unter den 23 weitern Ratsherren gehörten 15 der Stadt, 8 dem Lande an, bei welcher Zählung Oberst Hans Georg Stehlin, der eigentliche Befreier der Landschaft, dieser zugezählt wird. Unter den städtischen Ratsherren befand sich auch Peter Ochs, dessen Wahl von der Landschaft durchgesetzt worden war. Ochs trat somit wieder in Amt und Würden, nachdem er fast vier Jahre lang in aller Zurückgezogenheit sich ausschließlich mit historischen Studien abgegeben hatte. Die Mediationszeit ist ihm wieder gerecht geworden, er hat seinem Heimatkanton als Deputat die größten Dienste geleistet, und wenn selbst Männer wie Andreas Merian und Bernhard Sarasin friedlich in dem Kleinen Rate neben ihm sitzen und mit ihm arbeiten konnten, so ist das wohl der beste Beweis dafür, wie übertrieben die Anschuldigungen und wie ungerecht die Verläumdungen sind, welche dann in der Restaurationszeit mit neuer Wucht von den Unversöhnlichen gegen ihn erhoben wurden. In etwas kleinlicher Weise sorgten die in so großer Majorität befindlichen städtischen Ratsherren dafür, daß die wichtigsten Ratskollegien, wie der Staatsrat, das Deputatenamt, die sog. Haushaltung ausschließlich aus Baslern bestanden, zu denen übrigens höchstens je ein Landbürger zugelassen wurde. Hätte nicht Peter Ochs die Interessen des Landes allenthalben auf das lebhafteste vertreten, so hätte sich wohl dieses mit einer derartigen Zusammensetzung der Regierung nicht so leicht und unbeanstandet befreunden können, was doch im allgemeinen der Fall gewesen ist.

In den zehn Jahren, während welcher die Mediationsverfassung in Kraft war, erfreute sich die Stadt Basel eines neuen Aufschwungs. Die Männer, welche die Leitung des Staates in Händen hatten, zeichneten sich aus durch Bildung, staatsmännische Begabung und Gewissenhaftigkeit. Man trat den allzu engherzigen Forderungen des Handwerkerstandes — denn dieser ist in jenen Zeiten wie in den dreißiger Jahren der eigentliche Hemmschuh gegen jegliche liberale Entwicklung gewesen — mit Erfolg entgegen. Basel war auch in der übrigen Schweiz geachtet, und einige seiner Staatsmänner, wie Leonhard Heusler, Oberst Stehlin, Bernhard Sarasin u. a. m. genossen allenthalben eines großen und gerechtfertigten Ansehens. Wäre der Druck Frankreichs, der sich hauptsächlich auf dem Gebiet des Handels sowie in Verletzung der Neutralität bekundete, nicht gewesen, so hätte Basel vollkommen zufrieden sein können mit den Verhältnissen, wie sie durch die Mediation geschaffen worden waren. Zudem wäre die Verfassung entwicklungsfähig gewesen, die Einschränkungen des aktiven und passiven Wahlrechts hätten können gemindert, die direkten Wahlen vermehrt und die Zünfte durch passendere Wahlkörper ersetzt werden, so daß mit der Zeit die vollkommene Rechtsgleichheit, wie sie 1798 proklamiert worden war, wäre hergestellt worden.

Allein diese, wie mir scheint, sehr wünschbare Entwickelung wurde durch zwei Faktoren unterbunden. Einmal wollte Napoleon durchaus nichts von einer Revision der Mediationsverfassung wissen, welche etwa zu Gunsten größerer Freiheit ausgefallen wäre, und zweitens arbeiteten nach Napoleons Sturz die alliierten Mächte mit allem Nachdruck dahin, daß die Rechtsgleichheit noch mehr zu Ungunsten des Landvolkes geschmälert wurde. Dieser Prozeß, welchem die Schweiz die neuen Verfassungen von 1814 und die Bundesakte von 1815 verdankt, speziell in Bezug auf Basel zu schildern, soll nun im folgenden unsere Aufgabe sein.

Die allgemeine Lage war kurz folgende: Am 16. und 18. Oktober 1813 war Napoleon bei Leipzig geschlagen worden. Siegreich drangen die verbündeten Armeen an den Rhein vor, Südwestdeutschland schloß sich ihnen an. Der Einmarsch nach Frankreich wurde zu Frankfurt a. M. im November beschlossen und die Benutzung der Schweizer Rheinbrücken, sowie der Marsch durch unser Land in Aussicht genommen. Die schweizerischen Behörden, an ihrer Spitze Landammann Hans von Reinhard, versäumten es, bei Zeiten die notwendigen Vorkehrungen zum Schutze der schweizerischen Neutralität zu treffen, so daß, als dieselbe endlich am 15. November von der Tagsatzung proklamiert wurde, sie keine Beachtung mehr von Seiten der verbündeten Mächte fand. Die kriegerischen Anstrengungen der Tagsatzung waren zu unbedeutend, als daß die Alliierten dieselben einer ernstlichen Beachtung gewürdigt hätten. Zudem befand sich noch eine Anzahl Aristokraten aus Bern und Bünden, welche den Einmarsch der fremden Truppen nach Kräften betrieben, in dem Hauptquartier der Verbündeten. Diese sollten ihnen wieder auf ihre Sessel, den Landvögten auf ihre Schlösser helfen. Am 21. Dezember erfolgte der Einmarsch der alliierten Armee in Basel. Die Tagsatzung, in Zürich versammelt, erklärte unter dem Druck der Fremden, daß mit dem Mediator auch die Mediation gefallen sei, und die ehemaligen Aristokratien der Westschweiz, Solothurn, Bern und Freiburg, machten den Anfang mit dem Sturze der bestehenden Regierungen und der Herstellung der alten Zustände, wie sie vor 1798 bestanden hatten. Wahnwitzige Reaktionsgelüste tauchten allenthalben auf; das Land war von fremden Truppen überschwemmt und fremde Diplomaten, verlogene Diener verlogener Herren, trieben ihr Unwesen zu Gunsten der frühern Regenten und der frühern politischen Verhältnisse. Zwar war durch Fürst Metternich bei dem Einmarsch der Alliierten feierlich versprochen worden, daß die Mächte in die innern Verhältnisse der Schweiz

sich nicht einmischen würden; allein das Gegenteil war der Fall, wozu die Uneinigkeit unter den Schweizern selbst sehr vieles beigetragen hat.

In jenen für Basel so bedenklichen Tagen, da unsere Stadt mit Einquartierung gewaltiger Truppenmassen, mit Teuerung und Seuchen heimgesucht war, da alle politischen Verhältnisse im Lande aus Rand und Band zu gehen drohten und die unlautersten und ungerechtesten Forderungen auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens gestellt wurden, trat am 24. Januar 1814 im Basler Staatsrat Oberst Hans Georg Stehlin, für kurze Zeit von der Zürcher Tagsatzung zurückgekehrt, auf und berichtete über die Vorgänge in Zürich, wie Bürgermeister Reinhard von den Alliierten aufgefordert worden sei, mit den Vertretern sämtlicher Kantone eine neue Bundesverfassung zu beraten, und wie in Zürich eine Kommission zur Ausarbeitung einer neuen Kantonalverfassung aufgestellt worden sei. Ein ähnliches Vorgehen wäre wohl auch in Basel am Platze. Der Staatsrat stimmte diesem Antrage vollkommen bei und beschloß, dem Kleinen Rate zu beantragen, es solle unter dem Präsidium von Bürgermeister J. H. Wieland eine besondere Kommission mit der Revision der Verfassung betraut werden. In dieselbe wurden gewählt: Dreierherr Stähelin, Ratsherr Abel Merian, Altbürgermeister Buxtorf, Ratsherr Schwob aus Pratteln, Großrat Samuel Ryhiner, Stadtpräsident VonderMühll und Altratsherr Martin de Karl Wenk. Hans Georg Stehlin war ein kluger Mann, er selbst wollte und konnte als Bevollmächtigter Basels an der Tagsatzung nicht der Kommission beitreten, welche bestimmt war, die Errungenschaften von 1798 zum guten Teil illusorisch zu machen. Wenn er aber dennoch die Revision der Basler Verfassung angeregt hat, so geschah dies aus vorsichtiger Klugheit; er wollte dadurch, daß auch Basel bei Zeiten und unter verhältnismäßig noch ruhigen Umständen ans Werk ging, vermeiden, daß fremder Einfluß sich

eindränge, oder daß die Reaktion gar alles über den Haufen werfe, was seit 1798 erreicht und eingeführt worden war. Auch die Wahl der Revisions- oder wie sie damals genannt wurde, der Organisationskommission war keine einseitige. Allerdings Peter Ochs fand in derselben keinen Platz, wohl aber eine Anzahl aufrichtig liberaler Männer wie Wieland, Ryhiner, Schwob und Abel Merian. Daß man in Basel dem Treiben der Berner, Solothurner und Freiburger, welche einfach die alten patrizischen Behörden hergestellt hatten, abgeneigt war, geht aus einem Beschluß der nämlichen Staatsratssitzung hervor, wonach den Bernern auf ihr Anzeige von der durchgeführten Regierungsänderung „nur ganz kurz in allgemeinen Ausdrücken“ sollte geantwortet werden.

Zwei Tage darauf hieß der Kleine Rat den Antrag des Staatsrates gut uud ernannte die von letzterem vorgeschlagenen Bürger endgiltig zu Mitgliedern der Verfassungskommission. Diese machte sich sofort an die Arbeit und stellte zunächst die Grundsätze fest, nach welchen dieselbe an die Hand genommen werden sollte. Dabei kam man überein, die bestehende Verfassung der Beratung zu Grunde zu legen und nur diejenigen Punkte abzuändern, welche bei den dermaligen politischen Verumständungen unhaltbar geworden waren. Auch war es für die Kommission von großem Werte, stetsfort durch Oberst Stehlin mit der entsprechenden Behörde, welche in Zürich die Revision betrieb, in ständigem Verkehr zu sein, indem die Zürcher den Baslern ihren revidierten Entwurf zur Verfügung stellten. Im großen und ganzen ging man in Zürich von den gleichen Anschauungen aus wie in Basel, und der Staatsrat und nachmalige Bürgermeister David von Wyß, welcher der hauptsächliche Schöpfer der Zürcher Verfassung gewesen ist, sagt es offen, daß auch er dieses neue Grundgesetz nicht für ein durchaus vollkommenes halte, daß aber dasselbe für alle Teile des Kantons annehmbar sei und diejenigen Bestimmungen enthalte,

welche in jetziger Lage am zweckdienlichsten wären. So ist denn unsere Basler Verfassung im engsten Zusammenhang und teilweise mit wörtlicher Benützung derjenigen von Zürich entstanden. Auch aus dem Zürcher Gutachten, welche der Staatsrat der Regierung eingab, sind Gedanken und Ausdrücke vielfach kopiert.

Im Verlaufe von vier Wochen war die Arbeit so vollendet, daß die Organisationskommission den Entwurf am 24. Februar dem Staatsrat vorlegen, und daß dieser beschließen konnte: „Soll dieses Projekt nebst dem Gutachten Einem Ehren und Wohledeln Rat vorgelegt und das Gutbefundene nach den gefallenen Gedanken beigefügt werden.“ Am 26. Februar erledigte sodann der Kleine Rat die Beratung des Entwurfes; mit ganz wenigen Abänderungen wurde derselbe gutgeheißen und begleitet von einem Empfehlungsschreiben am 4. März dem Großen Rate vorgelegt. Hier fand keine weitere Diskussion statt, sondern mit 65 gegen 3 Stimmen wurde die neue Verfassung angenommen. Hiebei ist allerdings festzustellen, daß 67 von 135 Mitgliedern abwesend waren oder sich der Stimmabgabe enthielten, daß ferner im Großen Rat damals 57 Vertreter der Stadt (15 unmittelbar Gewählte und 42 mittelbare) sich befanden, so daß von einer Annahme des neuen Gesetzes durch die Landschaft wohl kaum gesprochen werden darf. Aus den verschiedenen uns vorliegenden Aktenstücken, wie dem Gutachten der Organisationskommission, dem Begleitschreiben der Regierung, sowie der Korrespondenz des Obersten Stehlin geht zur Genüge hervor, daß man eigentlich nicht mit Begeisterung an diese Arbeit gegangen ist. Da heißt es dann, man habe beschlossen, „sich über die durch die eingetretenen politischen Verhältnisse zum Bedürfnis gewordenen Abänderungen und Verbesserungen in unserer Kantonalverfassung zu beraten“ oder „die bisherige Verfassung kann folglich nicht mehr fortbestehen so wie sie war, und da die veränderten politischen Verhältnisse in Europa auch auf das Schicksal

der Eidgenossenschaft wirken und unserem Kanton die Befugnis einräumen, unsere Verfassung nach unseren Bedürfnissen einzurichten, so liegt es unbestreitbar nicht nur in der Klugheit, sondern auch in der Pflicht der Regierung, sich mit dem Entwurf einer solchen Organisation ohne Zeitverlust zu beschäftigen, die das Wohl des einzelnen bezwecke und Eintracht und Ordnung im Ganzen begründe." Deshalb schloß man sich auch, so viel als thunlich war, an die alte Verfassung bei der Beratung an, und nach der Aussage der Kommission waren es eigentlich nur zwei Punkte, welche besonders ins Gewicht fielen, nämlich einmal die Zusammensetzung des Großen Rates und dann die Art des Ueberganges von den alten zu den neuen Bestimmungen. Das erstere ist nun freilich die Kardinalfrage der ganzen Neuerung, welche unter dem Drucke von außen und unter dem Drängen von innen in einer für die Landschaft sehr ungünstigen Weise gelöst worden ist; jedoch suchte man dieser Veränderung ihre Bitterkeit zu nehmen, daß man den Uebergang so sanft als möglich, wie sich das Gutachten ausdrückt, sich vollziehen ließ.

Auch diese Verfassung von 1814 ist sehr kurz gehalten, sie besteht aus nur 17 Artikeln, sodaß bei ihr wie bei derjenigen von 1803 die Spezialgesetzgebung noch ziemlich viel zu thun hatte. Auch werden wir Gelegenheit haben, mehr als einmal auf gewisse Fortschritte hinzuweisen, welche gegenüber der Mediationszeit nicht zu verkennen sind.

Nicht von großer Wichtigkeit, aber doch auch nicht ohne Bedeutung war es, wenn in Artikel 9 die Einteilung des Kantons in die drei Mediationsbezirke Basel, Liestal und Waldenburg aufgegeben wurde, da durch diese Dreiteilung auch das Verhältnis der Vertretung im großen Rate gleichsam geographisch vorgebildet war. Von jetzt an sollte die Einteilung in die bekannten fünf Bezirke, Basel, Liestal Sissach, Waldenburg und unterer Bezirk

stattfinden. Beibehalten wurde, wenn auch mit etwas anderer Fassung, wie denn überhaupt der deutsche Text der Mediationsverfassung alle Schwächen einer ungenügenden Uebersetzung aufweist, die Einteilung in Wahlzünfte, und zwar 30 für das Land und 15 für die Stadt. Hiebei wurde einzig auf eine gleichmäßigere Zusammensetzung der Stadtzünfte Bedacht genommen. Eine Minderheitsansicht, wonach die Stadt in 10, das Land in fünf Wahlzünfte eingeteilt werden sollte, fand keine weitere Beobachtung. In Bezug auf das aktive Stimmrecht wurde eine Aenderung insofern getroffen, als von dem Besitz eines Vermögens von 500 Franken abgesehen und als Altersgrenze das 24. Lebensjahr, in welchem Alter man damals zu Basel mehrjährig wurde, festgesetzt wurde. Auch Zürich hatte das Requisit der 500 Franken gestrichen und in dem Gutachten richtig betont, daß diese Bestimmung der Gegenstand vielfältiger Täuschungen mithin eine Quelle der Demoralisation sei, und daß überdies 500 Fr. Besitztum an und für sich niemanden in den Stand der Unabhängigkeit versetzen. Ausgeschlossen vom Stimmrecht werden Fallite, Accordanten, sowie solche, welche durch einen Urteilsspruch ihres Aktivbürgerrechts verlustig erklärt worden waren. Eine Erschwerung endlich war es, wenn in dem neuen Gesetz bestimmt wurde, daß jeder Kantonsbürger sein Stimmrecht nur in der Zunft ausüben könne, in welcher er Gemeindebürger ist. Es traf dies hauptsächlich die zahlreichen in der Stadt niedergelassenen Baselbieter und unter diesen wiederum in erster Linie diejenigen aus den obern entfernteren Gemeinden, denen man zumutete, entweder auf ihr Stimmrecht zu verzichten, oder jedesmal die Reise in ihre spezielle Heimat anzutreten. Denn daß ein Baselbieter mit einer Basler Zunft gestimmt hätte, würde in Zunftkreisen damals als eine Entweihung geheiligter Institutionen der in Gott ruhenden Vorfahren angesehen worden sein. Die Milizpflicht, in der Mediationsverfassung sehr wenig ausgebildet,

erhielt nun in § 5 ihren Ausdruck, indem sowohl jeder Bürger des Kantons als alle niedergelassenen Schweizer nach den gesetzlichen Vorschriften zu Militärdiensten angehalten werden sollen. Endlich wurde dann noch ein § 6 eingeschoben, welcher allen Kantonsbürgern nach Anleitung der in der Verfassung enthaltenen Grundsätzen die gleiche politische Freiheit garantierte. Das Prinzip war an und für sich recht schön, jedoch dessen Uebertragung in die Praxis brachte so viele Einschränkungen mit sich, daß dasselbe dadurch beinahe wieder aufgehoben wurde.

Daß aber diese Behauptung vollauf berechtigt ist, das beweisen am ehesten die Bestimmungen der folgenden Artikel, welche von den öffentlichen Gewalten handeln. Das Zürcher Gutachten hatte sich dahin ausgesprochen, daß „der zu öffentlichen Geschäften am meisten geübten und gebildeten Klasse von Kantonsbürgern ein leichterer und sicherer Weg zum Eintritt in die höchste Behörde und in die von derselben abhängenden Stellen zu verschaffen, und daß zu dem Ende hin der Anwendung des Looses ein Ziel zu stecken und überhaupt das ganze Wahlsystem in eine zweckmäßigere Form zu bringen sei," und daran anlehnend erklärt die Basler Kommission, daß sie bei prinzipieller Beibehaltung liberaler Grundsätze zur Erhaltung des Bandes der Eintracht zwischen Stadt und Land doch die Repräsentation den Verhältnissen anpassen müsse. Daher liege es in der Billigkeit „bei der neuen Einrichtung der gebildeteren und zu den öffentlichen Geschäften in so mancher Hinsicht geübtern Klasse der Kantonsbürger einigen Vorzug in der Bildung der höchsten Gewalt zuzugestehen und somit der Stadt einiges Aequivalent ihrer ehemaligen Rechte zu verschaffen."

Diesem Bestreben ist nun in Basel dadurch nachgekommen worden, daß einmal der unmittelbaren Zunftwahl 60 Ernennungen vorbehalten sind, und zwar sollten die 15 Stadtzünfte je zwei, die 30 Landzünfte je einen Vertreter wählen. Zu diesen 60 un-

mittelbaren Großräten kommen noch 90 mittelbare, deren Wahl folgendermaßen zu geschehen hat. Jeweilen wenn wieder drei Stellen zu besetzen sind, veranlaßt der Kleine Rat die gesetzgebende Behörde, ein aus 5 Ratsherren und 10 Großräten bestehendes Vorschlagskollegium zu ernennen; dieses stellt nun für die zu besetzenden Stellen einen dreifachen Vorschlag auf, unter welchen der Große Rat die endgültige Wahl zu treffen hat, allein stets so, daß von diesen drei gewählten zwei Stadtbürger und ein Landbürger sein müssen. Durch diese Manipulation kommt man schließlich dazu, daß die Stadt von den 150 Großratswahlen 30 unmittelbare und 60 mittelbare, im ganzen also drei Fünfteile der obersten Behörde für sich zu beanspruchen hat, damit war das Vertretungsverhältnis gegenüber der Mediationszeit beinahe umgekehrt worden. Ja eine der Landschaft noch ungünstiger gesinnte Partei wollte derselben nur einen Dritteil der Mitglieder des Großen Rates einräumen.

Die Kompetenzen des Großen Rates anlangend, wurde in der neuen Verfassung klar und deutlich ausgesprochen, daß diese Behörde „nicht nur Gesetze, die ihm von dem Kleinen Rate vorgeschlagen werden," erlassen kann, sondern auch das Recht habe, sie durch Anzüge selbst in Vorschlag zu bringen, nur hat er sie vor ihrer Annahme dem Kleinen Rate zur Beratung zu überweisen. Es ist das ein wesentlicher Fortschritt gegen die Napoleonische Verfassung, deren Schöpfer eben auch auf diesem Gebiete alle aus dem Schoße des Großen Rates kommenden Anregungen so viel als möglich unterdrücken wollte. Als Requisit für einen Großrat wird aufgestellt ein Gemeindebürgerrecht im Kanton, das zurückgelegte 24. Lebensjahr, aktives Stimmrecht, Grundbesitz oder Hypothekarforderungen von 5000 Fr. Endlich darf der Betreffende keinen erbetenen und rechnungsgebenden Dienst bekleiden, d. h. kein bezahlter Staatsbeamter sein. Auch in dieser Hinsicht

bedeutet die Neuerung eher eine Erleichterung, wenigstens für die mittelbar gewählten, bei denen die alte Verfassung 10,000 Fr. und 30 Jahre verlangte. Die Zusammensetzung, Wahlart und Befugnisse des Kleinen Rates sind in der neuen Verfassung dieselben, nur sollte die periodische Erneuerung dieser Stellen wegfallen, der Kleine Rat also wie die Große lebenslänglich gewählt sein; denn auch jene Einrichtung der Censur oder des grabeau wurde in der neuen Verfassung vollkommen aufgegeben. Das Zürcher Gutachten welches auch hierin genau benützt wurde, sagt darüber: „Was die bisherige Form und Ausdehnung der Sache anlangt, so hat sie sich bis dahin genug durch sich selbst gewürdiget und soll der Staatsrat unbedenklich darauf antragen, daß die bisherigen konstitutionsmäßigen Bestimmungen in dieser Hinsicht durchaus als kein Fundament eines hinkünftigen Verfassungsartikels angenommen werden.“ In Basel war man derselben Ansicht, und beseitigte dieses fremdartige Institut ohne große Bedenken. Daß nun aber außerhalb des Strafgerichts gar keine Möglichkeit, einen aus den Behörden zu entfernen, vorhanden war, und daß bei veränderten politischen Anschauungen die obersten Räte derselben durch Erneuerungswahlen gar nicht konnten entsprechend zusammengesetzt werden, das ist jedenfalls einer der schwächsten Punkte der 1814er Verfassung; denn damit war der Revolution von vorneherein gerufen.

Endlich um nur die erheblichen Abweichungen zu erwähnen, darf noch als Vorzug die Bestimmung hervorgehoben werden, daß im Appellationsgericht bei peinlichen Fällen sich der Rat nicht mehr durch vier Mitglieder vertreten ließ, wodurch die Trennung von Justiz und Verwaltung wieder etwas befördert worden ist; immerhin wurde dieser oberste Gerichtshof durch den nicht im Amte stehenden Bürgermeister präsidiert. Noch wäre das eine und das andre anzuführen, allein wir beschränken uns darauf, die Ueber-

gangsbestimmungen ins Auge zu fassen. Sowohl die Zürcher wie die Basler Behörden haben sich bemüht, den Uebergang zu dieser neuen Verfassung so unbemerkbar als möglich zu gestalten. Man hatte das richtige Gefühl, daß man mit den neuen Bestimmungen in Bezug auf Zusammensetzung der gesetzgebenden Behörden dem Lande starke Zumutungen mache, und deshalb wollte man nun in praxi so schonend als möglich vorgehen. Alle bisherigen Behörden sollten daher im Amt bleiben, auch auf eine Neuwahl des Großen Rates wurde verzichtet. Nur wurden die Stadtzünfte angehalten, noch einen zweiten unmittelbaren Vertreter zu wählen, damit die Zahl der Großräte verfassungsgemäß 150 betrage. Ferner beantragte die Organisationskommission, es sollen unter den 90 mittelbar gewählten die allfällig entstehenden Lücken so lange ausschließlich mit Stadtbürgern ausgefüllt werden, bis hier die Stadt ihre 60 Vertreter zählt. Das war nun für den Augenblick sehr entgegenkommend und rücksichtsvoll der Landschaft gegenüber, allein auch diese Vorkehrungen, so gut sie gemeint waren, haben mit der Zeit die Unzufriedenheit des Landes immer aufs neue erregen und steigern müssen; denn mit jeder Ergänzungswahl wurde das Uebergewicht der Stadt empfindlicher, während andrerseits im Laufe der Jahre die fatalen Verumständungen, welche diese reaktionäre Verfassung hervorgerufen hatten, immer mehr zurücktraten, so daß das Land sich berechtigt fühlte, ein günstigeres Verhältnis für sich zu beanspruchen und schließlich auch eine vollkommen der Bevölkerungszahl entsprechende Zusammensetzung des Großen Rates verlangte, was hinwiederum eine Verfassungsrevision notwendig machte, deren Durchführung die Landschaft mit Vertrauen dem bestehenden Großen Rate nicht überlassen wollte und konnte.

Damit eröffnen sich die Perspektiven in jene unglücklichen Wirren, welche unsern Kanton zerrissen, welche die Stadt Basel vielen Eidgenossen, und viele Eidgenossen der Stadt Basel so sehr entfremdet

haben. Das zu schildern und zu beurteilen liegt nicht in meiner Aufgabe, aber das wird man einer jüngern Generation zu gut halten, wenn sie jetzt nach fast hundert Jahren, seit der Herstellung der vollen Rechtsgleichheit, nachdem ferner die Wunden vernarbt sind, welche der Bruderkrieg vor mehr als sechzig Jahren geschlagen hat, fragend in die Zukunft und über die Birs blickt. Vor uns steht das vierhundertjährige Jubiläum von Basels Eintritt in den Schweizerbund, da wird mit Festspiel und Feuerwerk nicht gespart werden; allein wäre unserer Stadt und dem ganzen Vaterland nicht mehr gedient, wenn an Stelle des schnell verrauschenden Spieles eine bleibende Handlung der Einigung treten würde, wenn an Stelle der so rasch erlöschenden Lichter ein aufrichtiges Liebesfeuer versöhnter und wieder vereinigter Brüder könnte entzündet werden?


Bottmingen
W.Balmer.

# Die Anleihen der französischen Könige bei Basel.

Von August Huber.

In neuester Zeit ist infolge des Zollkrieges das Verhältnis unseres Vaterlandes zu seinem westlichen Nachbar, Frankreich, in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten. Daher mag es nicht unpassend sein, einen Blick in die Vergangenheit zu thun und etwas zu berichten von dem Verhältnis der beiden Länder in frühern Tagen. Und zwar handelt es sich dabei um den Anteil, den unsere Vaterstadt Basel, an den bedeutenden finanziellen Unterstützungen nahm, welche die alten eidgenössischen Orte den französischen Königen in so reichem Maße gewährt haben.

Der erste Versuch eines Anleihens Frankreichs bei Basel geht in die Zeit Franz I. zurück. Es war Ende des Jahres 1545. Eben war der Friede von Crespy zwischen dem französischen Könige und dem Kaiser Karl V. zu stande gekommen, ein Friede, von dem die Kunde ging, daß er vornehmlich gegen die Protestanten gerichtet sei. Denn nunmehr hatte Karl freie Hand, den längst gewünschten Schlag gegen den protestantischen Bund in Deutschland auszuführen. In dieser Zeit der Spannung trafen zwei französische Gesandte in der Schweiz ein, welche bei den Städten Basel und Straßburg ein Anleihen von 200,000 Kronen abschließen

wollten. Noch ehe Basel einen Beschluß in dieser Sache gefaßt hatte, traf von Bern ein Schreiben ein, das dringend davon abriet, auf die französischen Forderungen einzugeheu. Die eben geschlossene „Befridigung“ zwischen dem deutschen Kaiser und dem französischen Könige sei darauf gerichtet, die deutsche Nation unter das Joch des knechtischen Gehorsams zu bringen und ihre Freiheit „gar uszemärgeln,“ vornehmlich aber die evangelische Religion „ußzerüten.“ Frankreich beabsichtige daher durch das vorgeschlagene Anleihen nichts anderes, als die Deutschen durch Entziehung ihrer Geldmittel zu schwächen. Basel solle auch Straßburg davor warnen und darauf bedacht sein, „obberürte böse praktick zu brechen.“ Basel ging ganz auf die Ansicht Berns ein und verweigerte nicht nur von seiner Seite jedes Eintreten auf die französischen Vorschläge, sondern mahnte auch die Straßburger davon ab.

Mehrere Jahrzehnte vergingen, bis wiederum ein ähnlicher Versuch von Frankreich aus gemacht wurde. Erst nachdem dasselbe durch zehnjährigen Religions- und Bürgerkrieg auf's furchtbarste heimgesucht worden war, sah sich die französische Regierung von neuem genötigt, an den schweizerischen Kredit zu appellieren. Am 8. August 1570 war der Friede von St. Germain zwischen den kriegführenden Parteien in Frankreich geschlossen worden, und am 20. August gab Karl IX. seinem Gesandten der Schweiz, Pomponne de Bellièvre, den Auftrag, bei Kantonen und Privaten Anleihen zu kontrahieren, da er des Geldes äußerst bedürfe zur Befriedigung und Beurlaubung der fremden Soldtruppen, sowie auch für andere Ausgaben, welche das durch den jahrelangen Bürgerkrieg zerrüttete Reich fordere. Als Hinterlage für das aufgenommene Geld sollten die königlichen Revenüen dienen. Die Festsetzung der Bedingungen waren völlig dem Gutbefinden des Gesandten überlassen. Dieser konnte nicht selbst nach Basel gehen, sondern sandte seinen Gesandtschaftssekretär, Polier, um die Sache zu betreiben.

Trotzdem gingen die Verhandlungeu nur langsam vorwärts. Am letzten Tage des Jahres 1570 drang Bellièvre in einem Schreiben an die Basler Regierung darauf, daß dieselbe zu einem Schluße kommen solle. Mit Beginn des neuen Jahres werde er an seinen Hof zurückkehren und wünsche daher, eine zusagende Antwort von seiten Basels dorthin mitzunehmen. Polier habe alle Vollmacht zu den Verhandlungen. Diesem schrieb der Gesandte ebenfalls und ermahnte ihn, beim Basler Rate darauf zu dringen, eine Summe, wenn auch nur eine kleinere, zu gewähren. Trotz diesen inständigen Bitten konnte die Basler Regierung sich nicht dazu verstehen, so rasch eine zusagende Antwort zu geben. Doch sprach der Gesandte die Hoffnung aus, daß Basel, wenn es so lange Zeit zu einem Entschlusse brauche, um so mehr dem Könige bewilligen werde. Und wirklich ging es noch einige Monate bis man sich in Basel entschließen konnte, auf die Forderungen Frankreichs einzugehen. Erst im August 1571 erhielt Polier das Versprechen vom Rate, dem Könige 60,000 „escus" auf drei Jahre vorschießen zu wollen. Auf französischer Seite war man sehr zufrieden damit, und Polier begab sich nach Paris, um von dort die gemäß den Wünschen Basels ausgestellte Obligation zu holen. Es war begreiflich, daß Basel mit seiner Einwilligung gezögert hatte und abwarten wollte, ob der Friede sich auch wirklich bewähre; denn die Stadt mußte im Fall eines Anleihens das Geld selbst dazu aufnehmen und wollte dies nur thun, wenn sie auf eine sichere Verzinsung und Abzahlung des Kapitals zählen konnte. Als es wirklich den Anschein hatte, daß der Friede bestehen werde, und der Einfluß der Hugenottenführer den Hof beherrschte, ja Heinrich von Navara sich mit der Schwester des Königs verlobte, so schwanden die Bedenken Basels.

Am 9. September 1571 stellte Karl IX. zu Blois die Obligation der 60,000 Goldsonnenkronen aus. Laut diesem Schuld-

wollten. Noch ehe Basel einen Beschluß in dieser Sache gefaßt hatte, traf von Bern ein Schreiben ein, das dringend davon abriet, auf die französischen Forderungen einzugehen. Die eben geschlossene „Befridigung“ zwischen dem deutschen Kaiser und dem französischen Könige sei darauf gerichtet, die deutsche Nation unter das Joch des knechtischen Gehorsams zu bringen und ihre Freiheit „gar uszemärgeln,“ vornehmlich aber die evangelische Religion „ußzerüten.“ Frankreich beabsichtige daher durch das vorgeschlagene Anleihen nichts anderes, als die Deutschen durch Entziehung ihrer Geldmittel zu schwächen. Basel solle auch Straßburg davor warnen und darauf bedacht sein, „obberürte böse praktick zu brechen.“ Basel ging ganz auf die Ansicht Berns ein und verweigerte nicht nur von seiner Seite jedes Eintreten auf die französischen Vorschläge, sondern mahnte auch die Straßburger davon ab.

Mehrere Jahrzehnte vergingen, bis wiederum ein ähnlicher Versuch von Frankreich aus gemacht wurde. Erst nachdem dasselbe durch zehnjährigen Religions- und Bürgerkrieg auf's furchtbarste heimgesucht worden war, sah sich die französische Regierung von neuem genötigt, an den schweizerischen Kredit zu appellieren. Am 8. August 1570 war der Friede von St. Germain zwischen den kriegführenden Parteien in Frankreich geschlossen worden, und am 20. August gab Karl IX. seinem Gesandten der Schweiz, Pomponne de Bellièvre, den Auftrag, bei Kantonen und Privaten Anleihen zu kontrahieren, da er des Geldes äußerst bedürfe zur Befriedigung und Beurlaubung der fremden Soldtruppen, sowie auch für andere Ausgaben, welche das durch den jahrelangen Bürgerkrieg zerrüttete Reich fordere. Als Hinterlage für das aufgenommene Geld sollten die königlichen Revenüen dienen. Die Festsetzung der Bedingungen waren völlig dem Gutbefinden des Gesandten überlassen. Dieser konnte nicht selbst nach Basel gehen, sondern seinen Gesandtschaftssekretär, Polier, um die Sache zu

Uebrigens
jährlichen
sich immer

scheinfrieden,
n der ent-
cht eher den
en Lohn er-
n Alençon,
r Pfalz, der
ten Briefe an
vorstrecken, da
ommen. Aber
t waren, brach
Termin heran,
. zurückzuzahlen
sich die Basler
ten in Solothurn,
enum anders zu er-
n Jahre nicht mehr
auf eine baldige Be-
ei der damaligen Lage
Heinrich III., der seine
Günstlinge verschwendete.
orstellungen, sowohl beim
r Eidgenossenschaft. Doch
entgegnen als in herzbeweg-
. Basler Regierung darzulegen
des Termins zu bitten, „vous
qu'il nous est possible que
Mit diesen Worten schloß er

briefe sollte das Kapital zu 5 % verzinst und auf gleiche Weise und in gleichem Gelde, wie die Basler es vorgestreckt, zurückbezahlt werden. Als Pfand gab der König seine Domänen und Einkünfte. Eine fast gleichlautende Obligation stellte auch die Königin-Mutter Katharina von Medici aus. Der unmittelbare Dank für dieses Entgegenkommen Basels war, daß den Basler Kaufleuten „de la compaignie du traffic de la soie“ endlich Schadenersatz geleistet wurde, für Waaren, die sie einige Jahre vorher in Frankreich verloren hatten.

Zunächst wurden die Zinsen in den folgenden Jahren regelmäßig bezahlt, obwohl 1572 die innern Kämpfe in Frankreich durch die Bartholomäusnacht von neuem entbrannt waren. Nun aber rückte mit dem Jahre 1574 der Rückzahlungstermin des Kapitals heran. Der französische Gesandte Bellièvre sah voraus, daß unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen an ein Aufbringen der 60,000 Kronen nicht zu denken sei und leitete schon vor Ablauf des Termins zur Verlängerung desselben Verhandlungen ein zuerst bei den Basler Abgeordneten auf der Tagsatzung zu Baden, dann aber in Basel selbst durch seinen Gesandtschaftssekretär Balthasar de Grissach. Aber erst im folgenden Jahr 1575 kamen die Verhandlungen zum Abschluß, indem Basel dem Nachfolger Karls IX. Heinrich III. eine weitere Zahlungsfrist gewährte. Am 27. Oktober 1575 unterschrieb der französische König in seiner Hauptstadt Paris die Verlängerungsobligation. Auffälliger Weise fehlte darin die Fixierung des neuen Termins. Dagegen bat Heinrich III. in einem vom 29. Oktober 1575 also zwei Tage später datierten Schreiben um einen Aufschub von 3 Jahren. Ob nun diese mangelhafte Form der Obligation in den Absichten Frankreichs lag, oder aus Vergeßlichkeit unberichtigt blieb, so war es jedenfalls eine große Unvorsichtigkeit Basels, daß es den Schuldbrief in dieser Gestalt ohne weiteres annahm, denn damit setzte es Frankreich in die Lage, die

Rückzahlung dieser Schuld immer wieder hinauszuschieben. Uebrigens mußte die Stadt froh sein, wenn sie wenigstens ihre jährlichen Zinsen erhielt, da die innern Verhältnisse Frankreichs sich immer verzweifelter gestalteten.

Im März 1576 kam es von neuem zu einem Scheinfrieden, und wiederum handelte es sich darum, Frankreich von der entsetzlichen Plage der Söldnerbanden zu befreien, die nicht eher den französischen Boden verlassen wollten, als bis sie ihren Lohn erhalten hätten. Der König, der Herzog Franz von Alençon, Heinrich von Bourbon und Johann Kasimir von der Pfalz, der Führer der deutschen Söldner, schrieben die dringendsten Briefe an Basel, die Stadt möchte doch das nötige Geld vorstrecken, da Frankreich nicht mehr im stande sei, dafür aufzukommen. Aber noch ehe die Verhandlungen zu einem Ziele gelangt waren, brach der Krieg von neuem aus. Indessen rückte der Termin heran, auf welchen Heinrich III. das Kapital Karls IX. zurückzuzahlen versprochen hatte. Im Frühjahr 1579 wandte sich die Basler Regierung deshalb an den französischen Gesandten in Solothurn, Bellièvre, doch ohne Erfolg. Es war dies kaum anders zu erwarten, waren doch schon die Zinsen der letzten Jahre nicht mehr bezahlt worden. Auch durfte man in Basel auf eine baldige Befriedigung der Forderungen kaum hoffen bei der damaligen Lage Frankreichs und bei einem Könige, wie Heinrich III., der seine Einkünfte auf das wahnsinnigste an seine Günstlinge verschwendete. Trotzdem ließ man nicht nach mit Vorstellungen, sowohl beim Könige als bei seinem Vertreter in der Eidgenossenschaft. Doch Heinrich III. wußte nichts anderes zu entgegnen als in herzbeweglichster Weise seine schlimme Lage der Basler Regierung darzulegen und sie um weitere Verlängerung des Termins zu bitten, „vous priant le plus affectueusement, qu'il nous est possible que vous veuillez avoir patience.“ Mit diesen Worten schloß er

einen seiner Entschuldigungsbriefe an die Basler Regierung. Was die ausstehenden Zinsen betraf, versprach er, alles zu versuchen, um darin Basel Genugthuung zu verschaffen. Aber wieder verging ein Jahr, ohne daß irgend etwas von französischer Seite geschehen war, und wieder wurde Basel mit leeren Entschuldigungen und Vertröstungen abgefertigt. Das Geld sei schon in Lyon bereit gelegen, so schreibt für den abwesenden Gesandten sein Sekretär Balthasar von Grissach, da sei es wenige Tage vor seiner Abholung zu andern Zwecken verwendet worden. Deshalb sei nun der Gesandte rasch an den Hof gereist, um neue Mittel aufzubringen. Nach den Berichten desselben erwarte er täglich eine Sendung; bis Mitfasten solle man sich noch gedulden, dann würden zum mindesten die Zinse bezahlt werden. Als aber auch dieser Termin ablief, ohne daß die gewünschten Gelder eintrafen, so beschloß Basel auf der Tagsatzung in Solothurn Dezember 1581 mit den übrigen Kantonen, welche der französischen Regierung Geld vorgestreckt hatten, Boten an den französischen Hof zur Betreibung der rückständigen Zahlungen zu senden. Von Basel wurde dazu abgeordnet der Ratsherr Jakob Oberriedt, welcher im Namen seiner Regierung das Kapital von 60,000 Kronen mit fünf fälligen Zinsen, also eine Summe von 75,576 Kronen einzufordern hatte. Doch auch dieser Versuch blieb ergebnislos.

Indes fand Basel bald darauf Gelegenheit, seine Schuldforderung Frankreich in Erinnerung zu rufen. Den Anlaß bot die Erneuerung des französisch-schweizerischen Bündnisses im Laufe des Jahres 1582. Man vereinigte sich dahin, daß der König für das Kapital eine neue Obligation ausstellen mußte, des Inhalts, daß Heinrich versprach, innerhalb der fünf folgenden Jahre die 60,000 Kronen zurückzuzahlen. Ueber die rückständigen Zinsen aber, die damals schon auf eine Summe von 18,000 Kronen angeschwollen waren, wurde ein Kontrakt aufgesetzt, wonach in einem

Termin von 1 bis 2 Jahren diese Schuld getilgt werden sollte. Zur Sicherung dafür erhielt Basel verschiedene königliche Kleinodien in Versatz. Aber auch diese Regelung der französischen Schuldfrage half nicht viel. Der Gesandte in Solothurn war freigebiger mit Vertröstungen, als mit Sonnenkronen. Basel mußte froh sein, wenn es von Zeit zu Zeit einen Jahreszins erhalten konnte. Es war vorauszusehen, daß so lange der Bürgerkrieg in Frankreich dauere, und so lange ein Heinrich III. regiere, ein Erfüllen der Kontrakte nicht zu erwarten sei. Indessen wuchs die gefährliche Lage des Königs. Von zwei gewaltigen Parteien bedroht, der Liga und den Hugenotten, entblößt von allen Hilfsmitteln, mußte er fürchten, zwischen beiden Gegnern erdrückt zu werden. Da fand er Unterstützung bei einem Manne, der ebenso ausgezeichnet war durch sein glänzendes diplomatisches Talent, wie durch seine Treue zu seinem Fürsten, Nicolas Harlay de Sancy, ein Sprößling einer jener berühmten Familien der Robe, welche so viele glänzende Staatsmänner Frankreich geschenkt haben. Dieser bot sich an, ohne alle Geldmittel dem Könige aus der Schweiz Hilfe zu verschaffen. Mit unbegrenzter Vollmacht ausgestattet langte Sancy in Bern an. Er verstand diesen Ort für einen Krieg gegen Savoyen zu gewinnen, wozu ihm derselbe Truppen und eine Summe von 100,000 Kronen gewährte. Zugleich mußte die Berner Regierung im Namen Sancys Basel zu ähnlicher Hilfe bewegen. Diesem stellte Bern vor, wie die Interessen der evangelischen Orte sich deckten mit denen des französischen Königs, der sich jetzt immer mehr auf Seite Heinrichs von Navarra und der Hugenotten stelle. Basel möge doch, so heißt es in dem Berner Schreiben, zum Wohl der Reformierten in Frankreich, wie in der Eidgenossenschaft, den König unterstützen, denn damit verhindere man die Einführung des Tridentinums. Bei Basel mußte das letzte besonders Eindruck machen, da vor seinen Thoren ein geistesmächtiger Kirchenfürst,

einen seiner Entschuldigungsbriefe an die Basler Regierung. Was die ausstehenden Zinsen betraf, versprach er, alles zu versuchen, um darin Basel Genugthuung zu verschaffen. Aber wieder verging ein Jahr, ohne daß irgend etwas von französischer Seite geschehen war, und wieder wurde Basel mit leeren Entschuldigungen und Vertröstungen abgefertigt. Das Geld sei schon in Lyon bereit gelegen, so schreibt für den abwesenden Gesandten sein Sekretär Balthasar von Grissach, da sei es wenige Tage vor seiner Abholung zu andern Zwecken verwendet worden. Deshalb sei nun der Gesandte rasch an den Hof gereist, um neue Mittel aufzubringen. Nach den Berichten desselben erwarte er täglich eine Sendung; bis Mitfasten solle man sich noch gedulden, dann würden zum mindesten die Zinse bezahlt werden. Als aber auch dieser Termin ablief, ohne daß die gewünschten Gelder eintrafen, so beschloß Basel auf der Tagsatzung in Solothurn Dezember 1581 mit den übrigen Kantonen, welche der französischen Regierung Geld vorgestreckt hatten, Boten an den französischen Hof zur Betreibung der rückständigen Zahlungen zu senden. Von Basel wurde dazu abgeordnet der Ratsherr Jakob Oberriedt, welcher im Namen seiner Regierung das Kapital von 60,000 Kronen mit fünf fälligen Zinsen, also eine Summe von 75,576 Kronen einzufordern hatte. Doch auch dieser Versuch blieb ergebnislos.

Indes fand Basel bald darauf Gelegenheit, seine Schuldforderung Frankreich in Erinnerung zu rufen. Den Anlaß bot die Erneuerung des französisch-schweizerischen Bündnisses im Laufe des Jahres 1582. Man vereinigte sich dahin, daß der König für das Kapital eine neue Obligation ausstellen mußte, des Inhalts, daß Heinrich versprach, innerhalb der fünf folgenden Jahre die 60,000 Kronen zurückzuzahlen. Ueber die rückständigen Zinsen aber, die damals schon auf eine Summe von 18,000 Kronen angeschwollen waren, wurde ein Kontrakt aufgesetzt, wonach in einem

Termin von 1 bis 2 Jahren diese Schuld getilgt werden sollte. Zur Sicherung dafür erhielt Basel verschiedene königliche Kleinodien in Versatz. Aber auch diese Regelung der französischen Schuldfrage half nicht viel. Der Gesandte in Solothurn war freigebiger mit Vertröstungen, als mit Sonnenkronen. Basel mußte froh sein, wenn es von Zeit zu Zeit einen Jahreszins erhalten konnte. Es war vorauszusehen, daß so lange der Bürgerkrieg in Frankreich dauere, und so lange ein Heinrich III. regiere, ein Erfüllen der Kontrakte nicht zu erwarten sei. Indessen wuchs die gefährliche Lage des Königs. Von zwei gewaltigen Parteien bedroht, der Liga und den Hugenotten, entblößt von allen Hilfsmitteln, mußte er fürchten, zwischen beiden Gegnern erdrückt zu werden. Da fand er Unterstützung bei einem Manne, der ebenso ausgezeichnet war durch sein glänzendes diplomatisches Talent, wie durch seine Treue zu seinem Fürsten, Nicolas Harlay de Sancy, ein Sprößling einer jener berühmten Familien der Robe, welche so viele glänzende Staatsmänner Frankreich geschenkt haben. Dieser bot sich an, ohne alle Geldmittel dem Könige aus der Schweiz Hilfe zu verschaffen. Mit unbegrenzter Vollmacht ausgestattet langte Sancy in Bern an. Er verstand diesen Ort für einen Krieg gegen Savoyen zu gewinnen, wozu ihm derselbe Truppen und eine Summe von 100,000 Kronen gewährte. Zugleich mußte die Berner Regierung im Namen Sancys Basel zu ähnlicher Hilfe bewegen. Diesem stellte Bern vor, wie die Interessen der evangelischen Orte sich deckten mit denen des französischen Königs, der sich jetzt immer mehr auf Seite Heinrichs von Navarra und der Hugenotten stelle. Basel möge doch, so heißt es in dem Berner Schreiben, zum Wohl der Reformierten in Frankreich, wie in der Eidgenossenschaft, den König unterstützen, denn damit verhindere man die Einführung des Tridentinums. Bei Basel mußte das letzte besonders Eindruck machen, da vor seinen Thoren ein geistesmächtiger Kirchenfürst,

Bischof Blarer von Wartensee, mit Eifer die Gegenreformation betrieb und nur zu gern wieder in seine alte Bischofsstadt zurückzukehren wünschte. Aber trotz alledem zögerte man in Basel, da die eigenen Staatsfinanzen in den letzten Zeiten erschöpft worden waren. Doch den wiederholten dringenden Bitten Sancys, den französischen König zu unterstützen, der auch sie vor dem Unheil sichere, das ihnen so in der Nähe drohe, konnte die Basler Regierung nicht widerstehen. Am 28. März 1589 unterschrieben in Basel Sancy und der ständige Vertreter Frankreichs in der Schweiz, Brulard de Sillery, eine Obligation von 20,000 Sonnenkronen zu 5% verzinsbar und rückzahlbar in zwei Jahren. Das Pfand für die vorgestreckte Summe bildeten die königlichen Güter und Domänen, besonders aber die Einkünfte des Salzhandels auf der Rohne. Bis zur Ratifizierung durch den König sollten die beiden Gesandten mit ihrer Person garantieren. Es war ein glänzender Erfolg der Diplomatie Sancys, aber auch ein großes Opfer von Seiten Basels, das genötigt war, selbst wieder das Geld aufzunehmen und zu verzinsen, während noch das frühere Kapital von 60,000 Kronen schwer auf der Stadt lastete, von dem sie seit mehreren Jahren nicht einmal die Zinsen erhalten hatte.

Während Sancy mit dem aufgenommenen Gelde eidgenössische Truppen gegen Savoyen anwarb, sie aber dann nach Frankreich in das Lager seines Königs führte, erfolgte am 1. August 1589 die Ermordung Heinrichs III. Noch war aber die Obligation für das Anleihen nicht ratifiziert worden. Deshalb versprach der Nachfolger Heinrichs III., Heinrich IV., vom Lager von Poissy aus, so bald wie möglich dies zu thun. Die Sache sei verzögert worden, weil die großen Staatssiegel in Tours geblieben seien. Doch sollte es noch längere Zeit gehen, bis Basel den ratifizierten Schuldbrief erhielt.

Inzwischen stellte Frankreich neue Anforderungen an die Finanzkraft der Stadt. Die Mittelsperson spielte wiederum Sancy. Für

Heinrich IV. war es ein Glück, daß dieser begabte Diplomat ihm mit dem gleichen Eifer diente, wie seinem Vorgänger. Sancy eilte nach Deutschland, um für seinen neuen Fürsten Söldnertruppen anzuwerben. Als er mit solchen, November 1589, nach Frankreich zurückkehren wollte, wurde er durch lothringische Truppen genötigt, im Gebiete von Basel Schutz zu suchen, das ihn und die Seinen auf's beste aufnahm. Da er aber Geld nötig hatte, wandte er sich an den Rat um ein Anleihen von 4000 Kronen, verzinsbar zu 5 % und rückzahlbar innerhalb vier Monaten. Als Hauptpfand für diese Summe gab er das beste, was er besaß, einen prächtigen Diamanten, der jetzt noch unter seinem Namen bekannt ist. Derselbe soll einst Karl dem Kühnen gehört haben, und an dem Stein dessen Leiche erkannt worden sein. Der erste sichere Besitzer war unser Sancy, der das Kleinod von seiner Gesandtschaft in der Levante heimbrachte. In späterer Zeit kam der Diamant in Besitz Jakobs II. von England, der ihn für 625,000 Fr. an Ludwig XIV. verkaufte. In unserm Jahrhundert soll ihn 1838 die Prinzessin Paul Demidoff erworben haben; 1865 kam er an Engländer in Bombay. Neben diesem kostbaren Steine versetzte Sancy noch einen Teil der Feldausrüstung, die in Mülhausen und Basel deponiert war. Diese bestand aus 12 Stück Ring-Feldgeschützen, 250 Musketen, 100 Harnischen, 40 Wagen und dem Material zu einer Schiffbrücke. Basel sollte das Recht haben, im Fall das Kapital und der Zins nicht bezahlt würde, die Unterpfänder als sein Eigentum behandeln zu dürfen. Die Geschütze und die Schiffbrücke gab die Stadt 1591 zurück, indem der Rat dieselben dem Vicomte de Turenne, dem spätern Herzog von Bouillon, auf seine Bitten überließ, als dieser Heinrich IV. neu angeworbene Truppen aus Deutschland zuführte.

Während sein rühriger Diplomat in Basel verweilte, leitete Heinrich IV. Ende 1589 neue Verhandlungen bei der Basler

Regierung ein wegen eines weitern größern Anleihens von 60,000 Kronen. Die Stadt sollte dabei durch die Güter einiger königstreuen Unterthanen des Herzogtums Burgund gedeckt werden. Basel verhielt sich ablehnend gegenüber diesem neuen Ansinnen. Und auch als im Jahr darauf, im Herbst 1590, von Semur en Auxonne aus durch die „Eslus des trois estats du duché de Bourgogne“ ein Vertreter nach Basel gesendet wurde, um bei dem Rate dahin zu wirken, daß dem Wunsche des Königs gemäß eine Summe von 50—60,000 Kronen vorgestreckt würde, so herrschte in Basel noch die gleiche Abneigung. Vergebens stellte der burgundische Ständeausschuß vor, wie die abschlägige Antwort Basels einen abschreckenden Eindruck bei den andern Kantonen, wie Zürich und Schaffhausen, machen würde, welche man ebenfalls um Hilfe angehen wolle. Für Basel gab es Gründe genug, diesen Bitten gegenüber sich kühl zu verhalten, denn seit Jahren hatte man keine Zinsen mehr von dem Kapital Karls IX. erhalten. Und auch von einer Zahlung der Zinsen von den in den letzten Jahren vorgeschossenen Kapitalien war keine Rede. Und nun sollte Basel, welches jene Summen selbst verzinsen mußte, von neuem schweres Geld für ein französisches Anleihen aufnehmen, für welches man ihm so gut wie keine Sicherheit bot. Denn die königlichen Domänen und Steuern waren längst weit überlastet mit Hypotheken und Burgund noch zum größten Teil in den Händen des erbittertsten Gegners Heinrich's IV., des Herzogs von Mayenne. Und zudem war gerade dieses Land seit Jahrzehnten von wilden Söldnerscharen nach allen Richtungen hin durchfurcht worden, so daß keine andere Provinz Frankreichs so entsetzlich gelitten hatte.

Indessen hatte sich der französische Gesandte mit Zürich, Bern und Schaffhausen dahin geeint, daß jeder Ort für eine Summe von 16,000 Kronen garantiere. Die drei Städte übernahmen es auch Basel für eine gleiche Summe zu gewinnen. Im Februar

1591 wandten sich die drei Orte an den Basler Rat. Er solle bedenken, wie nötig gerade jetzt für Heinrich IV. eine solche Hilfe sei, dessen Interessen gleichlaufend seien mit denen der reformierten Orte. Die Stadt möge nicht zurückbleiben, sondern ihrem Beispiele folgen. Fast gleichzeitig mit diesem Briefe traf in Basel ein Schreiben des französischen Gesandten ein, der die Ankunft seiner Bevollmächtigten, des Sekretärs Vigier und des Hauptmanns Baldi von Glarus meldete, welche in seinem Namen verhandeln sollten. Zugleich legte der Gesandte den Baslern noch einmal an's Herz, wie gewaltige Geldmittel Frankreich die einheimischen und fremden Truppen, zumal die eidgenössischen, kosteten. Er hoffe, Basel werde dem jetzigen Könige nicht weniger bereit sein beizustehen, als den frühern, besonders „en ceste première requeste, que vous a esté faicte de sa part pour secours de deniers."

Noch aber ließ sich Basel nicht gewinnen; immer dringlicher wurden die Bitten des Gesandten. Er versprach das beste für alle Basler Forderungen, sobald einmal der Krieg beendigt sei, und mahnte die Basler Regierung daran, wie sehr die Befriedigung des königlichen Heeres dränge, und welchen Vorwürfen sich Basel aussetzen würde von seiten der eidgenössischen Soldtruppen, wenn sich das königliche Heer auflösen müßte. Im April 1591 gab die Stadt dem Drängen endlich nach und willigte ein, ebenfalls für eine Quote von 16,000 Kronen gut zu sagen. Außer Basel schloß sich auch noch St. Gallen mit einer Summe von 6000 Kronen an, so daß im ganzen 70,000 Kronen aufgebracht werden konnten. Der Gesandte bot als Sicherheit die königlichen Güter; besonders sollte auch das Herzogtum Burgund durch seine drei Stände obligiert sein. Zugleich versprach Brulard, im Verlauf von vier Monaten die Obligation durch den König ratifizieren zu lassen. Nun kam es darauf an, daß das Geld so schnell wie möglich flüssig werde. Daher drang Zürich darauf, daß die Einzahlung

der Quoten auf's rascheste erfolgen möchte. Schaffhausen wünschte eine gewisse Ordnung in der Angelegenheit. Deshalb kamen die fünf beteiligten Orte überein, die Gesamtsumme von 70,000 Kronen in vier auf die Jahre 1591—1592 verteilten Raten an Frankreich abzuliefern. Die jährlichen Zinsen übernahm Basel einzuziehen und zu verteilen.

Während so Basel bei einem neuen Anleihen teil nahm, hatte es die größten Schwierigkeiten mit den frühern. Von den beiden Kapitalien im Betrag von 24,000 Kronen, die im Jahre 1589 Frankreich gewährt worden waren, war bis dahin noch kein Zins eingegangen. Und das Anleihen Karls IX. blieb sogar seit 1586 unverzinst. Basel bevollmächtigte daher im Jahre 1592 seinen Stadtschreiber Hippolyt a Collibus, beim Könige dahin zu wirken, daß er die Forderungen Basels durch Verweisung auf Gefälle von Städten oder auf Zölle befriedige. Doch scheinen diese Bemühungen keinen Erfolg gehabt zu haben.

Neue Verhandlungen wurden Ende 1593 eingeleitet, doch erst, nachdem Heinrich IV. in seiner Hauptstadt Paris eingezogen war, erlangte Basel im Juni 1594 die Ratifizierung der Obligationen der 24,000 Kronen. Die Stadt war nun auf dieses hin auch bereit, das Hauptpfand für die 4000 Kronen, den Diamanten, an Sancy zurückzuerstatten.

Trotzdem die Herrschaft Heinrichs IV. nach der Einnahme von Paris gesichert war, befand er sich in einer solchen üblen finanziellen Lage, daß auch in den nächstfolgenden Jahren an eine Bezahlung der fälligen Zinsen, geschweige der Hauptgüter, nicht gedacht werden konnte. Stets vertröstete der Gesandte auf bessere Zeiten. Damit war aber Basel wenig gedient, welches selbst die für die französischen Anleihen aufgenommenen Summen seinen Gläubigern verzinsen mußte und nun den Verpflichtungen diesen gegenüber nicht nachkommen konnte. Uebrigens wurden die an=

dern Kantone, welche Gläubiger Frankreichs waren, nicht besser behandelt. Die gemeinsamen Interessen führten nun dahin, daß sich die beteiligten Orte auf einer Konferenz in Aarau Januar 1595 über die Maßregeln besprachen, welche man vereint gegenüber Frankreich ergreifen wolle. Man beschloß, eine Gesandtschaft an den König zu senden, von der man hoffte, sie werde mehr bewirken können, als die Vorstellungen beim Gesandten in Solothurn. Dieser, ebenfalls anwesend bei der Konferenz, mißbilligte den Beschluß nicht, hatte aber schon vorher erklärt, daß sein Fürst alle seine Mittel zur Pacifizierung seines Reiches gebrauchen müßte. Mitte August versammelten sich die Deputierten in Bern, von da begaben sie sich über Genf nach Lyon, wo sich Heinrich IV. gerade aufhielt, um die Angelegenheiten der südlichen Provinzen seines Reiches zu ordnen. Die Verhandlungen verzögerten sich aber, so daß von den Schweizer Gesandten noch nichts erreicht war, als der König plötzlich im September nach dem Norden aufbrach, um womöglich das von den Spaniern schwer bedrohte Cambray zu retten. Die Schweizer setzten nun ihre Verhandlungen mit den königlichen Räten fort. Doch erreichten sie nichts Nennenswertes, in der Hauptsache wurden sie auch hier wiederum mit Versprechungen abgefertigt. Von wenig besserm Erfolg war eine fast gleichzeitige Gesandtschaft an Harlay de Sancy, welcher sich damals in Straßburg aufhielt. Der Basler Abgeordnete, Ratsherr Melchior Hornlocher, mußte bittere Klagen führen, wie übel Basels Dienste belohnt worden seien. Sancy werde sich wohl erinnern, wie vor sechs Jahren er und der damalige französische Gesandte, Brulard de Sillery, eine Obligation von 20,000 Kronen auf zwei Jahre unterschrieben hätten. Wenige Zeit nachher habe man ihm 4000 Kronen bewilligt gegen Pfänder, welche zum größten Teil zurückerstattet worden seien. Weder die Kapitalien noch ihre Zinsen hätte Basel je erhalten, obwohl die Stadt auf ein rasches Zurückzahlen gehofft

habe. Jetzt solle doch Sancy dahin wirken, daß man diese Hauptgüter mit ihren Zinsen erhalte, sowie auch die Zinsen des Kapitals Karls IX., die seit zehn Jahren fällig seien. Das gleiche gelte von den 70,000 Kronen der fünf Städte. Wohl habe der Gesandte und die burgundischen Stände die Zahlung der Zinsen und die Erlegung des Kapitals innerhalb drei Jahren versprochen. Jetzt seien schon drei Jahreszinse fällig.

Auch in den nächsten Jahren trat keine wesentliche Verbesserung in der finanziellen Lage Frankreichs ein. Die Befriedigung der Häupter der Liga und der Krieg gegen Spanien kosteten ungeheure Summen. Zudem war die Finanzverwaltung des Reiches in der übelsten Verfassung, da der beste Teil der Einnahmen in den Kisten der „partisans" verschwand. Harlay de Sancy, den Heinrich IV. an die Spitze der Finanzverwaltung gestellt hatte, verstand es nicht, hier Besserung zu schaffen. Sein Gebiet war die Diplomatie, nicht die Verwaltung. Für diese war aber die Zeit gekommen, wo ein Mann sie übernahm, geeignet wie kein anderer, die furchtbar zerrütteten Verhältnisse zu ordnen, Maximilian de Bethune, der spätere Herzog von Sully. Zugleich wurde Ende 1596 eine Notabeln-Versammlung in Rouen einberufen, welche ebenfalls durch ihren Rat zur Lösung der schwierigen finanziellen Fragen beitragen sollte. In der Schweiz war man längst müde, stets auf spätere Zeiten vertröstet zu werden. Daher fand im November 1596 die Tagsatzung für gut, eine Botschaft nach Rouen zu senden, um daselbst die Erledigung der eidgenössischen Schuldforderungen zu betreiben. Und schon dachte man daran, widrigenfalls die eidgenössischen Soldtruppen heimzurufen. Der König entschuldigte sich aufs neue mit der schlimmen finanziellen Lage seines Reiches und bat die Kantone, Geduld zu haben bis zum Schluß der Notabeln-Versammlung, welche mit der Untersuchung der eidgenössischen Forderungen betraut sei. Und wirklich meldete kurz nach Auflösung der

Versammlung in Rouen ein königlicher Brief, der neue französische Gesandte Hotman de Mortefontaine werde bald nach Ostern mit einer Summe von 300,000 Kronen nach der Eidgenossenschaft aufbrechen. Außerdem würden noch andere bedeutende Summen zur Bezahlung der französischen Schulden abgehen. Indes verzögerten sich diese Geldsendungen weit über Ostern hinaus. Denn als im August 1597 der Ratsherr Andreas Ryff im Namen Basels die für diese Stadt bestimmte Geldsumme beim Gesandten in Solothurn einziehen wollte, da war der französische trésorier Girard mit dem Gelde aus Frankreich noch nicht angelangt. Der Gesandte entschuldigte sich mit den Transportschwierigkeiten großer Geldsummen durch die spanische Freigrafschaft. Und wirklich war dies nicht leerer Vorwand, denn der Kapitän Sury, Säckelmeister von Solothurn, der auf Bitten des Gesandten dem Gelde entgegengeritten war, hatte das Unglück, in Seurre von den Spaniern gefangen gesetzt zu werden. Erst auf die Intervention Zürichs hin, als eidgenössischen Vororts, gelang es, Sury zu befreien und das Geld glücklich nach Solothurn zu transportieren. Ende September traf die Kunde von der Ankunft des Geldes in Basel ein. Doch wartete den Basler Deputierten eine bittere Enttäuschung, als sie in Solothurn erfuhren, daß für sie nur ein Jahrzins der drei Kapitalien von 60,000, 20,000 und 4000 Kronen bereit liege. Zum mindesten hatte man in Basel auf die sofortige Bezahlung der beiden letztern Summen und der Hälfte der seit 1586 fälligen Zinsen der 60,000 Kronen gerechnet. Trotz den dringendsten Vorstellungen konnte der Gesandte nicht mehr bewilligen. Er mußte bittere Worte hören, wie, daß diejenigen, welche den König auf's heftigste bekämpft hätten, jetzt besser bedacht würden, als seine alt bewährten und treuesten Freunde. Der Gesandte schützte zu seiner Entschuldigung vor, daß die Geldmittel äußerst beschränkt seien infolge der gewaltigen Ausgaben, welche die Belagerung von Amiens mit sich gebracht hätte.

Mit dieser Belagerung endigte aber der schreckliche Krieg, der Jahrzehnte lang Frankreich verwüstet hatte, und Heinrichs IV. großer Finanzminister, Sully, konnte seine ganze Kraft nun darauf verwenden, die üble Finanzlage des Reiches zu ordnen. Die eidgenössischen Orte durften bald die guten Folgen der neuen Verwaltung spüren. Die schuldigen Kapitalien wurden wieder regelmäßig verzinst, die rückständigen Zinsen bezahlt. Allerdings geschahen die Zahlungen noch in bescheidenem Maße und lange nicht in der Weise, wie es die Eidgenossen gewünscht hätten. Doch dauerte es nicht mehr lange, so konnte mit der Erlegung der Kapitalien begonnen werden. Im Jahre 1602 erhielt Basel 49,000 Kronen an rückständigen Zinsen und Abzahlungen der Hauptgüter. Da nun in dieser Weise in der Tilgung der Schulden fortgefahren wurde, so war vorauszusehen, daß in wenig Jahren der größte Teil derselben zurückbezahlt sein würde. Und wirklich waren beim Tode Heinrichs IV. alle Schulden getilgt, außer dem Kapital Karls IX., und auch diese Summe war auf 53,000 Kronen reduziert. Nun aber änderten sich die Verhältnisse wieder zum schlimmern. Der Verfall der Finanzen unter Marie de Medici machte sich auch in der Schweiz fühlbar. War man oft unzufrieden gewesen, daß Heinrich IV. nicht größere Summen gesandt habe, so lernte man jetzt sich nach seiner Regierung auch in dieser Hinsicht zurücksehnen. Von Schuldentilgung war keine Rede mehr. Man mußte froh sein, wenn im Verlauf mehrerer Jahre einmal ein Jahreszins erlegt wurde. Im Jahre 1625 waren schon wieder 14 Jahreszinse rückständig, welche ein Kapital von 37,100 Kronen repräsentierten. Auch in den folgenden Jahrzehnten, unter Richelieu und Mazarin, trat keine Besserung ein, trotz mannigfachen Klagen Basels. Im Jahr 1644 stellte die Stadt dem französischen Hofe vor, daß nun 25 Zinse fällig seien, indessen sie selbst trotz allen Bedrängnissen des Krieges die von ihr für Frankreich aufgenommenen Gelder verzinst habe.

Erst die Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich 1658 brachte auch die Schuldfrage wieder in Fluß. Basel erreichte so viel, daß ein besonderes Patent von Ludwig XIV. erlassen wurde, wonach der König regelmäßige Zahlung der Zinsen versprach. In der That wurde während einiger Jahre das Versprechen gehalten. Aber schon in den 1670er Jahren begannen von neuem die Klagen Basels, daß bald fünfzig Zinse fällig seien. Wohl versprach ein französischer Gesandter nach dem andern seine besten Dienste, aber es blieb bei diesen sterilen Vertröstungen. Bald hieß es, der Hof sei mit der Angelegenheit noch nicht genügend vertraut, bald, man müsse einen andern Ort, z. B. Zürich, zuerst befriedigen, dann erst könne man an Basel denken. Was konnte Basel thun? In seiner exponierten und wirtschaftlich und politisch von Frankreich abhängigen Lage mußte es sich's gefallen lassen, seinen besser gelegenen und mächtigern Eidgenossen gegenüber hintangesetzt zu werden. Dies sollte sich auch später noch zeigen. Zudem traten an Colbert und seine Nachfolger für die Interessen Frankreichs weit wichtigere Anforderungen heran, als daß sie geneigt sein konnten, alte Schulden einem ohnmächtigen Nachbar zurückzuzahlen. So war man bis tief in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts gelangt, als sich wiederum für Basel eine Gelegenheit bot, seine alten Guthaben an Frankreich geltend zu machen. Wie früher war es die Erneuerung des französischen Bündnisses. Aber auch diesmal scheiterten Basels Bemühungen. Später zeigte sich, daß dabei andere Kantone, wie Bern, Freiburg und Solothurn, eine wenig freundeidgenössische Gesinnung gegenüber ihrer verbündeten Stadt am Rhein bewiesen haben.

So nahte die französische Revolution heran. Sie, die selbst eine gewaltige Liquidierung des ancien régime war, brachte auch die Liquidation der Schulden der alten französischen Königsherrschaft. Am 22. April 1791 übersandte der damalige Basler

Stadtschreiber Peter Ochs im Namen seiner Regierung an die französische Nationalversammlung eine von ihm verfaßte Denkschrift, welche eine kurze Darstellung der Geschicke der baslerischen Forderungen enthielt. In dem Begleitschreiben macht Ochs die Berechtigung dieser Ansprüche geltend. Er weist darauf hin, wie die frühern Regierungen Frankreichs die Opfer ihres verbündeten Basel schlecht belohnt hätten, indem sie auf keine Vorstellungen eingegangen wären und sich aus ihrem eigenen Verhalten den Vorwand genommen hätten, die Basler Forderungen überhaupt nicht gelten zu lassen. Dann aber fährt er fort: „Je vous appartenoit, messieurs, d'établir d'autres principes et de soumettre tous les interests particuliers aux loix de la justice et de la raison. L'histoire n'offre rien de pareil à cette généreuse rivalité de sacrifices dans tous les genres, que le bien public, l'honneur de la nation et les droits de citoien reçoivent chaque jour dans l'empire, que vous représentez. Une partie de ces sacrifices étant dûs au décret par lequel vous mites les créanciers de l'état sous la sauvegarde de la loyauté française, nous n'hésitons point à en appeler à ce décret mémorable. Il sanctionne nos titres, il préjuge vos décisions en notre faveur, il consolide la confiance, avec laquelle nous en attendons le resultat."

Weder dem König noch seinem Minister Montmorin, welche ebenfalls die Denkschrift erhielten, wurde solches Lob erteilt.

Um aber die Schuldsache mit Erfolg zu betreiben, das sah man in Basel ein, war es nötig, einen Geschäftsträger in Paris zu haben, der dort mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten bekannt war. Und welche Person konnte für geeigneter gelten, als gerade Ochs, der durch mehrfachen Aufenthalt in der französischen Kapitale mit der dortigen Gesellschaft wohl vertraut war, und der die Angelegenheit am besten schon kannte? Am 26. April wurden

ihm seine Instruktionen ausgefertigt und am 3. Mai 1791 traf der Basler Stadtschreiber in Paris ein und wurde dort von seinen frühern Bekannten, wie Noailles, Lafayette, Broglie aufs Beste empfangen. Bis zu seiner Audienz beim Minister suchte er ein Bild zu gewinnen von der Lage der Dinge in Frankreich. Es fiel ihm dies schwer in dem Durcheinander der sich kreuzenden und widersprechenden Ansichten. Allmählich gelang es ihm doch einige Kenntnis zu erlangen von den Faktoren, mit welchen er bei seiner Thätigkeit zu rechnen hatte. Das stand ihm schon sicher, daß der Minister selbst sehr wenig Einfluß besitze; seine Angestellten aber und Sekretäre noch sehr viel „de la morgue et autres défauts de l'ancien régime" an sich trügen, daß aber vor allem die wirkliche Macht in den Händen von ungefähr zwanzig durch ihre Talente und Leistungen hervorragenden Gliedern der Nationalversammlung liege. Er erfuhr auch, daß der an diese letztern gerichtete Brief noch nicht verlesen worden sei. Doch scheute er sich, irgendwelchen Schritt zu thun, bevor er den Minister gesehen hätte. Am 8. Mai stellte er sich diesem vor, welcher ihn an den Sekretär Hénin wies, zu dessen Departement die Schweiz gehörte. Hénin war schon vorbereitet auf Ochs durch ein Empfehlungsschreiben Lafayette's.

Als nächste Aufgabe sah nun Ochs an, die einflußreichen Deputierten für seine Sache zu gewinnen, von denen er sehr befriedigt schreibt: „Ils sont abordables tous les jours sans préalable ni etiquette. Ils sont comunicatifs et honnêtes au possible et aiment les Suisses plus qu'on ne s'imagine chez nous." Demgemäß legte Ochs seinem Handeln folgende Maximen zu Grunde: „Amitié envers les membres de l'assemblée nationale, qui ne désirent rien tant, que s'attacher les suisses, fermeté envers le ministre, qui craint perdre sa place et dignité envers les commis, qui voudraient rabaisser tout

le monde.“ Obwohl es dem Basler Stadtschreiber an einflußreichen Freunden nicht fehlte, welche seine Sache unterstützten, gingen die Verhandlungen nur sehr langsam vorwärts. Viel dazu mag die gewaltige Erregung der Franzosen gegen die Schweiz beigetragen haben, weil diese den Durchmarsch der österreichischen Truppen nach dem empörten Bisthum gestattet hatte. Ochs selbst erlebte es, daß ihm der Portier von Lafayette, ein geborener Pruntruter, Vorwürfe machte, daß Basel den Durchmarsch zugelassen habe.

Doch erhielt Ochs Ende Mai ein Schreiben Montmorins, worin der Basler Regierung ein Vorschlag zur Liquidierung ihrer Forderung gemacht wurde. Der Minister bemerkte, daß schon seit einer Reihe von Jahren gemäß einem Abkommen verschiedene Kantone, wie Bern, Freiburg und Solothurn bedeutende Summen erhalten hätten. Es seien diese Zahlungen begreiflicher Weise ohne Aufsehen zu erregen erfolgt. Montmorin schlug nun vor, daß Basel diesem Rückzahlungsmodus ebenfalls beitreten solle. Es läßt sich denken, wie bemühend für Basel diese Kunde war, daß eidgenössische Orte, in der Weise hinter dem Rücken eines andern handeln konnten. Trotzdem war der Vorschlag so annehmbar, daß die Basler Regierung sich entschied, auf diesem Wege zu ihrem Rechte zu gelangen.

Ochs konnte nun an die Behandlung der Einzelheiten gehen. Im Vordergrund stand da die Frage wegen der fälligen Zinsen, die eine Summe von 482,000 Kronen repräsentierten. Er berechnete die Sonnenkrone zu 10 livres, 8 sols. Darnach belief sich das Kapital auf 551,200 ll. und die 162 fälligen Zinsen auf 4,462,000 ll. Hénin machte gewaltige Augen, als ihm diese Rechnung vorgelegt wurde. Er versprach zwar, die Bezahlung des Kapitals nach der Basler Berechnung dem Minister zu empfehlen, dagegen wollte er nichts von den Zinsen wissen. Den weitern Verhandlungen machte die Flucht des Königs, seine Gefangennahme

und Suspension ein jähes Ende. Ochs blieb noch einige Zeit in Paris, sah aber ein, daß sein Aufenthalt daselbst nichts mehr nütze und kehrte daher nach Basel zurück, da die weitern Verhandlungen leicht schriftlich geschehen konnten. Doch die Hoffnung die Schuldangelegenheit überhaupt zu erledigen, war eitel. Die Wirren der Revolution gestatteten einen befriedigenden Abschluß der Verhandlungen nicht, wenn auch Basel in der Folgezeit seine Originaltitel nach Paris geliefert hatte.

Als Bern seine Ansprüche im Jahre 1795 durch Assignaten befriedigen ließ, da wünschte man in Basel ähnliches, doch das reißende Sinken dieser Wertpapiere ließ davon abstehen. Und nocheinmal schien eine Hoffnung auf Ersatz für jene alten Schuldforderungen sich aufzuthun, als General Buonaparte im Jahre 1797 durch Basel reiste und Aussichten auf den Besitz des Frickthales eröffnete. Man beschloß, Peter Ochs wiederum nach Paris zu zu senden, ob jenes Thal als Ersatz für die Forderungen Basels an Frankreich zu erhalten sei. Es ist allgemein bekannt aus Ochsens eigener Darstellung, wie ganz andere Dinge in Paris zwischen ihm, Buonaparte und dem französischen Direktorium verhandelt wurden, infolge davon dann auch in der Schweiz der Sturz des ancien régime's erfolgte. Mit der neuen Aera aber fielen auch die Ansprüche des alten Basels an das alte Frankreich dahin.

# Die Basler Separatisten im achtzehnten Jahrhundert.

Von Dr. Eduard Thurneysen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Im vorjährigen Jahrbuch haben wir die Anfänge der separatistischen Bewegung im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts betrachtet. Diesmal verfolgen wir sie bis zum Ende desselben. Es wird sich hierbei zeigen, wie immer deutlicher auf den Unterschied zwischen dem harmlosen Pietismus und dem für das Staatswesen gefährlicher erachteten Separatismus geachtet wird.

Wir führen uns die Bewegung zunächst bis zur Erreichung ihres Höhepunkts um die Mitte des Jahrhunderts vor Augen.

Nach den Vorgängen der Jahre 1722 und folgenden blieb es längere Zeit ruhig. Erst am 26. April 1732 wurde im Rat zur Sprache gebracht, daß der bekannte, aus dem Kanton Bern ausgewiesene Prof. Samuel König[1]) in der Stadt predige und starken Zulauf habe. Der Antistes meldete, König weiche in keinem Fundamentalartikel von der Kirchenlehre ab und habe hier gegen den Separatismus gepredigt. Der Rat ließ sich nur auf

[1]) Vgl. Hagenbach: Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts; Gelzer: die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte; Trechsel: Samuel König.

kurze Zeit beruhigen. Schon am 1./8. Oktober gl. J. wurde von neuem eingezogen, König habe zu Stadt und Land gepredigt und halte Privatversammlungen in verschiedenen Häusern auch während der Kirchenzeit. Darauf wurde er angewiesen, binnen 24 Stunden Stadt und Land zu verlassen. Zugleich wurden Informationen über ihn angeordnet, und sollte der Antistes die Dekane der Landschaft anweisen, auf die sich wieder zeigenden principia separatationis achtzugeben und die Fehlbaren zu verzeigen. Die Informationen in der Stadt ergaben, daß König im Hause von Fattet und von Frau Hugo zu St. Johann Versammlungen gehalten hatte, vormittags und nachmittags, mit Predigt, Gebet und Gesang. Etwa 25 Personen, Männer und Frauen, wurden als Teilnehmer namhaft gemacht, darunter ein Kleindienst mit Frau, und Frau Fuß des Buchbinders. Ein Zeuge äußerte sich, man müsse König ein Gelübde ablegen, daß man an dem von ihm vorgetragenen Glauben festhalten wolle, aber die hiefür zur Gewähr angerufene Person wollte nichts davon wissen. Die Informationen auf der Landschaft, welche durch den Landvogt von Farnsburg aufgenommen wurden, lauteten dahin, daß König in Tenniken über Luk. 11, 2—4 und in Sissach über Matth. 11, 1—6 herrlich gepredigt habe und in seiner Wohnung nur von wenigen Leuten besucht worden sei. Der Rat wies beide Berichte an das Ministerium, die Deputaten sollten aber die Geistlichen ermahnen, die ihnen anvertrauten Zuhörer näher in das Auge zu fassen und auf ihr Leben Achtung zu geben. Das Ministerium hatte nach Einholung der Berichte von den Landgeistlichen nur gutes über König zu melden, alle hätten nur rechtes von ihm gehört, nichts von Aufhetzung gegen Obrigkeit und Predigtamt, auch nichts von Separatismus, Handgelübden und vorgenommenen Kommunionen. Aber es hätte, fügte das Ministerium bei, ohne die Remedur des Rates leicht unzeitigen Eifer in der Kirche geben

können; König werde künftig wohl thun, in seinem Vaterland zu bleiben. Die Kirche sei heutzutage nicht mehr so beschaffen, wie zur Zeit der Apostel, da die Diener Christi in alle Welt hätten ausgehen müssen, das Evangelium zu verkündigen, sondern es seien allerorten besondere Lehrer und Prediger bestellt, zu denen man sich halten und andere fahren lassen müsse, wenn nicht die größte Verwirrung und Zerrüttung der Kirche entstehen solle.

Zugleich berichtete das Ministerium über den Separatismus in der ganzen Landschaft und konstatierte überall ein Zurückweichen desselben. Wir greifen einige Specialberichte heraus. Waldenburg meldete, einige Frauen kämen nur von Zeit zu Zeit zur Kirche, enthielten sich seit ziemlicher Zeit der Kommunion, besuchten fleißig Konventikula, führten „übrigens" keinen gottlosen Wandel. Bubendorf berichtete, nach dem Tode des vornehmsten seien einige Pietisten wieder zur Kirche zurückgekehrt. Muttenz fand, der frühere Pietismus sei durch obrigkeitliche Verordnungen geschwächt, das Benehmen der Betreffenden entspreche nicht ihrer frühern Lehre. Binningen konstatierte eher Liederlichkeit als Bigotterie und übermäßige Frömmigkeit. Diegten berichtete, es fänden seit mehreren Monaten keine Privatversammlungen mehr statt, in Zeglingen gebe es einige solche Scheinheilige. Rothenfluh meldete den Wiederanschluß früherer Separatisten und Pietisten an die Kirche, dagegen herrsche viel Fressen und Saufen, und sei die Gemeinde sehr belastet. Liestal hatte weder Pietisten noch Separatisten. Riehen fand nichts zu melden. Immerhin empfahl das Ministerium am 8. November 1732 Vigilanz, Fortweisung der fremden Lehrer, Verbot der Konventikula. Doch sollte, bemerkte es, auch andern Konventikulis mit Essen, Trinken und Spielen, welche den Separatisten Anlaß zur Trennung gäben, sowie dem Atheismus und Epikuräismus, welche auf der Landschaft mächtig überhand nähmen, gesteuert werden, damit nicht der Ruin und völlige Zerrüttung unseres Ge-

meinwesens daraus entstehe, mithin der Zorn des großen Gottes uns auf den Hals falle.

Die Sache blieb einstweilen ohne weitere Folgen. Man sah darauf, daß die Privatversammlungen nicht der Arbeit Abbruch thun, nicht Parteiung unter den Hausgenossen erregen, nicht von Personen beiderlei Geschlechts besucht werden möchten. In den Jahren 1739 bis 1741 beschloß der Konvent [1]) verschiedentlich, die Pietisten seien zwar milde zu behandeln, aber es sei darauf zu sehen, daß ihre Versammlungen nicht zu zahlreich seien und nicht des Nachts oder zu den Stunden des öffentlichen Gottesdienstes stattfänden. Die Geistlichen möchten beiwohnen, und besonders seien nach dem Mandat vom 2. September 1722 fremde Lehrer fernzuhalten. Auch die Befürchtung tauchte immer wieder auf, der Pietismus möchte in den Separatismus übergehen. Indes konnte Pfarrer d'Annone in Waldenburg die Haltung von Privatversammlungen mit Erfolg verteidigen,[2]) und i. J. 1739 hielt der Schulmeister Stupanus in Riehen unter Zuziehung einiger Freunde aus Basel Privatversammlungen, in welchen er sich vernehmen ließ, daß in letzter Zeit die Gnade Gottes wieder recht in solchen gepredigt werde. Der Konvent fand nichts gegen sie einzuwenden, falls sie sich auf die Familie und wenige Personen erstreckten, an den Sonntagen nach dem öffentlichen Gottesdienst stattfänden und sich auf Gebet und Vorlesung eines Schriftabschnittes beschränkten, zahlreicher Besuch und Schriftauslegung sei dagegen nicht zu dulden. Anderer Art waren die Privatversammlungen in Pratteln, welche von Kandidat Leonhard Ryhiner oder M. Lauberer gehalten wurden.

---

[1]) Bei diesem Anlasse sei erwähnt, daß von den Protokollen des Konvents, welche sich sonst vollständig in der Bibliothek des Antistitiums vorfanden, die Jahre 1711 bis 1731 zu fehlen scheinen. Es ist mir nicht gelungen, das mangelnde anderwärts zu finden.

[2]) Vgl. u. a. Prof. Joh. Riggenbach: Hironymus Annoni, 1870.

Die fünfzehnjährige, als boshaft bekannte Anna Räbmann fing vor etwa sechzig Personen an, wunderliche Sachen zu reden, und sah, wie sie sagte, auf Eingebung des Heilandes verschiedene lebende und tote Personen in der Hölle. Auch andere Kreaturen, klagte der Pfarrer, liefen der Schwärmerei nach, Kandidat Ryhiner stehle ihm das Herz der Gemeinde und halte zu ungehörigen Stunden Privatversammlungen. Der Konvent sah die Visionen des Mädchens als Erzeugnisse einer kranken Phantasie an und beschloß sie davon abzumahnen. Den Kandidat Ryhiner ließ er durch den Antistes mahnen, alles zu unterlassen, was der Ordnung und dem Frieden der Kirche entgegen sei. Auch in Lauwyl und auf dem Freihof St. Romey hielt Werner Dägen von Liedertswyl Privatversammlungen ab.

Besondere Erwähnung verdienen die Schicksale des Leinewebers Daniel Riggenbacher von Zeglingen. Im Jahre 1741 schrieben der Pfarrer von Kirchberg und der Landvogt von Farnsburg dem Rat, derselbe gerate zuweilen in Tobsucht, verachte unsere Religion, Predigt und Sakrament, glaube sich inspiriert und halte sich an fremde Schwärmer; er sei widerspenstig gegen die Obrigkeit, unangenehm gegen die Nachbarn, aber man schone ihn. Seine Adhärenten beschrieben ihn aus Politik als einen Pietisten, aber er verkehre mit Leuten, die ganz andere Lehren und Meinungen hätten. Seine achtzigjährige Mutter sei eine stille, feine Frau, aber die Schwester Elisabeth wahnsinnig pietistisch, gehe nicht in die Kirche, obschon doch andere Pietisten gingen, halte Zusammenkünfte, wolle nicht vom Bruder lassen und folge weder Geistlichen noch Weltlichen, sie wolle einen Schwärmer und Freigeist heiraten und sich in Zeglingen niederlassen. Man sollte beide Geschwister versorgen und unter Vogtei stellen. Das letztere geschah. Bevor es aber zur Versorgung Riggenbachers kam, der nach Angabe der Schwester einige Male hatte gefesselt werden müssen, entwich er

den 6. August 1741 nach Hauterive, unterstützt von Basche Schaffner von Anwyl, der ihm eine zeitlang bei der Feldarbeit geholfen hatte, von Jean Mainsait von Lyon, Strumpfweber bei Brenner & Burckhardt in Basel, und von einem aus Welsch-Neuenburg herübergekommenen Glaubensgenossen. Darüber von den Deputaten zur Rede gestellt, gaben Schaffner, Mainsait und Elisabeth R. alles zu. Die letztere erklärte dabei, sie gehe weder zur Kirche noch zum Abendmahl, sie lese in der Bibel, Gott offenbare ihr dies. Schaffner bekannte sich als Pietisten: er halte Gott für den einigen Lehrer und König, enthalte sich deshalb der Kirche und der Sakramente und suche sein Heil in Gott und Jesu Christo dem Heiland. Mainsait sprach sich auf gleiche Weise aus und gab zu, den Riggenbacher schon seit sechs Jahren zu kennen, wo sie miteinander gefangene Glaubensgenossen besucht hätten. Der Rat wies den Schaffner, die Elisabeth und den inzwischen zurückgekehrten Daniel Riggenbacher zur Besprechung an den Konvent, den Mainsait an den französischen Pfarrer. Mainsait erwies sich allen Gründen unzugänglich. Er legte eine schriftliche Erklärung ein, des Inhalts, daß die protestantische Religion auf Paillardise, Meurtre und Mensonge gegründet sei. Er verwerfe sie nicht für diejenigen, welche von keiner andern Kenntnis wüßten, aber er für seinen Teil wisse, daß Gott ohne sie alles Gute und Ehrbare gebe. Seine Gnade lasse uns alles das thun, wovon die Pfarrer bloß redeten. Er sage Paillardise, weil man in der Kirche nach äußeren Zeichen, wie Gebet und Sakrament, paillarde. Der Geist müsse das Rechte lehren. Die Geistlichen seien nicht Botschafter Christi, sondern vom Magistrat eingesetzt. Er lasse die Magistrate als Zügel des Bösen gelten, aber Gott habe keinen Gefallen daran. Von Mord habe er geredet, weil die Kirche oft die wahren Christen gemordet habe und der Geist immer derselbe geblieben sei. Er sei früher aus Unwissenheit Glied dieses toten Körpers gewesen, aber Gott

habe ihm geholfen und werde auch andern helfen. Hierauf wurde er am 2. September 1741 bei Strafe des Prangers von Stadt und Land verwiesen. Ueber die Geschwister Riggenbacher und Schaffner berichtete der Konvent, die beiden ersteren wüßten in Religionssachen außer einigen mißverstandenen Sprüchen nur wenig, der letztere sei unterrichteter. Alle drei irrten gröblich hinsichtlich des öffentlichen Gottesdienstes, des Abendmahls und der Pflichten gegen die Obrigkeit. Sie seien allem unzugänglich, weil sie sich vom hl. Geiste inspiriert glaubten, aber sie suchten ihre Lehre nicht auszubreiten, und es könnte vielleicht ihre Gemeinschaft mit auswärtigen Separatisten, von denen sie vermutlich in ihrem Sinn bestärkt würden, verhütet werden. Durch Strafe würden sie nur verhärtet, da sie alles durch Menschen verursachte Leiden als ein Kennzeichen wahrer Christusjünger ansähen. Der Rat begnügte sich am 6. September 1741 damit, den Besuch dieser Leute durch den Pfarrer anzuordnen, und dem Landvogt die Weisung zu erteilen, daß er auf fremde, falsche Lehrer sehe und solche bei Betreten aus dem Lande weise.

Am 13. November 1742 starb Basche Schaffner in Basel, und zwar in der Wohnung von Mainfait, der trotz der gegen ihn ausgesprochenen Verweisung vor wenigen Monaten zurückgekehrt war und wieder bei Brenner & Burckhardt Arbeit gefunden hatte. Mainfait, Riggenbacher, Emanuel Schmid, der Schwertfeger, und David Redinger, Kupferstecher und Formschneider aus Zürich, trugen den Leichnam in einem Sack, dessen Inhalt sie der Schildwache als Schuhleder angaben, in der Dämmerung zum St. Johannthor hinaus und begruben ihn heimlich bei einem Gartenhäuslein. Schmid, ein Sohn des Sechsers Lukas Schmid, war früher samt seiner Schwester wegen Separatismus verwiesen worden, aber seit einiger Zeit zurückgekehrt, wie auch andere Separatisten, die seiner Zeit die Stadt verlassen hatten; alle waren vom Konvent,

der um ihre Rückkehr wußte, von Zeit zu Zeit zum Aufgeben der Separation aufgefordert worden, ebenso Redinger, der im vorangehenden Juli eine diesfällige Mahnung erhalten hatte. Schaffner hatte angeblich zu seinen Lebzeiten geäußert, er wünsche nach dem Exempel der ersten Christen begraben zu werden und auch nach dem Tod entfernt zu sein von denen, mit welchen er im Leben keine Kommunion gehabt. Mainfait erklärte im Verhör vor den Sieben, Schaffner habe wie er eine nicht von Menschen, sondern von Gott autorisierte Religion gehabt, welche lehre, daß man Witwen und Waisen besuche und sich vor dieser Welt hüte. Er, Mainfait, habe sich bei der Verweisung die von Gott gegebene Freiheit vorbehalten. Schmid nannte den Begräbnisort, und da die Wundschau am Leichnam keine verdächtigen Spuren fand, so verwies der Rat am 21. November 1742 den Mainfait und Redinger bei Strafe des Prangers von Stadt und Land, den Schmid wies er vor den Bann, Riggenbacher vor den Konvent.

Mainfait, Redinger und Schmid weigerten sich, die Urfehde zu schwören, weshalb man davon absah. Riggenbacher schwor, klagte aber nachher, er habe sich durch die Eidesablegung verfehlt. Schon den 4. Januar 1743 hatte der Pfarrer von Frenkendorf demjenigen von Kirchberg zu melden, Riggenbacher habe sich nach der letzten Weihnachtskommunion zu den Kommunikanten geäußert, er habe mehr Nutzen von der jetzt aufgedeckten Speisetafel als sie von ihrem Stücklein Brot, und er habe schon lange nicht mehr kommuniziert. Auf die dagegen erhobenen Einwände habe er nicht wie ein Pietist oder Separatist, sondern wie ein Atheist geantwortet. Der Konvent lud ihn wieder vor, sah aber von weitern Maßregeln ab. Wir werden ihm bald wieder begegnen. Ueber Emanuel Schmid, der vor den Bann gewiesen worden, sowie über seinen Vater und seine Geschwister berichteten die Geistlichen und Deputaten, die ganze Familie besuche weder Kirche noch Abend-

mahl. Schmid weigere den Treueid, er sei aber niemandem überlästig, führe ein stilles Leben und sei eher zu dulden als viele offenbar lasterhafte Leute. Auch sei der Eid nicht so genau zu fordern von jungen, ledigen Bürgern, die nicht in Aemtern und Bedienungen ständen. Die Sache wanderte an die Dreizehn unter Beiziehung einiger Geistlichen, von wo weiterer Bericht fehlt. Redinger erhielt ziemlich bald nach seiner Verweisung auf Ansuchen der Buchdrucker wieder Aufenthaltsbewilligung. Indes wurde er am 12. April 1747 von den Sieben zur Rede gestellt wegen Verdachts der Teilnahme an einem stillen Begräbnis. Er gab dabei an, die rechte Kirche sei, wo der rechte Glaube sei, also z. B. auch im Wald. Er sei jetzt gern in der Stille, obschon er zu Hause während vierzig Jahren zur Kirche gegangen, er sehe niemanden und niemand komme zu ihm, er sei nur im Winter hier, im Sommer in Zürich. Sein allzuschwaches Gewissen erlaube ihm den Eid nicht. Darauf wurde er von neuem verwiesen und erlangte erst im Jahre 1754 den freien Durchgang durch die Stadt, nachdem er dem Separatismus abgesagt hatte.

Im Jahre 1745 treffen wir auf das Herrenhuterwesen.[1]) N. Wohnlin, Traübelbeck, empfing verschiedene Personen bei sich, so den Apotheker Wernhardt Huber, den Schulmeister Niklaus Stupanus von Riehen und andere. Man hörte in seinem Hause singen, man sah Fremde ein- und ausgehen, einen in einem blauen Rock, einen in schwarzen Aufschlägen. Er äußerte sich, er wolle um alles in der Welt nicht hier bleiben, sondern an einen Ort ziehen, wo seine Seele versorgt sei; wenn er bei dem Weinausgeben seinem Burgereid Genüge leisten wolle, könne er nicht bestehen, zu Herrenhagen könne er seine Kinder besser in der Gottesfurcht unter-

[1]) Vgl. F. Keller: Zinzendorfs Aufnahme in der Schweiz im Basler Jahrbuch von 1888, und die Karikaturen im „Eidsgenoß" von Prof. Spreng von 1749, Nr. 9, 23—27.

weisen lassen. Der Konvent erklärte im August 1745 das Herrenhuterwesen als dem Gemeinwesen schädlich, und der Rat setzte gemäß seinem Antrag auf die Beherbergung fremder Lehrer und Lehrerinnen eine Strafe von fünfzig Gulden. Im Herbst verreiste dann Wohnlin mit seiner Familie wirklich nach Herrenhagen. Bei den nachher aufgenommenen Informationen behauptete ein Zeuge, die betreffenden Fremden, Männer und Frauen, hätten nicht Basel, sondern Bern zum Ziel ihrer Reise; sie verleiteten nicht zum Fortgehen, sondern sagten, wenn man hier nicht durchkomme, komme man in Herrenhagen auch nicht durch.

Im November 1746 meldete das Ministerium die Anwesenheit einer fremden Lehrerin von der Herrenhutischen Sekte, sie halte Versammlungen, bestelle Lehrer und Aemter. Die Sekte habe für die von ihr gewonnenen Personen schlimme Folgen im Geistlichen und Leiblichen. Der Rat wies die Lehrerin aus, ließ den Beherberger zur Rede stellen und erneuerte die Verordnung vom August 1745. Aber schon am 27. Mai des folgenden Jahres mußte der Rotgerber Peter Rübling, der auch die Versammlungen des oberwähnten Wohnlin frequentiert hatte, von den Sieben besprochen werden, weil er laut Anzeige des Antistes die Anna Maria Lang, die sogen. Herrenhut'sche Mama, beherbergt hatte. Er sagte aus, sie sei von einigen Weibsbildern berufen worden und rede ihnen von dem gekreuzigten Mann Gottes; viele gehörten zum Anhang, worunter allerdings wenig Männer, die noch allzusehr in ihren Sünden vertieft seien und sich nicht so leicht zum wahren Mann Gottes bekehren lassen wollten. Die Mitglieder hielten sich nicht nur zur Basler Konfession, sondern auch zum Berner Synod, wollten aber nicht nur wissen, sondern auch im Herzen haben und ausüben. Die fremden Lehrer rieten vom Wegzug nach Herrenhagen ab, aber mehr als zehn Weiber würden fortziehen, wenn man sie verhindern wollte, jene anzuhören. Sie frequentierten die Kirche und benützten

die Sakramente und seien deshalb von den Separatisten wie Tag und Nacht verschieden, aber man dürfe ja die Pfarrer nicht überlaufen und in der Kirche würden die Anstände nicht gelöst, deshalb kämen sie unter sich zusammen. Der Konvent fand, Nübling strebe nach dem Ziel, stecke dagegen in dem irrigen Wahn, daß, obwohl die fremden Herrenhut'schen Lehrer ihm nicht unumgänglich nötig seien, er ihnen trotz obrigkeitlichem Befehl den Aufenthalt bei sich nicht versage. Der Rat ließ ihm die Strafe in Gnaden nach, warnte ihn aber für die Zukunft vor der Beherbergung fremder Lehrer.

In Betreff des Herrenhuterwesens, das eine Sache für sich ist, und dessen Beziehungen zur übrigen Entwicklung wir hier nicht näher verfolgen können, sei nur noch erwähnt, daß, als im Jahre 1757 Zinzendorf sich kurze Zeit in Basel aufhielt und bei Peter Gemuseus zum Pflug wohnte, er großen Zulauf hatte und man sich zum Handkuß drängte. Am folgenden Sonntag hielt Pfarrer Buxtorf eine anzügliche Predigt über das Wort: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten," worauf zwei Anhänger Zinzendorfs die Kirche verließen, dem Pfarrer eine Faust machten und die Thür zuschmetterten. Zinzendorf verweilte übrigens nur kurz, weil er das consilium abeundi fürchtete.[1])

Im Februar 1747 wurde Susanna Schmid, die Tochter des früher genannten Sechsers Lukas Schmid, der, wie es scheint, nach seiner Verweisung wieder Aufenthalt gefunden hatte, „still" d. h. ohne vorherige Verkündung und ohne Leichenrede begraben; nur der jüngere Bruder und vier Jungfrauen folgten dem Zug, ebenso ein Jetzler, der früher wegen Separatismus aus Schaffhausen war ausgewiesen worden, dann in Basel mit dem oberwähnten Wohnlin in Verbindung gestanden hatte, aber im Jahre 1745 auch von hier

---

[1]) Diese Erzählung, sowie einige andere persönliche Züge sind dem in der Bibliothek des Antistitiums befindlichen „Diarium der Stadt Basel" von Alt Landvogt Wilhelm Linder entnommen.

war verwiesen worden. Der Pfarrer zu St. Peter meldete, es sei alles mit der Verstorbenen frühern Zustimmung geschehen und nichts abergläubisches dabei vorgefallen, dergleichen Leuten werde ja der Aufenthalt hier gestattet. Der Konvent berichtete dem Rat, die Art des Begräbnisses zeige doch die Sonderung auch in gleichgiltigen Dingen. Er wisse nicht, ob die Separatisten den Jahreid und andere bürgerliche Pflichten erfüllten; durch Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes, des Predigtamtes und der Sakramente seien sie der Basler Konfession und der Kirchenverfassung zuwider. Am besten sei es, statt auf Zusprüche und Strafen zu erkennen, sie vor fremden Separatisten zu bewahren. Die Dreizehn, an welche die Sache gewiesen wurde, fanden zwar, der Separatismus sei der Polizei und dem Christentum zuwider, doch sei der gelindere Weg der zweckmäßigere, daß die Geistlichen sich nicht von ihnen trennten, hingegen sei für Anzeige von fremden separatistischen Lehrern und Lehrerinnen ein Verleiderlohn zu bestimmen. Der Rat gestattete für's künftige Begräbnisse nur nach geschehener öffentlicher Verkündung, verwies den Jetzler von neuem, was übrigens im Jahre 1750 und auch wieder ohne bleibenden Erfolg wiederholt wurde, setzte den Verleiderlohn auf zwei Neuthaler fest und ordnete eine Information über Meister Vesten Haus beim Schwanen an, wo dergleichen Leute zusammenkommen sollten. Die Information ergab, daß in diesem Haus Lukas Schmid wohne und Jetzler gewohnt habe, und daß die Besucher weder zur Kirche gingen noch jemals kommunizierten, übrigens in ihren Versammlungen beteten und sängen. Das Ministerium berichtete, es wisse nicht, was die Separatisten in ihren Versammlungen vornähmen; wenn sie darnach strebten, andere anzustecken, wären dieselben zu untersagen, wie auch alle andern unter dem Vorwand der Erbauung angestellten Versammlungen, wenn sie zur Nachtzeit oder in den zum öffentlichen Gottesdienst bestimmten Stunden gehalten würden. Die Sache

blieb einstweilen liegen. Die stillen Begräbnisse kamen erst im Mai 1754 wieder zur Sprache, wo das Kapitel beschloß, daß eine als Separatist gestorbene Person, wenn sie nicht vor dem Ende glaubhaft widerrufen habe, weder von der Kanzel verkündet noch ihr eine Leichenrede solle gehalten werden.

Am 23. Oktober 1748 erging für die Landschaft ein Verbot gegen das Einschleichen fremder Lehrer.

Um die nämliche Zeit griffen in Känerkinden die Privatversammlungen um sich, worin der Zimmermann Martin Buser und der Posamenter Werni Bolier thätig waren. Der Pfarrer von Rümlingen klagte dem Antistes, daß Buser, ein Freund des Pfarrers d'Annone, das Predigtamt verachte, und daß die für die Privatversammlungen aufgestellten Bedingungen nicht beachtet würden, indem sie zur Zeit der Kinderlehre gehalten, von Personen beiderlei Geschlechts besucht würden, und Männer als Lehrer und Ausleger aufträten. Es werde Nachtskandal erregt und Streit in den Ehen erzeugt. Der Konvent, welchen der Rat mit Beratung der Angelegenheit beauftragte, ermahnte den Buser und Bolier zu stillerem Leben und berichtete, daß sie in der That zahlreiche Versammlungen, auch zur Nachtzeit, geleitet und Unterricht in Heils- und andern Sachen erteilt hätten. Auch hätten sich bei einigen Besuchern ungewöhnliche Bewegungen mit Zittern und Schreien gezeigt, doch auch wirkliche Besserung des Lebens, also Wirkung des hl. Geistes. Zwar sei bei beiden Männern kein Irrtum in den Grundwahrheiten noch Separatismus vorhanden, aber sie hätten andere gelehrt und mit dem Gesetz geänstigt. Solchen Versammlungen, namentlich in fremden Dörfern, wäre womöglich mit liebreicher Vermahnung zu steuern. Nicht aber wären Hausgottesdienste mit einigen Nachbarn, worin die Bibel gelesen und Psalmen gesungen würden, zu stören. Der Rat verfügte darauf unterm 19. und 26. April 1749, es sollten solche Versammlungen, welche die letztgenannten Bedin-

gungen nicht einhielten, durch den Landvogt bei hoher Strafe verboten werden, es sollten demnach künftig die Pfarrer auf ihre Pfarrangehörigen, und die Oberbeamten auf dergleichen nächtliche und andere solche Zusammenkünfte acht haben. Die Landvögte waren von den Pfarrern mehrfach der Gleichgiltigkeit beschuldigt worden.

Durch diese Vorgänge wurde auch der früher genannte Pfarrer d'Annone, seit dem Jahr 1746 in Muttenz, in Mitleidenschaft gezogen, weil Martin Buser sein Freund genannt worden war und er in seinen Predigten Zulauf aus der Stadt hatte. Er antwortete dem Antistes, er habe bei seinem Amtsantritt Privatversammlungen schon vorgefunden und halte dreimal in der Woche eine solche bei sich ab, eine für Männer, eine für Frauen, eine für Kinder. Um nächtliche Zusammenkünfte zu vermeiden, habe er den Muttenzern ferner geraten, sich Sonntags nach der Predigt und Kinderlehre in kleine Gesellschaften zu verteilen, Männer und Frauen gesondert, an vier verschiedenen Orten. Darin wiederholten sie das Gehörte, beteten und sängen, während andere Weltgesinnte dem Weine, den Spielen und andern Eitelkeiten nachliefen. Jene Versammlungen überfalle er zuweilen unversehens, damit nicht durch Satans List Unkraut aufwachse, und habe er in jeder einen vertrauten Aufpasser. Einen bernischen Landläufer, der den Namen und das Wort Gottes durch Predigen auf offener Straße mißbrauchen gewollt, habe er durch den Wächter aus dem Dorf führen lassen, eine junge Zofingerin, die mehr im Gehirn als mit dem Herzen gefehlt, mit guten Worten und in der Stille heimgeschickt. Der Rat gab sich am 2. November 1748 mit diesem Bericht zufrieden, ordnete aber an, es sollten der Landvogt auf Mönchenstein und der Pfarrer zu Muttenz das Einschleichen fremder Lehrer verhüten, und der Landvogt vigilieren, ob die Muttenzer auch ihre Pflichten gegen M. G. H. H. beobachteten. Im Jahr 1752 kam das Kirchenlaufen nach Muttenz im Konvent von neuem zur

Sprache, und derselbe beschloß, die Geistlichen sollten ihren Gemeindegenossen vorstellen, wie sie das Wort Gottes viel kommlicher in ihren eigenen Kirchen als in Muttenz hören könnten.

Im Jahre 1750 trat ein Ereignis ein, das im fernern Verlauf weittragende Folgen hatte. Im Oktober wurde dem Rat vom Landvogt von Farnsburg gemeldet, die früher erwähnte Elisabeth Riggenbacher von Zeglingen sei unbekannt wo begraben worden. Darauf wurden der Bruder Daniel und die der Mitwissenschaft beschuldigte Maria Magdalena Weitnauer verhaftet. Riggenbacher, jetzt 53 Jahre alt, erklärte, die Schwester habe neun Tage am roten Schaden krank gelegen, er habe sie nicht auf dem Kirchhof, sondern irgendwo auf seinen Gütern begraben, wie er es ihr früher versprochen. Einen Pfarrer hätten sie nicht gelitten, da sie seit 15 bis 18 Jahren nicht zur Kirche gegangen seien. Er habe weder dem jetzigen noch den zwei letzten Landvögten gehuldigt, denn man müsse Gott mehr gehorchen als der Obrigkeit. Die Weitnauer, die er seit 18 Jahren kenne, sei erst nach dem Begräbnis der Schwester ins Haus gekommen, um ihm die Haushaltung zu machen, was jene mit dem Beifügen bestätigte, sie gehe selten zur Kirche und nie zum Abendmahl, da sie Separatistin sei. Die Nachforschungen des Landvogtes nach dem Begräbnisort blieben fruchtlos, und er meldete es dem Rat mit der Bemerkung, wenn das so fortgehe, so werde die Sekte noch zunehmen, und würden künftig ihre Anhänger weder Fronen noch Wachen noch Gemeinwerke noch andere dergleichen Pflichten leisten, da Riggenbacher sich diesem allem bisher gänzlich entzogen habe.

Riggenbacher, auch nachdem er härter war gesetzt worden, blieb darauf, den Begräbnisort nicht anzeigen zu wollen. Er sei kein Mörder, sagte er, Gott habe der Schwester die Krankheit zugeschickt, was man ihm thue, das thue man Gott. Er wolle gegen niemand Rache üben, denn diese gebühre Gott allein. Auch

der Konvent mußte über die Glaubensansichten der beiden seine Ansicht eröffnen. Er that dies am 3. November 1750 in folgender Weise: Riggenbacher verwerfe, obschon er ungenügende Antworten gebe, öffentlichen Gottesdienst, Sakramente, Taufe und Abendmahl, Predigtamt. Der Obrigkeit dürfe man nach seiner Meinung nicht schwören, auch nicht nach ihrem Gebot wachen und fronen. Die Weitnauer kenne die Schrift besser und könne sie besser verdrehen. Beide hätten den Belehrungen mit mißverstandenen Sprüchen widerstanden. Sie hielten ihren Widerstand für rühmlich und christlich, ihre Lehren seien grundfalsch und gefährlich und widerstritten der Basler Konfession. Mit geistlichem Hochmut verachteten sie die andern. Die Geistlichen seien bisher immer tolerant gegen dergleichen Leute gewesen; wenn sie aber Proselyten machten, unsere Einrichtungen öffentlich verachteten und andere zur Verabsäumung der öffentlichen Pflichten aufforderten, so werde um Abhilfe gebeten, denn alle Sekten fräßen um sich und stifteten mit der Zeit Böses. Der Separatismus verdanke seine Zunahme teils den fremden Lehrern, teils den Versammlungen in und außer der Stadt. Riggenbacher war auch durch die Verbringung in den Foltersaal, Vorstellung des Scharfrichters und Androhung scharfer Mittel zu keinen Angaben zu bringen, worauf die Akten den Stadtkonsulenten zugestellt wurden. Erst einige Tage nachher gab er den Begräbnisort seiner Schwester an und ersuchte um ärztliche Visitation, wenn man Zweifel über den natürlichen Tod habe. Darauf wurde er in die mildere Haft des Zuchthauses versetzt, um dort den Zuspruch von Geistlichen zu erhalten. Die Leiche der Schwester fand sich am angegebenen Ort, und die Untersuchung ergab nichts verdächtiges. Aber die Geistlichen richteten mit ihren Zusprüchen nichts aus.

Während Riggenbacher in Haft war, wurde bekannt, daß er und seine Schwester Elisabeth am 20. November 1748 in der Landschreiberei Sissach wörtlich gleichlautende Testamente errichtet

hatten, worin sie sich, in Betracht des Nichtvorhandenseins von Leibes- und Noterben in auf- und absteigender Linie, zu alleinigen Erben eingesetzt hatten. Das Testament der Elisabeth Riggenbacher wurde den 30. November 1750 auf Antrag der andern Intestaterben durch das Gericht von Gelterkinden nach Art. 13 der Landesordnung kassiert, ohne daß der dem Bruder inzwischen gesetzte Vogt Einsprache dagegen erhob. Als die Sache am 10. März 1751 im Rat als der Revisionsinstanz in Civilsachen zur Sprache kam, ordnete dieser Erkundigungen an, welche ergaben, das Testament sei annulliert worden, weil es ohne Wissen und Willen der Vögte von den Geschwistern Riggenbacher errichtet worden sei, auch diese weder der geistlichen noch weltlichen Obrigkeit Folge geleistet, daher selbst das Testament gebrochen, sich auch selbst dem geistlichen Bann unterworfen hätten. Uebrigens seien die Intestaterben sämtlich Landeskinder und bedürftige Leute, und Riggenbacher befinde sich ja auch unter ihnen.

Der Rat wies auch diese Frage an die Stadtkonsulenten. Diese wiesen, gestützt auf das Gesetz, die Unrichtigkeit des Urteils nach, fanden aber doch, Riggenbacher sei nicht schlechterdings als Erbe zu admittieren, denn erstens sei das Urteil formell unanfechtbar, weil nicht binnen der gesetzlichen Frist appelliert worden, und zweitens wäre die Anerkennung des Erbrechts bedenklich, weniger wegen der geschriebenen Rechte als aus Gründen der Politik. Riggenbachers Erzählung über den Tod der Schwester bleibe verdächtig, und man würde ihm sicher nicht glauben, wenn er sich, statt Separatist zu sein, zur reinen Lehre hielte. Ob es nun zur Verhütung von Mordthaten nicht dienlich wäre, in solchen außerordentlichen Fällen die Erben, welche ihre Erblasser heimlich begrüben, als erbunfähig zu erklären, und ob die Separatisten, die am liebsten wieder Separatisten bedächten, statt ihrer unsektierenden Verwandten, testierfähig sein sollten, werde dem Rat anheimgestellt.

Am 15. Mai 1751 beschloß der Rat auf ein Gutachten der Dreizehn, von denen indes einige Mitglieder eine weitere Untersuchung wegen mutmaßlicher Kollusion im Gelterkindergericht beantragt hatten, es bei dem Urteil bewenden zu lassen und dem Riggenbacher zu überlassen, sich zu beschweren, wo er für gut finde.

Schon vorher, am 10. Februar 1751, hatten die Dreizehn angeraten, den Riggenbacher der Haft zu entlassen und für immer von Stadt und Land zu verweisen, falls er sich nicht zur Kirche bekenne, „womit den übrigen Separatisten ein billiges Nachdenken erweckt würde.“ Am 5. Mai erkannte der Rat, er sei aus dem Zuchthaus zu entlassen und ihm anzuzeigen, daß, wofern er auf seinen Ansichten beharre, M. G. H. H. ihn nicht im Lande dulden würden, er habe in diesem Fall innert der nächsten vier Wochen seine Güter in Person zu verkaufen, oder sie sollten von Obrigkeits wegen vergantet werden. Dann habe er das Land zu räumen, und bleibe er so lange bannisiert, bis er sich zur hiesigen Kirche bekennen werde. Am 12. Mai erfolgte die Entlassung. Er wollte sich zu nichts verstehen und wanderte ohne Zweifel aus, da sein Name von nun an verschwindet. Er ging vielleicht zunächst nach Vivis, da am 5. Juni ein anonymes Schreiben von dort an den Rat einlief, das eine „unverschämte und ungebührliche“ Vorstellung für ihn enthielt.

Die Weitnauer war während des Prozesses von Riggenbacher der Haft entlassen worden. Sie benützte die Freiheit, um am 7. Dezember 1750 in Riggenbachers Wohnung den pitschierten, d. h. den mit Beschlag belegten Trog eigenmächtig zu eröffnen und sich verschiedenes daraus anzueignen, ohne daß sich, wie der Landvogt von Farnsburg schrieb, ein im Haus wohnender Mann widersetzt hätte. Sie wurde von neuem verhaftet und erst am 30. Dezember entlassen, nachdem sie lange die Beschwörung der Urfehde verweigert hatte, weil ihr das Wort Gottes verbiete, einen Eid zu thun.

Als der Hausbewohner aber, der sich der Jgf. Weitnauer nicht widersetzt hatte, erwies sich der schon zweimal verwiesene Jean Mainfait. Er erklärte vor den Sieben, er sei wider M. G. H. H. Verbot in die Stadt gekommen, weil Gott solches nicht verboten habe. Nun erst wurde er zufolge Ratsbeschluß vom 16. Dezember 1750 an den Pranger gestellt und bei Strafe der Ruten von Stadt und Land verwiesen. Das ihm hierbei nach Herkommen zugestellte Reisegeld von fünf Schilling wies er zurück. Den Pranger umdrängte eine Anzahl seiner Anhänger, Männer und Frauen, die ihn umfaßten und beim Hinausführen begleiteten. Unter diesen sind zu nennen Hieronymus Fäsch, 22 Jahre alt, Sohn des Gerbers, Hans Ulrich Mewille, der Bader, 27 Jahre alt, Johann Brenner, 23 Jahre alt, Wilhelm Brenner, 27 Jahre alt, die beiden letztgenannten Söhne von Obristmeister Brenner, ferner Jgf. Barbara Zwinger, 29 Jahre alt, Anna Katharina Heß, Seb. Holzachs Witwe, 47 Jahre alt, Jgf. Judith Wild, 48 Jahre alt, Jgf. Elisabeth Mächtig, über 40 Jahre alt, Barbara Rauscher von Buckten, 32 Jahre alt, Magd bei Zuckerbäcker Stehelin. Sie gaben vor den Sieben an, sie seien zu ihrem Benehmen nicht durch Verachtung der Obrigkeit, sondern durch die Bruderliebe bewogen worden, und Mainfait habe durch den Besuch seines Mitbruders Riggenbacher ein Gebot Christi erfüllt. Mainfait hatte übrigens zu einem dieser Freunde gesagt, man müsse der Obrigkeit gehorchen, wenn sie Gutes, nicht aber, wenn sie Böses befehle. Es zeigte sich hierbei auch, daß der alte Lukas Schmid noch immer derselben Gesinnung wie früher war und daß Obristmeister Brenner s. Z. den verwiesenen Jeteler auf seinem Hof in Bettingen beherbergt hatte; er gab indes an, die Verweisung nicht gekannt zu haben.

Der Rat wies am 26. Dezember 1750 alle diese Verhöre an das Ministerium, um die genannten Personen wegen ihres Glaubens zu besprechen.

Die Geistlichen berichteten dem Ministerium über das Ergebnis mit dem Beifügen, daß sie auch einzelne, bei der Prangerausstellung Mainfaits nicht beteiligte Personen einvernommen hätten. Sie meldeten, die Besprochenen nähmen Anstoß an dem öffentlichen Gottesdienst, da nicht mehr jedermann die Freiheit zu reden habe, und am Nachtmahl wegen der Teilnahme der Gottlosen, auch an der Taufe wegen der dabei zur Schau getragenen Kleiderpracht und weil das dabei abgelegte Gelübde später doch nicht gehalten werde. Die h. Schrift sei nach ihnen zwar ein göttliches Buch, aber nur durch Eingebung des h. Geistes zu erklären, Prediger seien nur die, welche Gottes Geist besäßen, die Obrigkeit dürfe nur befehlen, was nicht gegen Gottes Wort sei. Obristmeister Brenner behielt sich betreffend Besuch des Gottesdienstes und Teilnahme am Abendmahl die christliche Freiheit vor. Die Weitnauer hielt den öffentlichen Gottesdienst so wenig nötig, als für Knaben, welche zehn Klassen durchgemacht hätten, die Schule. Die Taufe in ihrer jetzigen Gestalt sei nach ihr eine Lügentaufe, der Eid unzulässig, und sie bereue ihre neulich beschworene Urfehde. Außer an Himmel und Hölle glaubten sie und ihre Gesinnungsgenossen nach 1 Kor. 3, 15 an ein Reinigungsfeuer, die Apostel hätten dessen nicht bedurft, und das dem Schächer am Kreuz versprochene Paradies bedeute einen Mittelort. Das Auftreten des Fäsch wurde von dem betreffenden Geistlichen als frech und selbstzufrieden, das der beiden Brenner als selbstgerecht und lieblos bezeichnet. In seinem Gutachten an den Rat vom 3. Februar 1751 faßte das Ministerium diese Berichte zusammen, betonte die Abstufungen unter den Besprochenen und nannte als die hartnäckigsten die Witwe Holzach und die Weitnauer, die Rauscher, Mächtig, Kath. Barb. Schmid und die beiden Brüder Brenner. Es sollten, meinte es, namentlich fremde Lehrer fern gehalten werden. Auch die Dreizehn rieten von Verfolgung ab. Die Toleranz habe zwar

zur Vermehrung der Separierten beigetragen, aber sie hielten sich von Gott eingegeistert und ertrügen daher gern das Martyrium. Der Rat beschloß am 10. Februar, es seien alle Verdächtigen und die, welche Kirche und Kommunion nicht besuchten, durch die Bänne zu besprechen und dem Ministerium zu verzeigen, auch auf der Landschaft sollten Verdächtige dem Kapitel verzeigt werden. Auf Beherbergung fremder Lehrer wurde eine Geldbuße von fünfzig Gulden und Ausschaffung gesetzt.

Infolge hiervon besprachen die Bänne fünfundzwanzig Personen aus allen Gemeinden der Stadt, nur die Münstergemeinde und die französische Kirche zählten keine Separatisten. Von neuen Namen finden wir Anna Maria Greutter, Magd zum Seufzen, und den Schneider Abraham Müller. Die Aussagen waren den frühern ähnlich. Hervorzuheben ist dabei etwa: durch Kirchengehen schließe man Christum in Gebäude ein; die Kirchenlehre, daß man Gottes Gebote nicht halten könne, sei falsch, denn die aus Gott Geborenen könnten sie nach 1 Joh. 3, 9 halten; die Prediger hätten nicht den Geist Gottes, sondern den der Verfolgung; von der Regierung besoldet, dienten sie ihr aus Menschenfurcht, sie predigten wohl Buße, legten aber gleich ein Pflaster darauf, die rechte Predigt sei ein guter Wandel. Betreffend die Taufe meinten die meisten, sie sei weder nützlich noch schädlich. Auch von einem dritten Ort nach dem Tode, neben Himmel und Hölle, war wieder die Rede. Wilhelm Brenner hielt den Eid für verboten, die Eidauferlegnug für unchristlich. Der erwähnte Müller erklärte an dem Morgengebet nicht Teil nehmen zu können, weil darin für die Universität mit den verbotenen Handwerken der Tanz- und Fechtmeister gebetet werde; den Krieg halte er für verboten, das Vertragen verfertigter Schneiderarbeit am Sonntag für erlaubt.

Diese Berichte übermittelte das Ministerium dem Rat mit der Bemerkung, die Leute, obschon sie nicht das Böse wollten,

könnten als enthusiastische Trennung in Glaubenssachen gefährlich werden. Die vormals ausgeschaffte Schmidsche Familie habe sich wieder eingeschlichen. Doch seien keine Verfolgungsmittel anzuwenden, so lange die öffentliche Ruhe nicht gestört werde, nur wären die heimlichen Konventikel zu verbieten, die ohne Zweifel beständen. Der Bericht hob besonders die Rauscher und Greutter hervor, welche von Luzern vertrieben sei und nicht mehr katholisch sein wolle, ohne sich zu unsrer Kirche zu halten. Durch Ratsbeschluß vom 17. April 1751 wurden die Greutter und noch einige andere aus Luzern verwiesene Personen, unter andern Anna Maria Bösch, von hier weggewiesen. Ueber die übrigen berichteten die Dreizehn erst am 28. August, nachdem sie zuerst bei den Pfarrern Erkundigungen eingezogen hatten. Sie erklärten, die Einrichtung der Republik erlaube keine gewaltsamen Mittel, und diese nützten auch nichts. Da aber Trennung in den Lehrsätzen und im äußerlichen Gottesdienst mit der Standesverfassung nicht vereinbar sei, so seien die Konventikula abzustellen und von den Bännen wenigstens die Lehrer zu verzeigen. Die den Jahreid weigernden Separatisten seien nach vorheriger vergeblicher Ermahnung als weltlichen Geboten ungehorsam ohne Vermögenskonfiskation zu verweisen, die übrigen, welche sich von Kirche und Kommunion ausschlössen, wären durch Pfarrer oder Bänne einzeln zu besprechen und, falls sie sich nicht spätestens nach sechs Monaten unterwürfen, ebenfalls zu verweisen. Diejenigen, die sich bei der Prangerausstellung des Mainfait und seiner Ausführung beteiligt hätten, wären von den Bännen zu besprechen und eventuell mit Geldbußen zu belegen.

Diesen einschneidenden Vorschlägen, welche stärkere Maßnahmen ankündigten, trat der Rat unbedingt bei. Es hat kein Interesse, allen Besprechungen durch das Ministerium, die Bänne, die Siebnerherren, allen Zögerungen und wiederholten Terminanberaumungen zu folgen, wir begnügen uns, die Hauptsachen und das Endergebnis

hervorzuheben. Am 14. Juni 1752 meldeten die Dreizehn, laut den Berichten der Pastores habe sich die Angelegenheit der Separatisten nicht gebessert. Ihre Lehre sei gefährlich, weil sie an die Stelle der Kirchenordnung den Independentismus und die Glaubens- und Lehrfreiheit setzten, auch das jährlich von der Obrigkeit und Bürgerschaft beschworene Basler Glaubensbekenntnis werde verachtet. Durch die Verkündung der „Freiheit“ machten sie Proselyten, Obrigkeit und Predigtamt werde verachtet, heimliche Begräbnisse fänden statt, das Betragen bei der Ausstellung Mainsaits sei frech gewesen. Der Separatismus erzeuge also Zerrüttung im geistlichen und weltlichen Stand. Am 18. Februar 1753 beschloß das Ministerium, daß, da der Rat sich nicht entschließen könne, mit Strenge einzuschreiten, dies noch weniger seine Sache sei und es sich also auf Zusprüche beschränken wolle. Am 25. Oktober gleichen Jahres meldete der Antistes den Dreizehn, die Zusprüche der Geistlichen hätten wenig genützt, man sei unfreundlich empfangen worden, es gebe jetzt in der Stadt im ganzen achtzehn bekannte Separatisten. Am 14. November wurde die Rauscher verwiesen, ebenso die Luzernerin Barbara Bösch. Am 16. Januar 1754 wurde betreffend den in Grenzach bei seiner Schwester, Frau Gemuseus, befindlichen alten Lukas Schmid erkannt, er solle immerdar Stadt und Land meiden, worauf er, 87 Jahre alt, am 19. März 1755 dort starb. Am 5. März 1754 endlich berichteten die Dreizehn, sie seien betreffend die zu ergreifenden Maßregeln mit dem Konvent in Beratung getreten. Geistliche Mittel, nämlich gütliche Unterweisung, hätten fehlgeschlagen, aber dennoch beantragten die Geistlichen keine Bestrafung, da ihnen Toleranz besser anstehe als Strenge, auch nach ihrer Ansicht verschiedene Personen bloß zu den Separatisten inklinierten, aber durch Bestrafung ganz zu ihnen hinübergezogen würden. Hingegen machten nun sie, die Dreizehn, betreffend sechzehn Separatisten, da einigen andern noch ein Uebriges zur Last

fiel, bestimmte Vorschläge. Im Anschluß daran fand der Rat, hinsichtlich einiger jungen ledigen Weibspersonen, nämlich der Maria Magdalena Bruckner, Barbara Zwinger und Susanna Brenner, der Tochter des Obristmeisters, bestehe noch eine Hoffnung bessern Weges, wenn man sie von den andern Separatisten trenne, da sie keine Proselyten machten und einen stillen Wandel führten, auch die Landesverweisung sie ins Verderben stoßen würde. Daher erkannte der Rat gegen sie Hausarrest unter Aufsicht der Eltern bis zur Abgabe einer zufriedenstellenden Erklärung, und unter Verbot des Umgangs mit Separatisten. Betreffend Joh. Friedr. Schmid, der zwar nicht zum Abendmahle, aber zur Kirche gehe und die Kinder zum Gottesdienst anhalte, und seine Frau, die ihr nicht zur Kirche gehen mit dem Nichtbesitz eines Kirchensitzes entschuldige, die also nach Ansicht der Dreizehn nicht als Separatisten zu halten waren, beschloß der Rat Ueberwachung durch vertraute Personen und zeitweise Ueberlassung eines Kirchensitzes an Frau Schmid. Hinsichtlich der eilf übrigen, die laut dem Bericht der Dreizehn trotz Zuspruch auf ihren Lehren geblieben waren und sich als Lehrer und Lehrerinnen ausgegeben, sich also als gefährlich erwiesen hatten, beschloß der Rat die Ausweisung, falls sie nicht binnen vierzehn Tagen eine genügende Erklärung gäben. Es waren dies der Gerichtsherr Johann Fäsch, der laut seinen eigenen Aufzeichnungen [1]) Umgang mit Separatisten und Herrenhutern gehabt und sich einige Monate vorher vom öffentlichen Gottesdienst zurückgezogen hatte, Joh. Heinrich Wild, Lukas Schmid Sohn, Johann Heinrich, Johann und Wilhelm Brenner, alle drei Söhne des Obristmeisters, Benedikt Werenfels, der Knopfmacher, Igf. Elisabeth Mächtig, Anna Katharina Heß, Seb. Holzachs des

---

[1]) Vaterländische Bibliothek P 24, Basler Kirchensachen 3. Aus diesen Aufzeichnungen sind noch verschiedene andere Einzelheiten geschöpft.

Gärtners Witwe, Jgf. Maria Magdalena Weitnauer, Jgf. Katharina Barbara Schmid. Hinsichtlich der drei erstgenannten jungen Frauenspersonen Bruckner, Zwinger und Brenner mußte schon am 9. und 13. März der Hausarrest in Einsperrung im Waisenhaus unter Freigebung des Kirchenbesuches verwandelt werden, weil sie sich weigerten, sich dem Beschluß vom 5. März zu fügen. Bei Johann Fäsch hinwiederum wurde die Verweisung in Hausarrest umgewandelt, da er erklärte, er wolle den Treueid leisten und habe nur zarte Skrupel wegen der Kirchengebräuche, freilich wolle er sich nach Luk. 10, 27 von den Separatisten nicht scheiden, da er bei ihnen nur Liebe zu Gott und den Nächsten bemerkt habe und man mit diesem kleinen Häuflein Geduld haben sollte, damit sie ihre Gewissensfreiheit unter M. G. H. H. Schutz genießen könnten. Die übrigen Verwiesenen blieben bei ihrer frühern Erklärung, und der Rat hielt an seinem Beschluß fest.

Am 10. April wurde der am 5. März verwiesene Wilhelm Brenner verhaftet, als er mit seiner im Waisenhaus eingesperrten Schwester und deren Genossinnen zu reden versuchte. Er wurde ebenfalls eingesperrt und ohne Schreibmaterial belassen.

Verschiedene Personen hatten überdies den Treueid verweigert, und die Zünfte hatten sich bei einigen mit Ableistung eines Gelübdes beruhigt. Allmählich fügten sich alle mit Ausnahme des Weißbäcks Matthias Werdenberg, der am 5. März 1754 mit den früher Genannten verwiesen wurde, welche Verweisung, und zwar mit Bedrohung harter Strafe, am 1. Juni gl. J. wiederholt werden mußte, als er sich hier betreten ließ.

Der Rat betrachtete eben das Auftreten der Separatisten als Auflehnung gegen die öffentliche Ordnung und ließ sich darin auch nicht stören, wenn ihm das Ministerium ganz andere Schäden des Gemeinwesens vor Augen stellte. So berichtete es z. B. am 16. Juli 1752: Das Christentum zerfalle, da viele Mitglieder sich separierten,

andere sich einem schändlichen Leben hingäben. Gegen den Separatismus werde vorgesorgt, aber durch andere ärgere Sünden werde sogar der Fremdling geärgert. Die häufige Eidesauferlegung führe leicht zu Mißbrauch, der Gottesdienst werde verachtet, die Leute gingen an den Sonntagen scharenweise spazieren oder führen auf dem Rhein, andere besuchten Privatversammlungen oder trieben Profession, seien auf den Gassen oder in den Wirtshäusern. Seit einigen Jahren seien auch leichtfertige Gesellschaften nach der Kirche aufgekommen. Unzucht und Ehebruch seien an allen Ecken, und die Männer rühmten sich derselben. Das werde durch einige Artikel der neuen Ehegerichtsordnung gefördert, z. B. wenn keine Unzuchtsklage von einer schlecht beleumdeten Person oder nach Ablauf des Anzeigetermins angenommen werde. Bei ansehnlichen Familien würden die Untersuchungen vertuscht, man frage nur oberflächlich nach dem Vater oder suche für Schwangere ehrlose Heiraten auf. Es gehe ärger zu als in fremden Städten. Während früher Komödien und andere Schauspiele selten und etwa nur zur Meßzeit stattgefunden hätten, fänden sie jetzt öfters und kurz vor oder nach den heiligen Festen statt. Deren heidnische Moral enthalte heimliches Gift, die Geringern wollten es so gut wie die Vornehmern genießen. Der nächstens stattfindende Fast-, Buß-, Bet- und Danktag werde ein Gräuelopfer sein, wenn den Uebelständen nicht abgeholfen werde. Die Obrigkeit müsse das Recht handhaben und selbst mit gutem Beispiel vorangehen.

Freilich gab es unter den Separatisten störrische Elemente. Am 18. August 1753 meldete die Zunft zu Scherern, daß der schon früher genannte Hans Ulrich Meville der Bader, welcher das Jahr vorher bei der Taufe seines Kindes Schwierigkeiten gemacht hatte, den Jahreid weigere und frage, was denn das Aufheben der Finger zu bedeuten habe. Er weigere sich auch, zu einem Seelsorger zu gehen, um sich über den Eid belehren zu lassen, sein

Seelsorger sei Gott und er selbst. Nachdem ihm ein Termin von vierzehn Tagen zur Ableistung des Eides gestellt worden, nach dessen fruchtlosem Verlauf er auszuweisen sei, ersuchte er den Rat, nach dem Rat des h. Apostels Pauli die zarten Gewissen nicht zu verwirren und seiner Treu halb keinen Verdacht in ihn zu setzen, er sei zu einem Handgelübde erbötig. Aber er wurde am 20. Oktober 1753 mit Gewalt aus der Stadt geführt, wobei ihm seine „geistlich Befreundeten" das Geleite gaben. Die Verweisung mußte am 1. Dezember wiederholt werden.

In diesem Jahr schrieb Jak. Christ. Beck, Professor der Theologie, eine kleine Schrift „Ueber den Ungrund des Separatismus",[1]) worin er die Gründe zu widerlegen suchte, auf welche gestützt die Separatisten den öffentlichen Gottesdienst und das Abendmahl mieden. Er befliß sich im ganzen einer ruhigen, sachlichen Sprache, nur an einigen Stellen wurde er schärfer. Er warf z. B. den Separatisten vor, sie rissen einzelne Worte aus dem Zusammenhang. Doch sei dies der allgemeine Fehler aller Sekten: sie dichteten sich eine Meinung oder nähmen eine solche von andern an, die bei ihnen Eingang fänden, darnach suchten sie einige Worte aus der h. Schrift, womit sie diese Meinung beschönigen wollten, sie möge auch die ungereimteste der Welt sein. Ueber die Behauptung der Separatisten, sie seien wiedergeboren, sagt die Schrift: „Gewiß aber ist, daß der separatistische Geist nicht ein Kennzeichen der Wiedergeburt ist. Denn der Geist der Wiedergeburt ist sanftmütig, demütig, liebreich und verträglich. Jener hingegen ist unbändig, vermessen,böswillig und heftig. Es ist ihm nichts recht weder in dem weltlichen noch geistlichen Stande. Und obschon er nicht dazu gesetzt ist, auch keinen Beruf dazu hat, fährt er doch über alles her, richtet und schilt ins blinde hinein, als wenn außer ihm und seinen Anhängern nichts oder doch wenig Gutes unter

[1]) Oeffentliche Bibliothek H. VII. 61.

den Menschen wäre." Auch der mit Macht sich äußernde Unwille gegen die Obrigkeit, wie noch vielmehr gegen die Vorsteher der Kirche sei kein Zeichen der Wiedergeburt. Die hie und da vorkommende Weigerung des Treueides beruhe auf dem Mißverständnis der hl. Schrift, da diese nur das leichtfertige Schwören im täglichen Verkehr untersage, während beim feierlichen Eid der Name Gottes nicht nur nicht mißbraucht, sondern verherrlicht werde. Und betreffend das innere Licht: „Es giebt zwar Leute, welche vieles von einem innerlichen Worte oder Lichte reden, aber in der That nicht wissen, was sie damit sagen wollen. Sie reden von einer innerlichen Empfindung, durch welche sie dies oder jenes auf eine überzeugende Art vernehmen. Allein es ist dies in der That nichts anderes als ein bloßer Enthusiasmus, da man sich durch eine starke und lebendige Einbildungskraft gewisse Sachen vorstellt, welche nicht wirklich sind. Weil nun dieser Enthusiasmus eine solche Gemütsbeschaffenheit ist, welche keinen gewissen Regeln folgt, auch keine Schranken hat, so wird jeder Unparteiische leicht sehen, daß derselbe sehr gefährlich sei. Gott hat dem Menschen zu seiner Glückseligkeit zween ganz wohl übereinstimmende Führer gegeben, die Vernunft und sein geschriebenes Wort . . . . . Die Vernunft ist gewißlich nicht vom Satan, wie einige sich zu reden erkühnen, sondern von Gott, welcher solche dem Menschen anerschaffen hat. Ist sie durch den Sündenfall geschwächt worden, so wird derselben hingegen durch die göttliche Offenbarung in der hl. Schrift wieder aufgeholfen. Von dem innerlichen Licht und Wort meldet uns die hl. Schrift nichts, also daß die Enthusiasten ganz verschiedentlich, jedoch allezeit dunkel davon reden, und zuletzt selbst nicht wissen, was sie damit haben wollten, auch alles, was davon gesagt wird, nur allein auf einigen übelverstandenen Worten derselben beruht."

Um die Mitte des Februar 1754 erhielten nun die Häupter, verschiedene Ratsglieder und eine Anzahl Bürger von Zürich aus

ein Schriftchen, unterzeichnet von Hans Ulrich Meville und Hieronymus Fäsch, welch letzterer früher auch wegen Separatismus besprochen worden war und vor dem Verhör durch die Sieben seinen Wohnsitz anderswohin verlegt hatte. Für die Empfänger war ein Begleitschreiben beigefügt, das mit den Worten schloß: „Was ich euch sage in Finsternus, das redet im Licht, und was ihr höret in das Ohr, das prediget auf den Dächern. Matth. 10, 26. 27." Das Schriftchen richtete sich besonders gegen die Schrift von Beck. Es trat auf die Erörterungen des Gegners nicht im einzelnen ein, sondern hob in heftigem Tone hauptsächlich zwei Punkte hervor. Einmal behauptete es, die jetzige Kirche sei nicht von Gott eingesetzt, sondern stamme von Calvin her, der sich mit dem Blut des heiligen und frommen Servetus befleckt habe. Christus habe das Evangelium nicht den Gelehrten anvertraut, von welchen hauptsächlich die Angriffe gegen ihn ausgingen, welche auch die Frommen verfolgten und bei der Obrigkeit verleumdeten, als ob sie sich unter dem Schein des Gewissens allem Gehorsam entzögen, welche endlich, ohne göttliche Offenbarung, von der Welt berufen und bezahlt seien und ihr eigenes Wort redeten. Sondern Christus habe das Evangelium den Ungelehrten anvertraut, denen er Leiden und Verfolgung prophezeit habe. Die Obrigkeit sei unwiedergeboren und durch die Priester verführt, der Teufel wüte in der ihm übrigen kurzen Zeit gegen die Frommen, und die Geistlichen seien seine treuen Mithelfer. Die Frommen würden unverhört gerichtet und von Stadt und Land verwiesen. Sodann bekämpfte das Schriftchen die Auseinandersetzungen Becks über das innere Licht, und stellte die Geistlichen als solche dar, die dem Buchstaben um ein Stück Brot dienten.

Am 16. März 1754 ließen sich Meville und Fäsch hier betreten, ebenso die schon früher verwiesenen Barbara Rauscher, Barbara Bösch und Anna Maria Greutter. Der Rat wies die

Greutter samt zwei in der Klara dienenden Luzernerinnen als mutmaßliche Gesinnungsgenossen sofort bei Strafe des Prangers aus. Die andern Angeklagten überwies er nach vorherigem Verhör durch die Sieben an eine Specialkommission, bestehend aus den Stadtkonsulenten, dem Prof. Dr. von Waldkirch und Dr. Niklaus Bernoulli. An diese Kommission wurde auch Frau Magdalena Mewille geb. Straßer und Elisabeth Mächtig verwiesen, welche bei Verteilung des fraglichen Schriftchens thätig gewesen waren. Hinsichtlich des letztern hatten die Geistlichen am 5. März bemerkt, sie sehen dieses Libell nur mit Verachtung an, obschon es Lästerungen gegen sie enthalte. Denn es zeichne die Autoren und mache vielleicht bisherige Anhänger abspenstig, indem es eine ausgemachte ketzerische Schmäh- und Lästerschrift sei, welche höchst ärgerliche und verführerische Grundsätze wider unsere wahre Religion und die Reformation enthalte, auch nicht nur eine h. Obrigkeit und das Predigtamt mit groben Lästerungen angreife, sondern auch gotteslästerliche Ausdruckungen enthalte und ganz mit gestümmelten Schriftstellen angefüllt sei.

Die Special-Kommission eröffnete am 3. April 1754 ihre Ansicht dahin, Mewille und Fäsch seien fürs erste auf drei Jahre ins Zuchthaus zu erkennen bei Arbeit und geringer Kost, mit anfänglicher Schärfung, nachher seien sie im Fall des Beharrens auf ihrer Meinung zu verweisen. Sofortige Verweisung wäre für benachbarte Fürsten und Stände unangenehm, wie es sich bei Mainfait, Jetzler und einem gewissen Beirassa gezeigt habe. Das Traktätlein sei zu zerreißen. Die Mächtig, welche bei Fäsch's Eltern gedient und ihm und Mewille habe Briefschaften besorgen müssen, auch einige Exemplare des Libells, dessen Schmähungen sie ohne Zweifel gekannt, habe nehmen dürfen, sei für ein halbes Jahr mit Arbeit, resp. zum Abverdienen ins Zuchthaus zu erkennen, nachher frei zu lassen, wenn sie sich von den Separatisten scheiden wolle, andern-

falls zu verweisen. Frau Meville, obschon sie sich vergebens wegen Verteilung des Libells ausreden wolle, habe als einfältige Person nur einen Zuspruch durch den Bann zu erhalten. Die schon einmal verwiesene Barbara Bösch, welche behaupte, ein Mensch dürfe hingehen wo er wolle, welche aber mehr Bosheit als Schwärmerei zeige, und die auch schon verwiesene Rauscher, welche es für ihre Pflicht gehalten, die verhaftete Mächtig zu besuchen, seien mit der bereits ausgestandenen Turmstrafe und dann mit Verweisung zu belegen. Der Rat sah indes bei Meville, Fäsch und der Mächtig von weitern Freiheitsstrafen ab, erklärte die beiden erstern des Bürgerrechts verlustig und verwies sie bei Strafe der Galeeren, sprach gegen die Mächtig, Bösch und Rauscher bloße Verweisung aus, gegen die beiden letzten bei Strafe des Prangers, und wies Frau Meville vor den Bann.

Im Frühling 1754 hatte es sich auch gezeigt, daß sich Heinrich Miville, gewesener Lieutenant in französischen Diensten, der bei seinem Bruder dem Färber wohnte, ganz zu den Separatisten hielt, indem er den öffentlichen Gottesdienst und den Eid verwarf. Es wurde ihm ein Termin von vierzehn Tagen für Abgabe einer genügenden Erklärung gegeben. Am 6. April wurde er verwiesen und starb bald hernach in Grenzach, wo er ein zügelloses Leben geführt hatte.

Am 24. April 1754 erließ der Rat, um den von ihm verhängten Verweisungen desto größere Geltung zu verschaffen, ein Mandat des Inhalts: Es werde den von Stadt und Land verwiesenen Separatisten vielfach Unterschleif gegeben, man solle dies unterlassen, auch keinen Umgang mit ihnen haben, noch sie mit Subsidien unterstützen, sondern sie anzeigen, alles bei empfindlicher Geld- oder Leibesstrafe. Den einschleichenden Lehrern und Lehrerinnen werde der Aufenthalt zu Stadt und Land untersagt bei schwerer Strafe für den Beherberger und fünfzig Gulden Verleiderlohn an den Verzeiger.

Die gemaßregelten Personen ließen noch weiter von sich hören. Hans Ulrich Meville wurde am 5. Juni 1754 in der Stadt verhaftet, nachdem er auf Anstiften und unter Beihülfe des George Cerf seine bevorstehende Wiederankunft schriftlich angezeigt hatte. Er gab als Grund derselben an, daß er überall verfolgt werde. Im Rat standen die Stimmen inne, ob er zufolge dem frühern Urteil zur Galeerenstrafe oder nur zu Freiheitsstrafe zu verurteilen sei. Durch Stichentscheid des Bürgermeisters wurde am 8. Juni von der Galeerenstrafe abgesehen und er zu ewiger Gefangenschaft im Zuchthaus verurteilt mit Suppe, Wasser und Brot als einziger Nahrung und mit Zwang zur Arbeit, unter Androhung der Kastigation im Fall der Weigerung. Er schien es anfänglich auf Erfüllung der Drohung ankommen lassen zu wollen, fügte sich dann aber, als ihm der Rat zugestand, daß, was er über die Kost hinaus verdiene, seiner Frau und seinen Kindern zukommen solle. Schon am folgenden 17. August erklärte er seine Unterwerfung unter alle geistlichen und weltlichen Ordnungen; Freigeister, sagte er, hätten ihn zur Separation und zu seinem Libell gebracht, Prof. Spreng, der Zuchthausgeistliche, habe ihn belehrt und auch über die Ceremonien des Eides beruhigt. Spreng bestätigte alles mit dem Beifügen, Meville wolle sich sogar der Basler Konfession fügen. Vor den Sieben und den Inspektoren des Waisenhauses gab Meville an: Durch sein Gewissen getrieben, und um zur Seligkeit zu gelangen, habe er sich schon im Krieg von Tournoi vorgenommen, sein Leben zu ändern und dem Spiel zu entsagen, was aber erst hier zu stande gekommen sei. Da nur diejenigen andere führen könnten, die selbst den rechten Weg gingen, habe er angefangen, die Geistlichen zu verachten und nur seinem Gewissen zu folgen. Als er die hiesigen Separatisten, namentlich den schwerhörigen alten Schmid und seine Tochter, nach dem Grund der Separation gefragt, hätten sie gesagt, nimmermehr thun sei die

beste Buße, was er redlich befolgt habe. Der unmittelbare Anlaß zu dem Libell sei die Schrift von Prof. Beck gewesen, Hieron. Fäsch habe dabei geholfen, es sei am Horn geschrieben und in Zug gedruckt worden. Er und Fäsch hätten dann in Lenzburg sechs Wochen lang kostenfrei gewohnt, man habe ihm dorthin nur Kleider gebracht. Zögernd nannte er einige Personen, die ihn bei der Abreise mit Geld unterstützt hätten: die Susanna Brenner, die Rauscher, die Zwinger, die Mächtig, die Luzernermägde, dann Roth, Wilhelm Brenner, Johann Fäsch. Andere Namen verschwieg er. Die alten Brenner hätten nichts gegeben, weil sie dem Separatismus abhold seien und ihre Kinder davon abmahnten. Er gebe die Hand auf Erfüllung seines Versprechens der Absage, das Werk solle den Meister loben. Er bitte um Verzeihung wegen seines Libells. Der Konvent erachtete, Mewilles Bekehrung könnte auch die Bekehrung anderer veranlassen, eine der öffentlichen Schmähung entsprechende öffentliche Reparation sei indes, weil für andere abschreckend, nicht ratsam. Die Dreizehn rieten einfache Entlassung an, ferner Zuspruch durch den Bann, fortlaufende Vigilierung auf ihn durch Bann und Geistliche, Ableistung des Burgereides, Ablieferung allfällig noch existierender Exemplare des Libells. Der Rat trat diesem Vorschlag am 4. September bei und gestattete der Geistlichkeit, das Urteil, wenn sie es für gut finde, an andere Ministerien der Eidgenossenschaft mitzuteilen. Mewille wurde entlassen, und am 18. September meldete der Bann zu St. Peter, er habe sich korrekt ausgesprochen und werde den Eid leisten.

Am gleichen 5. Juni wie Mewille wurde der am 5. März und 1. Juni verwiesene Werdenberg verhaftet. Er erklärte, schwören und sich zur Kirche halten zu wollen, nur wegen des Abendmahls habe er Bedenken. Provisorisch entlassen, verwarf er vor dem Bann die Sakramente und den öffentlichen Gottesdienst und machte sich wieder fort. Am 14. Oktober von neuem betreten, wurde er zu

Einzelhaft ohne Wein verurteilt. Am 13. November erklärte er seine Unterwerfung unter die geistliche und weltliche Obrigkeit und wurde entlassen. Am folgenden 29. Oktober schwor er den Burgereid. Er wurde aber später wieder des Separatismus bezichtigt.

Am 29. Mai 1754 hatte George Cerf, „persécuté et maltraité à Genève pour la justice du Fils de Dieu“ erfolglos an den Bürgermeister ein Schreiben zu Gunsten der Separatisten gerichtet und Zutritt zu ihnen verlangt. Am 5. Juni wurde er hier betreten, wobei er seine oberwähnte Unterstützung Mewilles zugab und erklärte, er habe mit den Separatisten reden wollen. Er schlug gegenüber dem Zunftmeister Fäsch einen solchen Ton an, daß dieser zum Stock greifen mußte, und wurde vom Rat zu zweimonatlicher Zwangsarbeit auf dem Schänzlein verurteilt, mit monatlich je zweimaliger Kastigation und nachheriger Verweisung bei Strafe der Galeeren im Fall der Zuwiderhandlung. Er weigerte die Arbeit, angeblich um seine Uhrmacherhände nicht zu verderben, und ließ sich bis zur Arbeitsunfähigkeit kastigieren, wobei der die Oberaufsicht führende Ratsherr von der Bäckenzunft sich durch seine Unbarmherzigkeit den Unwillen der Zuschauer zuzog. Nach geschehener Heilung wurde er im Oktober aufs neue bei Androhung der Galeerenstrafe verwiesen. Als er dennoch zurückkehrte, wurde er wirklich zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurteilt, und Fürschreiben seiner Freunde und Freundinnen, u. a. der Weitnauer, blieben unbeachtet. Doch berichteten im Jahre 1757 Mainfait und Christoph Brenner, Cerf befinde sich in Brest ganz wohl, den Tag über könne er frei herumgehen, nur nachts werde er an die Galeriens angeschlossen.

Mit Cerf waren verhaftet worden seine Begleiterinnen Barbara Bürgin aus dem Bernerbiet, Uhli Gfellers sel. Wittib, und Elßbeth Zinßlin von Safrein im Bündnerland, ferner die früher bei Androhung des Prangers verwiesenen Anna Maria Greutter, Anna

Maria und Barbara Bösch von Rußweil (Luzern). Die Bürgin und Zinßlin wurden mit Androhung der Rutenstrafe verwiesen, die Greutter und die beiden Bösch nun wirklich an den Pranger gestellt und ebenfalls verwiesen. Kurze Zeit nachher kehrten sie zurück; die Greutter wurde von neuem verwiesen, die beiden Bösch wurden hart gesetzt, um von ihnen wo möglich die verschiedenen Verbindungen unter den Separatisten zu erfahren. Bei der Besprechung durch die Sieben erklärte namentlich Barbara Bösch, sie wolle das Verweisungsverbot nicht halten, weil ein Christ frei sei vom Gebot der Sünde und des Todes, ihre Schwester habe in Bern bei einer Jgf. Genath (die Familie ist aus dem frühern Aufsatz bekannt) gedient. Ein Christ sei frei von der Menschen Gebot, sie müsse Gott und seinem Trieb gehorchen, obschon es sonst gut sei, daß eine Obrigkeit bestehe, den Frommen zum Schutz und den Bösen zur Strafe. Hierauf wurden auch die Schwestern Bösch am 24. Juli bei schärfster Strafe verwiesen, und als sie dennoch schon drei Tage nachher zurückkehrten, wurden sie auf Befehl des Rats mit Gewalt aus der Stadt geführt und erhielten unter dem Thor und beim Bannstein je fünfzehn Streiche, unter Anzeige, daß sie bei Wiederkommen immer je zehn mehr erhalten würden.

Unter Uebergehung einiger unerheblicher Fälle wenden wir uns zu den Schicksalen der Familie Brenner. Dem Obristmeister Brenner und seiner Frau Elisabeth Stupanus konnte nur Fernbleiben vom Gottesdienst nachgewiesen werden, sie behielten sich hiebei ihre christliche Freiheit vor. Die Tochter Susanna Brenner wurde den 24. August 1754 auf den Bericht von Prof. Spreng zu Hausarrest begnadigt, nachdem kurze Zeit zuvor ihren beiden Mitgefangenen, der Bruckner und der Zwinger, dasselbe bewilligt worden war. Im September desselben Jahres wendeten sich ebenfalls auf Veranlassung von Spreng die beiden verwiesenen Söhne Johann und Johann Heinrich, sowie der im Waisenhaus befindliche

Wilhelm an den Rat um Begnadigung: der Vater könne sie gut in der Fabrik brauchen, sie wollten sich still zu Hause halten. Der Rat bewilligte allen drei Söhnen Hausarrest mit der Freiheit, zur Kirche zu gehen.

Auch die am 5. März, bezw. 3. April 1754 verwiesene Elisabeth Mächtig wurde im Oktober gleichen Jahres in Basel verhaftet, als sie sich verschiedenes anschaffen wollte, und ins Zuchthaus mit Zwang zur Arbeit erkannt. Im März 1755 berichtete Spreng über sie, es gingen andere Gedanken schwer ein, da sie wankelmütig sei und keinen ordentlichen Lehrbegriff habe. Am 2. April wurde auch sie unter dem Versprechen, den Umgang mit den Separatisten zu meiden, zu Hausarrest begnadigt. Dagegen wurde das Gesuch der Maria Katharina Holzach, verehlichter Matzinger, um Begnadigung ihrer Mutter Katharina Heß verwitweten Holzach abgewiesen, bis sie sich selbst anmelde.

Während der ganzen Zeit korrespondierte der Rat mit der Regierung von Bern und der Herrschaft Röteln, und ermahnte sie zum Aufsehen über die Separatisten, die in Bern Aufnahme fanden und in Grenzach sich häufig ansiedelten. Auch die Bänne mußten wiederholt über sie berichten. Von einer Sinnesänderung hatten sie nichts zu melden, doch konnten sie am 28. Mai 1755 versichern, sie wüßten nichts von neuem Zusammenlaufen, und am 25. Oktober, die Separatisten verhielten sich still und ruhig. Hierbei erfuhr man auch, daß Hieronymus Fäsch, der s. Zt. mit Hans Ulrich Mewille verwiesen worden, sich kurze Zeit zu St. Alban aufgehalten, vor dem Bann keine zufriedenstellende Erklärung gegeben und dann sich wieder fortgemacht habe, wahrscheinlich nach Welsch-Neuenburg. Der Rat dankte den Bännen für ihren Eifer und ermahnte sie, in ihrem Vigilieren fortzufahren. Fäsch scheint später begnadigt worden zu sein, denn am 15. Juli 1786 wurde von den Sieben ein Verhör wegen Verschwendung seines Vermögens

mit ihm angestellt und dem Antistes mitgeteilt. Dieser meldete, Fäsch sehe zwar die Irrtümer des Separatismus ein, in den er vor cirka dreißig Jahren verfallen, zeige aber noch Spuren von Schwärmerei, meide das Nachtmahl, und sei vor einigen Jahren vor den Bann gestellt worden, als sein Sohn neben die Kirche, Schule und Kinderlehre gelaufen sei. Der Rat ließ es bei diesem Bericht bewenden.

Wir haben oben gesehen, wie zufolge Ratsbeschluß vom 10. Februar 1751 die Verdächtigen zu Stadt und Land besprochen bezw. verzeigt werden sollten. Nachdem wir die Folgen für die Stadt betrachtet haben, wenden wir uns zum Land.

Im Juli 1751 konnte der Antistes dem Rat berichten: Aus Liestal und Pratteln werde je eine stille Separatistin gemeldet. Im Farnsburgeramt fänden heimliche Zusammenkünfte statt, und die Häupter der Sekte führten anstößige Reden über das öffentliche Nachtmahl. In Känerkinden dauerten die früher (um 1749) erwähnten Versammlungen fort, Buser und Bolier behaupteten, die ihnen auferlegten Bedingungen ständen nicht in der Bibel, der Pfarrer klage, die Unterbeamten wollten nicht eingreifen. Buser und Bolier seien vom Landvogt schon mit Turmstrafe belegt worden, aber das Treiben sei nur ärger geworden. Bolier, der Urheber des Zitterns in den Versammlungen, nach Angaben des Pfarrers ein Trunkenbold, ärgere die Leute durch unbesonnene Reden, wie daß ihm der Teufel in der Kirche einen Kommunikanten von der Seite wegnehme, und heiße sie die Predigt vor der Kirchthür anhören. Auch habe er im Haus von Martin Buser vor dreißig Personen eine halbstündige Predigt gehalten. Buser selbst halte Privatversammlungen in seinem Hause vor und nach der Kinderlehre. Sein Bruder Hans, sonst ein fleißiger Kirchgänger, habe eine nächtliche Versammlung in Häfelfingen gehalten. Der Landvogt wolle nicht mehr strafen, weil Geldstrafen nichts

nützten und durch Turmstrafen die Leute von der Arbeit abgehalten würden. Der Landvogt bestätigte alles mit dem Beifügen, es komme noch das allsonntägliche Geläuf nach Oberdorf hinzu, und durch die auferlegte Turmstrafe meinten Bolier und Buser eine Staffel im Himmel verdient zu haben. Auch aus Sissach wurde eine Anzahl Personen gemeldet, welche Privatversammlungen besuchten. Der Rat beschloß, es sollten alle diese Leute durch Landvogt und Pfarrer von solchen Versammlungen abgemahnt und auf einen bessern Weg zu leiten getrachtet werden.

Aber namentlich im Farnsburgeramt ist i. J. 1754 wieder viel von Privatversammlungen die Rede. Vergebens hatten, wie in Waldenburg und Muttenz, so auch hier, und zwar in Diepflingen und Rothenfluh, die Pfarrer durch Leitung solcher Versammlungen andere, wo sie nicht gegenwärtig waren, zu verhindern gesucht; es gab Privatleute, die sich im Lesen der Bibel übten, um selbst als Leiter auftreten zu können. In Tenniken, Diepflingen, Thürnen, Rothenfluh, Böckten, Rünenburg, Sissach, Gelterkinden, Känerkinden fanden zahlreiche Privatversammlungen statt, deren Besucher übrigens Kirche und Abendmahl häufiger oder seltener frequentierten, aber etwa lieber die Predigten anderer Dörfer als die ihres Heimatdorfes besuchten. Man las darin die Bibel, man betete und sang Psalmen. Es traten als Leiter, Prediger und Schriftausleger auf z. B. Benedikt Maurer und Jakob Zährlin von Diepflingen, der Nagler Ulrich Schönenberger von Rothenfluh, Adam Weiß von Böckten, und ihre Schriftauslegung geschah, wie ein Bericht sagte, aus des hl. Geistes Trieb. Sie predigten im Ganzen der Ordnung gemäß, nur dem Maurer wurde nachgesagt, er habe einmal in einer Predigt getrachtet, die obrigkeitlichen Gefälle ab dem Hals zu schütteln. Mit Gründen, meinte der Pfarrer von Sissach, sei wenig bei diesen Leuten auszurichten, weil sie sich fast für Inspirierte ausgäben und allem Anschein nach nur

Ehre darin suchten, sich Anhänger und Lehrjünger zu machen. Sie genossen auch in ihren Gemeinden sämtlich eines guten Leumunds. Am 27. September 1754 meldete der Landvogt dem Rat diese Vorkommnisse mit besonderer Rücksicht auf Maurer und Zährlin, die es dazu gebracht hatten, gegen seinen Willen im Schloß eine Nacht als Gefangene zurückbehalten zu werden. Er sei, bemerkte er, gegen diese einreißenden Versammlungen zu schwach, obschon alles nur faules liederliches Gesindel sein solle. Vor einem Jahre habe Maurer Vater die Aufnahme des Futterhabers geweigert, weil das nicht in Gottes Wort enthalten sei. Das werde der predigende Sohn überall in Versammlungen ausbreiten, diese Scheinheiligen verdrehten die Augen und sähen halbtot aus. Der Konvent berichtete, die Unterthanen hielten sich nicht an die in der Taufvisitation gesetzten Schranken, wonach sie sich nach der Kirche und Kinderlehre in kleiner Anzahl versammeln, aus der Bibel oder einem approbierten Buch lesen und bekannte Psalmen singen dürften, ohne auszulegen oder aus dem Stegreif zu beten.. Vielmehr hielten sie zur Unzeit zahlreiche Versammlungen, unterfingen sich des öffentlichen Lehrens und verfielen in sonderbare Schwärmereien.

Der Rat erneuerte am 19. Oktober 1754 auf Antrag des Konvents das Mandat vom 23. Oktober 1748, wonach niemand fremde Lehrer, Lehrerinnen, Schwärmer und andere der Religion halb verdächtige Personen bei Strafe von zehn Pfund aufnehmen und beherbergen sollte. Diese seien zu überweisen. Kein Einheimischer dürfe lehren, der nicht einen öffentlichen Beruf dazu habe. Die Unterthanen dürften sich privatim erbauen und am Sonntag nach der Kinderlehre zusammenkommen, aus der Bibel und approbierten Büchern lesen und Psalmen und andere geistliche Lieder singen, aber niemand dürfe lehren und auslegen oder aus dem Kopf beten. Sie sollten indes diese Zusammenkünfte in ihrem Dorf halten, keine Auswärtigen zulassen und bei Anstößen in der

Lehre den Pfarrer fragen, auch nicht auswärts in Kirche und Kinderlehre gehen. Der Sonntag sei übrigens nach den maßgebenden Vorschriften zu heiligen. Der Konvent seinerseits sprach den Geistlichen den Wunsch aus, daß, wenn sie selbst in ihren Gemeinden Versammlungen abhalten wollten, dies in der Kirche geschehen solle.

Im Jahre 1755 klagten einige Angehörige von Benken, worunter der Statthalter, die Geschwornen und der Gerichtsmann dem Antistes über die aus Schuld des Pfarrers dort stattfindenden Privatversammlnngen. Sie seien zahlreich besucht, fänden zur Unzeit statt, an Werktagen, des Nachts, selbst Weiber lehrten, legten die Schrift aus und beteten aus dem Kopf. Es entständen Streitigkeiten in den Familien, da die Nichtteilnehmer von den Teilnehmern verachtet und verdammt würden, selbst der Pfarrer ermahne die Teilnehmer, die andern zu meiden. Auch die benachbarten Gemeinden nähmen Anstoß an dem Treiben. Pfarrer Burckhardt erwiderte dem Antistes, die Beamten hätten ihre Klagen besser bei ihm angebracht, Satan sei über manche Bekehrung im Dorfe entrüstet, daher werde über die dortigen Versammlungen und sein Lehr- und Predigtamt raisonniert. Er werde sich mündlich verantworten, wenn die Denunzianten ihre Klage nicht selbst zurücknähmen, welche Zurücknahme in der That später erfolgt zu sein scheint.

Im Jahre 1751 war in dem Bericht des Pfarrers von Läufelfingen an den Antistes auch der Schneider Joh. Georg Fricker als verdächtig erwähnt worden, indes mit dem Beifügen, daß er sich unterworfen habe. Im Jahre 1754 hatte der Pfarrer neue Klagen über ihn vorzubringen. Aus eigener Erfahrung wußte er bloß, daß Fricker nur den Sonntagsgottesdienst besuche und seit sieben Jahren nicht kommuniziert habe, daß er indes nicht lasterhaft sei. Von andern hatte er gehört, daß er verächtliche Reden über das Abendmahl führe, die Göttlichkeit der hl. Schrift leugne,

Christum nicht als Erlöser und ewigen Sohn Gottes anerkenne, sondern die Erlösung als durch die Barmherzigkeit Gottes und ein frommes Leben bewirkbar annehme. Christus sei nach ihm ein Sohn Gottes wie andere fromme Leute auch, ein bloßer Lehrer und Gesetzgeber. Fricker sei also nicht Christ, sondern Deist. Auch solle er die Schrift ein Menschenwerk, die Geschichte von Adam und Eva ein Gleichnis, den Apostel Paulus einen Lügner geheißen haben. Informationen ergaben nichts neues, die Zeugen hielten offenbar zurück. Vor dem Konvent verantwortete sich Fricker so, daß dieser dem Rat meldete, er habe wahrscheinlich verächtliche Reden über das Abendmahl geführt, vor dem Konvent habe er sich korrekt ausgesprochen. Er sei in der Schrift und in weltlichen Büchern bewandert und daher um so schlimmer. Man sollte ihn zu fleißigem Gottesdienst und Abendmahl anzutreiben suchen und ihm verbieten, seine Irrlehren zu äußern. Der Rat erkannte am 12. Juni 1754, es sollten Landvogt, Pfarrer und Bannbrüder auf ihn vigilieren. Im Frühjahr 1759 berichteten die Pfarrer von Rümlingen und Läufelfingen dem Antistes, Fricker, jetzt sechzig Jahre alt, wisse selbst nicht was er glaube, außer daß es einen Gott gebe; mit dem geoffenbarten Wort gehe er ärgerlich um, er sei ein Präadamite und sage z. B., wie es bei der Schöpfung zugegangen wisse er nicht, er sei nicht dabei gewesen. Obschon in der Bibel bewandert, nenne er sie ein Werk des Druckers und leugne die biblischen Wahrheiten. In Bezug auf die Göttlichkeit Christi stehe er keinem Socinianer nach, er sage, es gebe nur Einen Gott und er könne nicht an mehrere Götter glauben, Christus sei ein gewöhnlicher Mensch und Gesetzgeber gewesen, die Auferstehung und Himmelfahrt sei zu lange her, als daß er etwas davon wissen könne, die Rede vom jüngsten Tag sei ein Gedicht, Brot und Wein führten nicht zur Seligkeit und man könne in allen Religionen selig werden. Fricker habe immer das letzte Wort, mache Prose-

lyten, und aus seinen Reden vor den Pfarrern könne man auf diejenigen im Wirtshaus schließen, das Bauernvolk höre auf ihn wegen der von ihm angeführten Sprüche. Am 9. Mai 1759 setzte der Antistes diese Berichte bei den Konventsmitgliedern in Zirkulation mit dem Beifügen, daß die vor einigen Jahren eingezogenen Informationen oberflächlich gewesen seien. Am 6. September meldete der Landvogt von Homburg auf Antrieb der beiden Pfarrer das Treiben Frickers dem Rat. Der Verzeigte, nachdem er zuerst der Vorladung keine Folge geleistet, stellte sich freiwillig zur Haft. Da er indes vor den Sieben erklärte, er habe sich nie gegen ein obrigkeitliches Gebot verfehlt, wurde er entlassen und eine Besprechung durch Professor Beck, Pfarrer Buxtorf und den Obersthelfer angeordnet. Hier sprach er sich, durch specielle Fragen gedrängt, etwas orthodoxer aus, aber mit Vorbehalten, z. B. er wisse nicht, ob eine Religion besser als die andere, ob das Abendmahl gut oder böse, nützlich oder schädlich sei. Der Vater sei eher als der Sohn gewesen. Der Konvent meldete es dem Rat mit dem Bemerken, Fricker habe seit 1754 im Lügen Fortschritte gemacht. Der Rat erkannte ihn am 13. Oktober für sechs Monate ins Waisenhaus mit Unterricht durch den dortigen Geistlichen Vikar Zwinger. Sonstige Erkundigungen ergaben nichts neues. Am 14. Dezember 1759 schrieb Zwinger dem Antistes, Fricker sei zeitweise in Schwermut verfallen, spreche sich indes korrekt aus und suche den ihm zur Last gelegten Aeußerungen eine unverfängliche Deutung zu geben. Er benehme sich still und andächtig, sei aber schwer zu kennen und werde sich, wie andere Landleute auch, nie deutlich aussprechen. Von Büchern habe er Arndts „wahres Christentum“, die „Glaubenswage“, ein Liederbuch und „das geistliche Opfer“. Ein späterer Bericht Zwingers meldete, Fricker gebe an, mit niemand umgegangen und durch die „Glaubenswage“ mißleitet worden zu sein. Gründliches sei von ihm nicht zu erwarten, neulich

habe er als die vier Naturen Christi genannt: die göttliche, die menschliche, Jesus und Christus. Die Pfarrer von Rümlingen und Läufelfingen erklärten Fricker einfach für einen Heuchler. Nach Einsicht dieser Berichte meldete am 13. Mai 1760 der Konvent dem Rat, bei Fricker möge einiges Eingang gefunden haben, doch sei er nicht zur Reue gebracht worden. Da aber die sechs Monate verflossen seien und er vor dem Konvent das ihm zur Last Gelegte offen zugestanden und Besserung versprochen habe, so werde öffentlicher Widerruf vor der Gemeinde, die er teilweis verführt habe, in Gegenwart einiger Stadtpfarrer beantragt. Der Rat beschloß am 14. Oktober nur Vorstellung vor den Bann mit Zuziehung von zwei Geistlichen.

Mit den geschilderten Vorgängen in Stadt und Land um die Mitte des Jahrhunderts hatte der Konflikt mit den Behörden den Höhepunkt erreicht.

Betreffend die Stadt tauchten zwar von dieser Zeit an im Konvent noch fortwährend Klagen über Privatversammlungen auf, doch wurde auch bemerkt, daß die Separatisten mit den sogen. Pietisten nicht zu konfundieren seien, angesehen deren letztern Konventikula, wenn sie in den angesetzten Schranken blieben, wohl möchten geduldet werden. Im Jahre 1764 kamen im Konvent Privatversammlungen zur Sprache, welche im Haus des nicht zu der Sekte gehörenden Metzgers Joh. David beim Brigittenthor stattfanden. Dem Rat wurden vom Konvent etwa zwanzig Teilnehmer namhaft gemacht. Es werde in den Versammlungen gesungen, gebetet und die Schrift erklärt, was an sich erlaubt sei. Dagegen fänden sie zuweilen gleichzeitig mit dem öffentlichen Gottesdienst statt, den die Teilnehmer für sündlich und verwerflich hielten. Zwang wäre gegen das Evangelium und würde nichts nützen, eher Mißachtung erzeugen. Nur circa ein Viertel der Teilnehmer seien Burger, die übrigen teils Schirmverwandte teils allhier in Diensten oder Arbeit

stehende, teils auch von außen her als Grenzach, Bettingen u. s. w. kommende Leute. Da aber die Sache unserer kirchlichen Verfassung zuwider und vielen unanständig sei, so könnte jedem Eigentümer oder Beständer einer Wohnung das Halten solcher Versammlungen verboten werden. Es gebe noch andere Privatversammlungen zu St. Johann und in der Streitgasse, die aber nicht zur Zeit des öffentlichen Gottesdienstes stattfänden und deren Besucher sich zu Kirche und Abendmahl hielten, diese seien eher gut, um so mehr als sie Anstößiges vermeiden wollten.

Da der Rat nicht einschritt, so ging die Sache fort. Im Mai 1767 ergaben Zeugenaussagen, die auf Antrag des Ministeriums aufgenommen wurden, daß die Versammlungen bei David von etwa dreißig Personen besucht würden, unter denen wir auch den von früher bekannten Wilhelm Brenner finden, und während des Gottesdienstes stattfänden. Man lese, singe und bete, und die Geschicktesten erklärten die Schrift. Am 16. Mai verbot der Rat Privatversammlungen während des Gottesdienstes. Aber im März 1769 erneuerten sich die Klagen. Ganze Scharen, klagte das Ministerium, wanderten zugleich mit den öffentlichen Kirchgängern dem Brigittenthor zu, es werde sogar im David'schen Haus eine Baueinrichtung geplant. Toleranz helfe nicht. Neben Verachtung des öffentlichen Gottesdiensts und des Predigtamts sei der Eigensinn der Hauptcharakter dieser Leute. Die Dreizehn und der Antistes, an welche die Sache gewiesen wurde, beantragten Erneuerung des Mandats vom 16. Mai 1767 und Ansetzung beträchtlicher Geldbußen, zu teilen zwischen dem großen täglichen Almosen und dem Waisenhaus. Auf die betreffenden Häuser sei von Offizieren zu achten und seien die allda betroffenen Personen anzuzeigen. Bekannte Teilnehmer aus der Landschaft und von fremden Herrschaften kommende Leute seien unter den Thoren fortzuweisen, die Oberbeamten, besonders der Obervogt in Riehen, sollten auf solche

Leute in Bettingen achten. Der Rat genehmigte diese Vorschläge am 19. April und setzte eine Geldbuße von hundert Pfund für diejenigen fest, die ihre Häuser oder Losamenter zu solchen Versammlungen leihen würden. Dem David speciell wurde deren Halten bei höchster Ungnade untersagt.

Nach vorübergehendem Gehorsam begannen die Versammlungen in dem David'schen Haus wieder von neuem während des Gottesdienstes gehalten zu werden. Zusprüche des Konvents halfen nichts. Am 19. und 23. Dezember 1772 verbot der Rat Privatversammlungen vor Erledigung der Abendpredigten. Indes finden wir im Jahre 1774 solche im Haus eines gewissen Eisenecker in der St. Johannvorstadt. Weder der Rat noch der Konvent noch der Bann zu St. Peter konnten sich zum Eingreifen entschließen, und so blieb die Sache auf sich beruhen.

In der Landschaft glimmte es hie und da. Am 20. April 1763 wurde der Drillmeister Joh. Adam Thommen von Witisburg wegen sektiererischen Irrtums in der Religion ins Waisenhaus erkannt. Er erklärte dort vor den Geistlichen, wie schon vorher vor dem Landvogt und den Sieben, er halte nicht viel vom öffentlichen Gottesdienst, da er von Gottlosen und Unwiedergebornen besucht werde, ebenso wenig von dem Predigtamt, er trage Christum im Herzen und der heil. Geist sei sein Lehrer. Obrigkeitliche Gebühren wolle er zahlen und den Eid leisten, sofern er nichts dem Gewissen und der hl. Schrift Entgegenstehendes enthalte. Waffen wolle er weder am Sonntag noch am Werktag gebrauchen zufolge Matth. 26, der Gebrauch des Spießes wäre gleich der Durchstechung des Heilandes. Da er sich allen Zusprüchen unzugänglich erwies, wurde seine Haft von vier zu vier Wochen bis in den August verlängert.

Die Fratres auf der Landschaft wurden vom Konvent ermahnt, auf die Excursus der Separatisten auf das Land ein wachsames

Auge zu haben. Aber im April 1769 meldete ein Schreiben von Riehen dem Rat, daß sich in Bettingen Hans Wagner von Wangen, Sohn des separatistischen Lehenmanns auf dem Brenner'schen Gut, und Jakob Hagist von Bettingen aus dem Separatismus eine Profession machten. Es ergab sich, daß beide Privatversammlungen auf dem Horn bei Grenzach und in Basel besuchten, daß sie den Kirchenbesuch mieden und Hagist schon bei seiner Erwählung zum Bannwart den Eid nicht hatte schwören wollen, auch nicht auf dem Exerzierplatz erschienen war. Der Rat erkannte gegen Hagist einen Zuspruch durch Geistliche, gegen Wagner Verweisung. Dieser kümmerte sich aber nicht darum, denn am 9. März 1772 meldete der Pfarrer von Riehen dem Antistes, daß in Bettingen Samstag und Sonntag Abends Privatversammlungen stattfänden, woran die beiden Obgenannten, ferner Maria Bertschmann und Martin Frey teilnähmen. Sie schienen, berichtete der Pfarrer, geistliche Lieder zu singen und aus dem Neuen Testament zu lesen, offenbar mit verkehrter Auslegung, gingen nicht in die Kirche, aber in Privatversammlungen der Stadt. Alle seien fleißige Arbeiter, enthielten sich des Fluchens, Schwelgens und Spielens, hätten aber keine guten Gründe ihrer Separation anzugeben. Der Konvent wies den Pfarrer an, den Wagner dem Landvogt zur Ausführung der schon gegen ihn ausgesprochenen Verweisung, aber auch die andern Hauptbeteiligten zu verzeigen, da entgegen den aufgestellten Bedingungen die Privatversammlungen zur Nachtzeit gehalten, von Personen beiderlei Geschlechts besucht würden und die Schrift ausgelegt werde. Wagner scheint wieder unangefochten geblieben zu sein, denn im Juni 1779 meldete der Pfarrer von Riehen dem Antistes, daß er sich in Bettingen aufhalte, und daß sich der obgenannte Martin Frey mit Barbara Wagner verlobt habe.

Als dann die beiden Verlobten um Aufnahme in das Landrecht baten, berichtete der Landvogt dem Rat zugleich die nähern

Umstände, über die ihn der Pfarrer auf Anleit des Konvents verständigt hatte. Der Antistes fügte bei, daß beide Verlobte Separatisten seien und daß durch dergleichen Ehen der Separatismus in Bettingen noch mehr könnte ausgebreitet werden. Die Dreizehn sprachen sich in ihrer Mehrheit für Gewährung aus, da die Ehe eine freie Handlung sei und einem verlobten Unterthan die Vollziehung derselben ohne die wichtigste Ursach nicht könne abgeschlagen werden. Dabei sei indes auch zu betrachten, daß der Gottesdienst der reformierten Religion auf alle Weise rein und ungekränkt bei uns solle beibehalten und alle Trennung in der Kirche verhütet werden. Es sollte den Verlobten vom Pfarrer liebreich zugesprochen und angezeigt werden, daß sich M. G. H. H. des Abstands vom Separatismus versehen, widrigenfalls sie das Landrecht nicht zu erwarten hätten. Der Rat trat dem Antrag bei.

In Gelterkinden fanden häufig Privatversammlungen statt. Pfarrer Braun ermunterte die Besucher lebhaft dazu in einem Schreiben vom 8. März 1773: sie sollten sich freilich vor dem Sektengeist und fremder Lehre hüten, aber auch den Lästerern nicht nachgeben und deshalb außer den gewöhnlichen Versammlungen mit Trennung der Geschlechter auch eine allmonatliche Versammlung von Männern und Frauen zusammen abhalten. Auf Anfrage des Antistes meldete der Dekan in Diegten, daß laut Erkundigungen beim Pfarrer in Gelterkinden und dessen Vikar Kandidat Wettstein die Versammlungen bei Bäck Gerster oder im Schulhaus abgehalten und von etwa vierzig bis fünfzig Personen besucht würden, aber nie während des öffentlichen Gottesdienstes stattfänden und sich selten bis in die Nacht erstreckten. Man bete aus dem Kopf, lese und erkläre ein Kapitel aus der Bibel und singe aus dem Liederschatz von Pfarrer d'Annone sel. Andere Pfarrer wußten mehr. Sie berichteten, die Versammlungen fänden zuweilen auch während der Kinderlehre statt, aus Gelterkinden seien es vierzig

bis fünfzig Personen, dagegen noch viel andere aus Sissach, Diepflingen, Känerkinden, Rothenfluh und Bretzwyl. Sie dauerten oft bis in die späte Nacht unter Teilnahme von Wettstein. Die Schrift werde durch den (seither ausgeschlossenen) Basche Vogt von Sissach und andere ausgelegt, man brauche Herrenhuterbücher. Der Vorbetende verdrehe und schließe zuerst die Augen und werde geschwollen, die andern lägen auf den Knien und machten mit Augen, Händen und dem ganzen Leib gichtische Bewegungen. Wettstein sage auch, man solle die jungen Kinder nicht beten lehren, die Nichtbesuchenden bezeichne er als im Stand der Natur, die Besuchenden als im Stand der Gnade. Dadurch entstehe Verwirrung in der Gemeinde und Streit in den Familien. Auch im Pfarrhaus zu Wintersingen fänden Versammlungen statt.

Auf Anraten des Konvents erneuerte hierauf der Rat die Verordnung vom 19. Oktober 1754 mit dem Beifügen, daß auch die nächtlichen Versammlungen verboten sein sollten. Ueberdies forderte der Konvent die Landgeistlichen wiederholt auf, Privatversammlungen, wenn sie solche halten wollten, nur in der Kirche zu halten.

Nach einigen Jahren, am 19. Dezember 1781, mußte der Pfarrer von Gelterkinden dem Landvogt melden, daß in seiner Gemeinde der Irrlehrer Joh. Krumm von Mühlberg (Bern), der sich von Spinnen und Feldarbeit ernähre, sein Wesen treibe. Die Sprache der gesunden Vernunft habe nicht so viel Wirkung auf das Landvolk als das vernunftlose Geschwätz des Schwärmers. Krumm habe ihm gegenüber geäußert: 1. Kirchengehen und Nachtmahl sei keine wahre Christenpflicht, die Kirchenordnung sei Menschensatzung, und wer Christi Geist habe, brauche sich ihr nicht zu unterwerfen; 2. Die Obrigkeit habe nichts zu befehlen, was nicht in der hl. Schrift stehe, nur Christi Geist sei man Gehorsam schuldig, die Obrigkeit sei nur zum Belohnen und Bestrafen da. Eine obrigkeitliche Ausweisung habe keine Kraft, denn die Erde sei des

Herrn, nur der Geist des Herrn könne ihm befehlen, wegzugehen, bei Zwang wolle er das Bitterste leiden um Christi willen; 3. In Stadt und Land hätten nur zwei bis drei Prediger etwas weniges vom Geist Christi, alles andere sei Geschwätz und tötender Buchstabe, weshalb er weder Kirche noch Abendmahl besuche.

Vor dem Landvogt suchte Krumm einige Aussagen milder zu deuten; er räumte ein, daß er zu den Leuten rede, die zu ihm kämen, nach dem es ihm der Geist Christi eingäbe, und erklärte, sich bei Hans Handschin, dem sog. Meyerhans in Rickenbach, und bei dem schon früher erwähnten Bäck Moritz Gerster in Gelterkinden aufgehalten zu haben. Der Rat wies ihn hierauf am . Januar 1782 aus, und nachträglich berichtete der Antistes, Krumm habe die Gemeinde Gelterkinden zerrüttet und trage alle Eigenschaften eines ausgemachten Schwärmers an sich. Er habe sich eines so hohen Grades von Heiligkeit gerühmt, daß er von Sünde gar nichts mehr an sich wahrnehme, und habe dadurch verschiedene redlich gesinnte, aber nicht genügsam aufgeklärte und in der Wahrheit befestigte Seelen einzunehmen und zu verblenden gewußt. Ueberdies habe er bei verschiedenen Anlässen eine wilde Hetze, einen blinden Eifer und eine lieblose Verdammungssucht blicken und sich dadurch hinreißen lassen, auf eine enthusiastische Weise das Wehe über unsere Stadt auszurufen und auch einzelnen Einwohnern derselben die göttlichen Strafgerichte anzukündigen. Nehme man die Reden über die Obrigkeit vor dem Pfarrer hinzu, o zeige sich seine Lehre als eine gefährliche Irrgeisterei, welche eine christliche Obrigkeit in ihrem Staat nicht dulden könne.

Krumm hatte aber Anhänger zurückgelassen, worunter namentlich die obgenannten Moritz Gerster samt Familie in Gelterkinden und Jakob Handschin, genannt Meyerhans, in Rickenbach hervorzuheben sind. Entgegen dem Rat des Pfarrers von Gelterkinden, der starke Geldstrafen vorschlug, da diese Leute wie alle Schein-

heiligen geizig seien, ordnete der Konvent eine liebreiche Besprechung der Beteiligten durch die Pfarrer von Gelterkinden, Buus und Ormalingen an. Mitten in dieser Bewegung starb der Hauptbeteiligte, Moritz Gerster, als Schwärmer, wie der Pfarrer sagte, und ohne Inanspruchnahme der Kirche, aber bewunderungswürdig, unter Anrufung Gottes und Jesu und unter Ermahnung aller Besuchenden zur Buße. Die Besprechung richtete vorerst nicht viel aus, die Beteiligten erklärten sich teilweise mit Ungestüm und unter Anführung der bekannten Gründe gegen Kirchengehen und Nachtmahl. Ein Zeuge sagte, so lange sein Faß voll sei, brauche er nicht über die Straße zu gehen, und seine Frau bemerkte, ein Kirchengänger sei wie eine Person, die zum Krämer gehe und beim Nachhausegehen das Gekaufte verliere. Der Konvent ordnete indes fortgesetzte liebreiche Zusprüche an und empfahl, an der bevorstehenden Pfingsten in der Predigt zu zeigen, daß der hl. Geist die ersten Christen, welche ihn empfingen, nicht zu Trennungen, sondern zu einer herzlichen und äußerlichen Gemeinschaft unter einander angetrieben habe und noch fortwährend wirke. Bald nachher meldete der Pfarrer von Gelterkinden, daß ein Teil der früher Besprochenen wieder den öffentlichen Gottesdienst besuche. Jakob Handschin weigerte die Teilnahme an den Waffenübungen, weshalb Geldstrafen über ihn verhängt wurden. Er und Moritz Gerster Sohn hielten sich am längsten von der Kirche fern, während die übrigen sich nach und nach unterwarfen. Der Konvent beschloß am 13. März 1783 weiter Geduld zu üben. Am 11. April 1787 konnte der Pfarrer von Gelterkinden dem Antistes berichten, Gerster, der rechtschaffenste der Separatisten, sei in der Charwoche zum Nachtmahl und in den Gottesdienst gegangen, Handschin sei einige Mal zur Kirche gekommen, so daß die wenigen übrigen wohl nachfolgen würden.

Auch in Bubendorf fanden Privatversammlungen statt. Der Antistes sprach im Jahre 1784 seine Freude darüber aus, da der

dortige Adjunkt sie leite. Aehnliche Privatversammlungen zu Waldenburg, Muttenz und Benken seien geraten, weil auch dort der Pfarrer beigewohnt habe, diejenigen in Gelterkinden dagegen seien in Separatismus ausgeschlagen, weil der Pfarrer sich enthalten. Freilich als der Pfarrer in Rümlingen dem Antistes im Jahre 1786 berichtete, in einer dortigen Privatversammlung, zu der er eingeladen worden, habe man Lied auf Lied gesungen, und mit Ausnahme der Diepflinger habe einer nach dem andern geredet und schließlich habe der Brothanslin ein konfuses Gebet gesprochen, aber nun wolle er, der Pfarrer, die Leitung in die Hand nehmen, da antwortete der Antistes, es fehlten dem Pfarrer wohl dazu die nötigen körperlichen Kräfte. Allein dieser ließ sich nicht abschrecken und trat wirklich an die Spitze. Die Versammlungen wurden zahlreich von Männern und Frauen besucht und erregten Aufsehen, sodaß der Konvent sich veranlaßt fand, den Pfarrer zum Aufsehen darüber zu ermahnen, daß Manns- und Frauenspersonen nicht zu gleicher Zeit zusammenkämen, daß die Versammlungen nie bis in die Nacht dauerten, nie während des Gottesdienstes gehalten und ein Ehegatte nicht ohne Einwilligung des andern Teils zugelassen würde.

Den Schluß mögen verschiedene Beratungen über die Wiedertäufer bilden. Noch im Jahre 1747 wurde ein Daniel Jakob von Trueb, der bei den Gebrüdern Störcky auf dem St. Romey als Knecht diente, wegen angeblicher Wiedertäuferei verwiesen und nach seiner im Jahr darauf erfolgten Rückkehr nicht im Lande geduldet. Aber im letzten Viertel des Jahrhunderts scheinen die Wiedertäufer doch Eingang auf der Landschaft gefunden zu haben. Anfangs Juli 1777 klagte der Pfarrer von Läufelfingen dem Antistes, leider würden sie bei uns zugelassen, sogar der Pfarrer von Bubendorf habe einen als Lehenmann, ebenso mehrere Ratsglieder und das Waisenamt. Der Obervogt von Homburg habe einen solchen mit

starker Familie als Aufenthalter angenommen, sich aber mit Nichtwissen entschuldigt. Die Angelegenheit führte schließlich, nachdem der Konvent dem Pfarrer von Bubendorf sein Mißfallen bezeugt hatte, zu einem Beschluß des Rats vom 20. November 1777, welcher sie an die Dreizehn wies. Diese beauftragten den Antistes, sich teils bei den Geistlichen der Landschaft über das Betragen der Wiedertäufer zu erkundigen, teils Bericht einzuziehen, wie es an anderen Orten der evangelischen Eidgenossenschaft mit ihnen gehalten werde und wie sie sich in Hinsicht auf die kirchlichen und politischen Verfassungen betrügen. Am 17. März 1778 berichtete demgemäß das Ministerium an die Dreizehn: Aus den Berichten der Landgeistlichen ergebe sich, daß sich in den verschiedenen Gemeinden, auf dem Roten Haus, in Binningen, Frenkendorf und Läufelfingen sieben bis acht wiedertäuferische Familien mit einem Bestand von ca. fünfzig Personen als Lehenleute aufhielten. Sie seien still und eingezogen, man wisse nichts von Proselytenmacherei oder Aussprechen ihrer Lehrsätze. Der in Neu-Schauenburg befindliche Wiedertäufer stimme mit der reformierten Lehre überein, nur verwerfe er die Kindertaufe, den Eid, die Führung der Waffen. Die strengen Mennoniten äßen nicht einmal mit ihren gebannten Angehörigen. Das Fußwaschen betrachteten sie als ein Abbild der Reinigung der Seele. Der Wiedertäufer in Bubendorf habe ein im Jahre 1632 zu Dordrecht aufgestelltes, 1660 von den Wiedertäuferlehrern im Elsaß unterschriebenes und im Jahre 1711 gedrucktes Glaubensbekenntnis übergeben, welches von der reformierten Lehre nur in dem Eidschwören, dem Waffentragen und der Kindertaufe abweiche. Das Nachtmahl nähmen sie in größerer Anzahl im Elsaß, den Gottesdienst feierten sie auf dem Roten Haus, auf dem Wildenstein und anderswo. Zugleich brachte das Ministerium auch Erkundigungen aus Zürich, Bern und Schaffhausen bei. Zürich meldete, daß man dort eine Anzahl Sektierer, aber keine

eigentlichen Wiedertäufer habe. Bern berichtete, am Ende des vorangehenden Jahrhunderts habe man viele Wiedertäufer gehabt und sei leider mit Strenge gegen sie verfahren, jetzt habe man haufenweise Separatisten, die Regierung thue keine Schritte gegen sie. Schaffhausen endlich meldete, Wiedertäufer habe man dort nicht, gegen die Separatisten übe man Toleranz. Die Dreizehn eröffneten dem Rat den 25. März 1778, diese landsfremden Lehenleute seien schon aus politischen Rücksichten wegen drohender Zerrüttung nicht zu dulden, sie seien daher bis spätestens Ende 1779 aus dem Land zu schaffen und keine mehr aufzunehmen.

Der Rat wies aber die Angelegenheit an die Dreizehn zurück. Hier blieb sie liegen. Aus Anlaß der Weigerung eines Wiedertäufers, sein Kind taufen zu lassen, machte der Konvent den 6. Mai 1783 den Rat darauf aufmerksam, wie die Duldung der Wiedertäufer mit der Basler Konfession im Widerspruch stehe. Der Rat wies die Sache an die Dreizehn, und diese berichteten am 15. Mai gleichen Jahres, da sich die Wiedertäufer seit dem Jahr 1778 vermehrt hätten, so sei Behutsamkeit nötig und seien also durch die Landvögte Erkundigungen über ihre Zahl, ihre Aufführung und den Nutzen für den Landbau einzuziehen und ihnen, den Dreizehn, zu übermitteln. Der Rat trat bei. Diese Erkundigungen ergaben, daß die wiedertäuferischen Lehenleute sich auf der Landschaft seit dem Jahr 1778 wirklich vermehrt hatten, sich aber sämtlich friedlich und arbeitsam aufführten. Ein weiteres ist aus dem Ratsprotokoll nicht ersichtlich, die Wiedertäufer scheinen von da an geduldet worden zu sein; am 7. Februar 1798, bei Einführung der Nationalversammlung, wo Volk und Repräsentanten den Verfassungseid schworen, hatten sie (nach Ochs, Geschichte von Basel VIII, 309) nur ein Gelübde abzulegen.

# Antistes Stockmeyer.[1])

(Mit Bildniß.)

Immanuel Stockmeyer wurde am 28. Juli 1814 geboren. Sein Geschlecht, das ursprünglich Stockmar hieß, war im 16. Jahrhundert aus Suhl am Thüringerwald nach Basel eingewandert und hatte sich 1575 daselbst eingebürgert. Stockmeyers Vater, Johann Jakob, war Diakon zu St. Theodor, ein Mann voll ernsten lebendigen Christentums. Seine Mutter, eine Tochter des Ratsherrn Leonhard Heusler, starb 3 Wochen nach der Geburt ihres ersten Kindes. Der kleine Immanuel war an ihrem Sterbebette getauft und noch von der Mutter gesegnet worden. Der gefühlvolle junge Gatte hatte diesen schweren Schlag für unmöglich gehalten. „So ihr Glauben habt, werdet ihr Berge versetzen," auf diese Verheißung sich stützend, hatte er im Glauben die heißesten Gebete gen Himmel gesandt, an deren Erhörung er keinen Augenblick zweifelte; nun lag die innig und zärtlich Geliebte entseelt da. Zu seinem Trost trat sein Schwager, Ratsherr Bernhard Socin-Heusler, zu ihm und sagte: „Zeige deinen Glauben jetzt und versetze Berge, das ist: schicke dich in den Willen deines Gottes."

Zwei Jahre nachher erhielt der Knabe wiederum eine Mutter in Rosine Legrand, der Tochter des bekannten Lucas Legrand, der

---

[1]) Zu dieser Skizze wurden u. a. benutzt: die Korrespondenz und der schriftliche und gedruckte Nachlaß Stockmeyers, Akten von Behörden, Nekrologe in den „Basler Nachrichten," der „Allg. Schw. Ztg.", „Kirchenblatt" 2c. persönliche, schriftlich fixierte Erinnerungen der Gattin des Verstorbenen.

auf die Bitte Oberlins sein Geschäft ins Steinthal verpflanzt hatte, um hier Oberlins eifriger Mitarbeiter zu werden. Von ihr bezeugt Stockmeyer selbst in seinem am Schluß seiner Studienzeit verfaßten Lebenslauf: „Nach allen Erinnerungen, die mir aus dem Zusammenleben mit dieser meiner zweiten Mutter geblieben sind, muß ich glauben, daß, wenn es Gott gefallen hätte, sie am Leben zu erhalten, ich heute noch nicht wissen würde, was es heiße, mutterlos zu sein. Da ich das einzige Kind blieb, so konnte auch die ganze Sorgfalt der Eltern mir allein zugewandt bleiben; was denn u. a. zur Folge hatte, daß ich von der Mutter schon im vierten Jahr im Lesen und Schreiben und vom Vater schon im sechsten in der lateinischen Sprache unterwiesen wurde.“ In der That versäumte die zärtliche Stiefmutter nichts, was den ungewöhnlich frühzeitig aufgeweckten Geist des Knaben unterhalten, belehren und fördern konnte. Wie freut sie sich, wenn der vierjährige Hebels Gedichte vorträgt „so kindlich herzig und fein als hätte er sie selbst gemacht,“ wenn er ihr eine selbsterdichtete Charade zu erraten aufgiebt, wenn er die Bibel, welche er am Reformationsfest 1819 zum Geschenk bekam, in kindischem Entzücken an sich drückt, wenn er den Neuthaler, den ihm der Großvater zu Neujahr gab, für arme Wasserbeschädigte hergeben will. „O dieses Kind,“ ruft sie aus, „hat einen Sinn für das Heilige, Unsichtbare, welcher dem entwickeltsten Christen oft nicht so in allem eigen ist!“ Sie selbst zündet ihm den sinnig und phantastisch ausgeschmückten Weihnachtsbaum mitten in der Nacht an, holt den Knaben aus dem Bette, um ihn, ehe die Lichter ausgebrannt waren, wieder in die Dunkelheit zu legen, oder sie kommt, als Genius gekleidet, mit dem leuchtenden Baum vor das Lager des schlafenden Kindes. Was Wunder, daß der Knabe die Zauberwelt der Poesie und Religion, in welcher er aufwuchs, mit unbefangenem Kindessinn auf das gewöhnliche Leben übertrug. So geschah es, als einmal der Herr

Bürgermeister Wenk im Pfarrhaus zu St. Theodor einen Besuch machte, daß der kleine Immanuel in Ehrfurcht vor ihm niederknieete, wie Cornelius vor dem Apostel Petrus, worauf der also Gefeierte, völlig in der Rolle bleibend, das Büblein aufrichtete und sprach: Stehe auf, ich bin auch ein Mensch.

Doch auch diesem Glücke machte der Tod ein jähes Ende. Im Spätherbst 1821 ergriff eine rasche hitzige Krankheit den geliebten Vater und riß den erst 33-jährigen aus einem reichgesegneten Leben und Wirken. Seine Gattin wurde davon so ergriffen, daß sie bezeugte, ihr Lebensfaden sei zerrissen. Eine heftige Gehirnkrankheit raubte ihr das Bewußtsein, sie kehrte nicht mehr in ihren gewöhnlichen Zustand zurück und starb drei Wochen nach dem Tode ihres Mannes.

So stand der siebenjährige Knabe völlig verwaist da. Wie lebendig ihm aber das Bild des frühvollendeten Vaters in der Erinnerung blieb, als treuer Begleiter durch seine Jugendzeit, bezeugt das folgende Gedicht, welches Stockmeyer als Student von Berlin aus an seinen Großvater sandte.

## Erinnerung.

O fließet nur ihr späten Thränen
Auf meines Vaters kaltes Haus;
Ihr löscht mein ungestümes Sehnen
In euerm kühlen Balsam aus.

Ihr könnt die Toten nicht erwecken,
Doch macht ein schweres Herz ihr leicht;
Daß dieses Grabes nächt'ger Schrecken
Vom Bilde des Verklärten weicht.

Mein Vater, ob du gleich entschwunden,
Dem Kinde warst du dennoch nah
So oft ich nur in stillern Stunden
Dein Bild mit innern Augen sah.

Die süßen Augen, die hernieder
Auf mich voll zarter Liebe sahn,
Den Mund voll frommer Sprüch und Lieder
Zu lauter Segen aufgethan.

Und wo auf meinen dunkeln Wegen
Mir nur dies liebe Bild sich zeigt,
Da fließt auf mich ein stiller Segen,
Vor dem die bange Klage schweigt.

Gleich nach dem Tode der Eltern fand der Knabe eine zweite Heimat im Hause seines Oheims, Rektor La Roche-Heusler. Von hier aus besuchte er die drei ersten Klassen des Gymnasiums. So gut auch bei diesem kinderlosen, von lauter Güte und Wohlmeinenheit geleiteten Ehepaar für ihn gesorgt war, so scheint doch der verständig und weitsehende Oheim und Vormund Ratsherr Socin eine solche Art von Einzelerziehung auf die Dauer nicht als ersprießlich für seinen Mündel gehalten zu haben. Von Freunden der Christentumsgesellschaft war er auf das Institut Karls von Raumer in Nürnberg aufmerksam gemacht worden und so brachte er im September 1824 den 10-jährigen Knaben dahin. Diese Versetzung war für Stockmeyers Leben und Entwicklungsgang von größter und wohlthätigster Wirkung. Raumer hatte als Adjutant des Generals Gneisenau die Befreiungskriege mitgemacht, wurde dann Bergrat und Professor in Halle. In Yverdon hatte er die Lehrweise Pestalozzis kennen gelernt. Von der Erziehung der deutschen Nation erwartete er das Heil. Nur so, hoffte er, könne der Segen, den jene glorreichen Kriege gebracht, einer verderblichen Reaktion gegenüber, festgehalten werden. So gab er seine Professur in Halle auf, um das von Dittmar gegründete Nürnberger Institut zu übernehmen. In Verbindung mit diesem für bemittelte Kinder bestimmten Institut stand eine Armenanstalt, welche von ersterem sollte erhalten werden. Im Raumerschen Hause, wo bei treuer und ernster Pflege des lebendigen Christenglaubens der Sinn für Wissenschaft, Kunst und Poesie, für

alles Edle, Klassische, Geschmackvolle geweckt und gefördert wurde, erhielt Stockmeyer die Grundlage seiner tiefen Frömmigkeit und seiner umfassenden Bildung, die in ihrer harmonischen Vereinigung zeitlebens das hervortretende Merkmal seines Wesens bildeten. Hier wirkten neben Raumer Heinrich Ranke und Philipp Wackernagel, ächt deutsche Männer, einfacher ungeschminkter Art, offenen Auges für alles Schöne und Gute ohne allen engen Pietismus und Pendanterie.

Wohl mochte dem in zartester Pflege und Schonung aufgewachsenen Knaben das streng geregelte und rauhe Anstaltsleben, wo auf den Einzelnen keine Rücksicht konnte genommen werden, gar fremdartig vorkommen. Nach Jahn'scher Methode wurde der Turnerei und Abhärtung gehuldigt, die Zöglinge putzten ihre Schuhe selbst, gingen mit übergeschlagenem Kragen ohne Halsbinde und auch bei kalter Winterzeit ohne Mantel, machten anstrengende Fußtouren bei Milch und Brot. Stockmeyer machte das alles mit, ohne sich zu äußern, als gehorsamer und ergebener Unterthan. Aber er gestand später, daß ihm die Nürnberger Zeit, trotz aller Liebe, die er von Seiten seiner Pflegeltern genoß, und aller Freuden, die auch damals keineswegs fehlten, dennoch als eine drückende in Erinnerung liege. Der Hauptgrund aber, warum jene Zeit, und zwar vor allem für die Hauseltern selbst, eine drückende war, wurde den jungen Leuten verschwiegen. Raumer hatte die Anstalt von seinem Vorgänger Dittmar nicht schuldenfrei übernommen und dieselbe hatte sich auch unter seiner Leitung nicht rentiert. Auch hierin folgte er Pestalozzis Spuren. Der ehrliche Mann sah nichts anderes vor, als die Sache aufgeben zu müssen. Aber er wollte dies mit Ehren und schuldenfrei thun. So benutzte er ein kleines Kapital, das seine edle Schwägerin, die Komponistin Luise Reichardt durch Musik-Unterricht sich erworben hatte und das sie ihm als einstiges Erbteil vorstreckte und hob die Anstalt ohne weitere Verpflichtungen

auf im Sommer 1826. Er bezog nun mit seiner Familie ein Gartenhäuschen vor dem Wöhrderthor. Einige Zöglinge, worunter auch der junge Stockmeyer, behielt er bei sich. Auch Philipp Wackernagel blieb bei ihm auf die uneigennützigste Weise. Die Pension, welche Raumer von den Zöglingen erhielt, war seine einzige Erwerbsquelle. In jenem Winter kam Frau von Raumer ins Wochenbett, in einer unheizbaren Stube einzig von ihrer 12-jährigen Tochter Dorothea gepflegt und von der Kindbetterinnen-suppe Gebrauch machend, die sie selbst für bedürftige Wöchnerinnen ins Leben gerufen hatte. In spätern Jahren hat es Raumer mit Thränen der Rührung gegen seinen ehemaligen Zögling bezeugt, wie viel gnädige Durchhilfe und augenscheinliche Gebetserhörungen sie damals erfahren hätten. Aber wie gesagt, die jungen Leute bekamen nichts zu merken von all der Drangsal. Zu Weihnachten wurde der Baum aufs schönste geschmückt durch Wackernagels kunstfertige Hand. Man sang fröhliche Weihnachtslieder und freute sich der heiligen Festzeit, als ob keine Sorge über der bedrängten Familie lastete.

Inzwischen wurde Raumer an die Stelle des nach München übergesiedelten Gotthilf von Schubert als Professor der Mineralogie nach Erlangen berufen, mit der Erlaubnis, daneben über sein Lieblingsfach Pädagogik zu lesen. Stockmeyer blieb auch jetzt Glied und Kind der Raumerschen Familie, und erst von jetzt an, in den nun folgenden acht Jahren, war er so recht in den Stand gesetzt, die segensreichen Einflüsse dieser seiner zweiten Heimat auf sich wirken zu lassen. Raumers Haus wurde der Mittelpunkt bedeutender gleichgesinnter Menschen, die sich zur Pflege von Wissenschaft, Kunst und Poesie hier vereinigten. Raumer, der ein Schüler Tiecks war, versammelte allwöchentlich einen Kreis strebsamer Jünglinge um sich und trug ihnen in seiner meisterhaften Weise die klassischen Dichterwerke, besonders Shakespeares, vor. Hier war es,

wo Stockmeyers Talent als Vorleser, sowie seine nicht gewöhnliche Vertrautheit mit der deutschen Litteratur, die ihn zeitlebens auszeichneten, ihre Anregung und Ausbildung erhielten.

Frau von Raumer, eine Tochter des Kapellmeisters Reichardt, sang, später von ihren Töchtern begleitet, an den musikalischen Abenden einen hellen, reinen Discant. Sie war eine hohe edle deutsche Frau von einer Würde, die bei den Meisten die Vertraulichkeit nicht aufkommen ließ. Da sie sehr witzig war und das Lächerliche und Fehlerhafte an ihren Mitmenschen sogleich auszufinden wußte, wurde sie von vielen gefürchtet. Stockmeyer hieng mit kindlicher Liebe an ihr. Bei ihrem Tode im Jahr 1869 schreibt er den Angehörigen: „Ja die liebe Mama hat es um uns wohl verdient, daß wir ihr die erstrittene Ruhe von ganzem Herzen gönnen, aber unser aller Verlust ist unaussprechlich groß. Seit dem Jahre 1824 habe ich nun die Selige gekannt und die liebevollste Mutter an ihr gehabt, die unzählbar viel an mir selbst gethan und in ihr weites Herz auch meine Frau, meine Kinder und Kindeskinder eingeschlossen hatte.“ Mit dem ältesten Sohne Raumers, Rudolf, dem später bekannten Germanisten, teilte Stockmeyer während voller zehn Jahr dasselbe Zimmer.

Stockmeyer besuchte nun das Erlanger Gymnasium, welches unter der Leitung des ausgezeichneten Philologen Döderlein stand. Als dieser in spätern Jahren aus Anlaß eines Philologen-Festes bei seinem einstigen Schüler in Basel zu Gaste war, nahm er den ältern Knaben seines Gastgebers zwischen seine Kniee, richtete das Angesicht des Kindes auf und sagte: „Jetzt will ich dir erzählen, wie dein Vater in deinem Alter als Schüler war: sehr fleißig, sehr sittsam, sehr pünktlich und sehr höflich, sehr höflich.“

Damals bestanden in Erlangen die konfessionellen Gegensätze noch nicht in derjenigen Schärfe, in der sie später hervortraten. Als die Seele der religiös-lebendigen, ernstgesinnten Kreise galt der

reformierte Pfarrer und Professor Krafft, nach dem unverdächtigen Zeugnis des schroffen Lutheraners Stahl ein wahrhaft apostolischer Charakter. „Raumer war für sich selbst von ganzem Herzen Lutheraner, aber im ursprünglichen christlich-katholischen Geiste. Sein Wahrheitssinn und sein liebevolles Herz zeigten sich nicht blind gegen die kirchlich gemeinsame Wurzel des verborgenen Lebens aus Gott, aus welcher jene über den ganzen Erdkreis zerstreuten Zweiglein wahrhaftiger Christenheit, wahrhaftigen Gottesvolkes hervorwachsen.“ [1]) So war er denn mit Krafft, diesem würdigen Gottesmann, eng befreundet und konnte ihm den jungen Stockmeyer mit vollem Vertrauen in den Konfirmationsunterricht übergeben. Am 1. September 1830 fand die Konfirmation statt. Krafft gab dem Knaben den folgenden Segen: „Emanuel Stockmeyer! Der Herr segne dich! Seine Furcht behüte dich, seine Gnade überwinde dich, daß du den Herrn deinen Gott liebest und seiner Stimme gehorchest und ihm anhangest von ganzem Herzen, denn das ist dein Leben!“

„Herrliche Worte!“ so schreibt der Neukonfirmierte am Nachmittag des Festes an seinen Großvater, „herrliche Worte, die mir recht zu Herzen gingen, und, Gott gebe es, noch oft zu Herzen gehen werden. Der Herr segne mich, seine Furcht behüte mich, seine Gnade überwinde mich, daß ich den Herrn, meinen Gott, liebe, seiner Stimme gehorche und ihm anhange von ganzem Herzen, denn das ist mein Leben! Gott, der barmherzige Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, spreche selbst Amen dazu! Beten Sie für mich, lieber Großvater, gedenken Sie meiner in Ihrer Einsamkeit in brünstiger Fürbitte!“

Wer Stockmeyer in seiner gemessenen Art kannte, mochte wohl glauben, seine religiöse Entwicklung sei eine gleichmäßig und all-

---

[1]) Urteil von Harleß über Raumer.

mählig ruhig und friedlich verlaufende gewesen. Allein er selbst spricht sich am Schluß seiner Studienzeit hierüber anders aus. „Während ich bisher (d. h. vor dem 14. Lebensjahr) nur vom usus politicus des Gesetzes gewußt (d. h. äußere Furcht vor dem Gesetz), begann nunmehr der usus elenchticus (innere Erkenntnis der Sünde) sich an mir zu bethätigen, der mich dann Gott sei Dank auch bald weiter führte. Diese Krisis ist es, welche mir den Winter von 1827 auf 1828 als den Zeitraum bezeichnet, von dem ich selbst mein Leben als ein in sich zusammenhängendes zu datieren vermag.

Nicht selten nimmt jene Krisis einen mehr allmähligen Gang, welcher über die einzelnen Stadien leise hinüberführt und die neue Kreatur keine bestimmte Stunde ihrer Geburt wahrnehmen läßt, und in diesem Falle pflegen wohl die unterscheidendsten Lehren des Christentums, besonders die von der Rechtfertigung, mehr in den Hintergrund des Bewußtseins zu treten vor dem mehr allgemeinen Gefühl der erfahrenen Liebe Gottes. Für mich aber, der ich durch alle jene Stadien in bestimmter Zeitfolge und mit bestimmtem Bewußtsein hatte hindurch gehen müssen, war es von großer Wichtigkeit, von einem Manne unterrichtet und später auch konfirmiert zu werden, wie Herr Professor Krafft in Erlangen, welcher als Prediger wie als Katechet die christlichen Lehren in ihrer ganzen Strenge und Schärfe, aber dabei auch in ihrer Größe und Fülle entwickelte. Mit dieser Richtung nun, so fährt Stockmeyer auf Raumer übergehend fort, stimmte auch völlig der Ton unsers häuslichen Lebens und die Art, wie hier die menschlichen Verhältnisse angesehen und beurteilt wurden. Von diesem bestimmten Standpunkte aus über die wichtigsten Lebensfragen täglich die verschiedensten Urteile anzuhören veranlaßt, konnte ich leicht in jenen Nachteil geraten, der nicht selten erwächst, wenn Resultate einer langen Erfahrung dem Unerfahrenen im Wort überliefert werden

und, indem sie doch da, wo seine Erfahrung aufhört, auch aufhören für ihn wahres Eigentum zu sein, ihm als Vorurteile diejenige Unbefangenheit behindern, die immer nötig ist, um zu wahrem geistigem Besitze zu gelangen. Da konnte aber gewiß zur passenden Gegenwirkung nichts geeigneter sein als die jugendlich frische Begeisterung, mit der ich meinen treuen Pflegevater für alles Große, Tiefe und Tüchtige erfüllt sah. Selbst ein eifriger Teilnehmer an dem Umschwung, welchen der Anfang dieses Jahrhunderts, wie auf religiös-theologischem Gebiet, so auf dem der geistigen Angelegenheiten überhaupt genommen hat, suchte er unablässig bei der ihm befohlenen Jugend den Sinn für das Aechte und Große jeder Zeit und für das Studium desselben zu wecken und dabei die demütige Hingabe an das Objekt einzuschärfen, als das billige Opfer, welches von jeder Wissenschaft dem Jünger abgefordet werde."

Ueber Döderlein urteilt Stockmeyer an eben diesem Ort: „Dabei hatte ich auch noch das Glück, meine Schulbildung unter der Leitung des in der philologischen Welt so rühmlich bekannten Döderlein und in den letzten Jahren durch diesen mir unvergeßlichen Lehrer selbst zu erhalten, der die sokratische Kunst so zu handhaben verstand, daß sein Unterricht eine beständige Mühe, aber eine stets reizende war, und der die alten Autoren so erklärte, daß sie die Fundgrube immer neuer Schwierigkeiten, aber auch immer neuer Schönheiten wurden."

Unter Döderleins Regiment wurde fleißig und strenge gearbeitet. Aufsätze, in denen sich eine vom Schüler selbst angebrachte Korrektur fand, zerriß der gestrenge Rektor und gab sie dem Schüler mit der Bemerkung zurück: Was du korrigiert hast, brauche ich nicht mehr zu korrigieren. Die klassischen Sprachen wurden mit einem Ernst und Erfolg betrieben, hinter welchen wir modernen Epigonen weit zurückblieben. Alle 14 Tage sollte von einem Schüler eine lateinische Rede gehalten werden, in den dazwischen liegenden

Wochen eine lateinische Disputation. Stockmeyer hat es später öfters erzählt, es habe ihm bei seinem Abgang vom Gymnasium keinerlei Mühe gekostet, sich in fließendem Latein auszudrücken.

Unter dem Eindruck dieses ernsten, wissenschaftlichen Strebens schreibt bereits der 16=jährige Knabe an seinen Großvater, den ehrsamen Spenglermeister Eman. Stockmeyer=Früh: „Wer studieren will, muß sichs sauer werden lassen; denn, wenn er auch nicht viel längere Zeit arbeitet als z. B. der Handwerker, so strengt ihn dennoch seine Arbeit viel stärker an als jenen, weil er mit Leib und Seele dabei sein muß und keinen andern Gedanken daneben haben darf, während der Handwerker ein munteres Liedlein zu seiner Arbeit pfeift oder sich mit einem andern unterhält."

Niemand wird es dem Gymnasiasten verdenken, wenn er nach so langer Abwesenheit den politischen Ereignissen und Zuständen seiner Vaterstadt mehr oder weniger entfremdet wurde. Auch reichten die seltenen Besuche, die er in Begleitung Raumers oder eines seiner Lehrer in Basel machen durfte, nicht hin, diese Lücken auszufüllen. So kam es, daß Stockmeyer über die damals mit der Landschaft ausgebrochenen Streitigkeiten seiner Erlanger Umgebung nicht die gewünschte genaue Auskunft erteilen konnte. Er bittet deshalb am 19. Januar 1832 seinen Onkel La=Roche um diesbezügliche Belehrung.

„Noch einer Sache, die mir zur Schmach gereicht, muß ich erwähnen. Ich war neulich bei Hrn. Rektor Döderlein, er brachte die Angelegenheit unseres Kantons aufs Tapet, ergriff die Partei der Landleute, und ich war mit dem Wesen unsrer Verfassung so unbekannt, daß ich ihm auf tausend nicht eines antworten konnte, nicht einmal, ob die Landleute mit im Kleinen Rat sitzen oder nicht. Ich bitte Sie daher, mich hierin zu belehren, auf daß ich in den Stand komme, von unserm guten Recht Rechenschaft abzulegen und unsre Sache hier in einen guten Geruch zu bringen . . .

Von der Lage unsrer Vaterstadt hoffe ich also durch Sie, oder vielmehr bei Ihrer beschränkten Muße, durch meinen etwas saumseligen Herrn Vetter Karl Sarasin benachrichtigt zu werden, welchen ich an das Versprechen einer thätigen Korrespondenz zu erinnern bitte."

So rückte unter emsiger Arbeit die Zeit heran, wo der achtzehnjährige Jüngling die Universität beziehen sollte. Lassen wir ihm über die Wahl seines Studiums selber das Wort. Er sagt darüber in seinem Curriculum vitae: „Ich muß zwar gestehen, daß ich mich, fast seit ich zu denken vermag, auch an den Gedanken gewöhnte, ich müsse mich dem Stande widmen, in welchem mein sel. Vater uns so frühe entrissen worden war, und daß ich somit nicht eigentlich im stande bin, von einer zu bestimmter Zeit und nach bestimmten Motiven getroffenen Berufswahl zu reden. Das aber glaube ich dennoch andrerseits versichern zu dürfen, daß mir, als nun die Zeit kam, wo ein solcher Entschluß hätte gefaßt werden müssen, auch die innere Gewißheit nicht abging, ich sei wirklich zu dem berufen, was ich schon aus Angewöhnung als meine Lebensaufgabe betrachtete."

Die beiden ersten Universitätsjahre, die Stockmeyer noch zu Erlangen im Hause seiner Pflegeeltern zubrachte, wurden fast ausschließlich zu exegetischen Studien verwandt, alt- wie neutestamentlichen. Es ist auffallend, besonders verglichen mit der heute oft beliebten Ueberladung, wie sparsam der Stundenplan der ersten Semester ausgefüllt ist. Erklärung des Joh. Evangeliums und einiger paulin. Briefe bei Harleß, Dogmatik 3. Teil bei Krafft, Erklärung der Psalmen, hebräische Grammatik und arabische Sprache bei Friedrich Rückert — und das theologische Pensum ist beinahe erschöpft. Daneben hörte Stockmeyer noch bei Raumer Naturgeschichte, Mineralogie und Geographie Palästinas, bei Döderlein Encyklopädie der Philologie. Zu großer Freude gereichte es ihm zeitlebens, den

Dichter Friedrich Rückert zu seinen Lehrern rechnen zu dürfen. Er bewunderte an ihm vor allem die souveräne Beherrschung der deutschen Sprache und war in seinen zahlreichen Gedichten daheim wie wenige.

Unter der Leitung seines verehrten Lehrers Harleß arbeitete er seine erste Predigt aus und hielt dieselbe — er war damals noch nicht 20 Jahre alt — am Ostermontag 1834 in der Dorfkirche zu Herzogen-Urach bei Erlangen. Der Text war Kol. 3, 1—4: Seid ihr nun mit Christo auferstanden, so suchet was droben ist u. s. w. Eine Abschrift der Predigt sandte er an seinen Großvater. In dem mitfolgenden Briefe heißt es u. a.: „Um 9 Uhr begann der Gottesdienst. Ich gestehe, daß mir beim Besteigen der Kanzel so bange war, daß mir die Kniee schlotterten, aber der Herr, dessen Wort ich verkündigen sollte, stärkte mich, so daß ich mich während des Verlesens eines Liedes, womit ich zu beginnen hatte, völlig sammeln konnte und die Predigt ohne zu stocken hielt. Nach der Kirche fuhr ich gleich wieder zurück und nun erst wurde die Sache bekannt, denn vorher hatte ich sie, um keine Bekannten aus der Stadt zu Zuhörern zu haben, was mir genant gewesen sein würde, sorgfältig geheim gehalten. Wenn ich es aussprechen soll, was mich am meisten ermutigte, so war es das Bewußtsein, daß die Predigt keine leere Ceremonie oder Feierlichkeitsdeklamation sei, sondern daß ich heilsbedürftigen Seelen Wasser aus der Quelle des Lebens zu reichen habe; so war ich mir, nachdem ich meinerseits durch sorgfältiges Memorieren das meinige gethan hatte, des Beistandes dessen gewiß, an dessen Statt ich die Gemeine bat: „Laßt euch versöhnen mit Gott."

Die zahlreichen Briefe, die er seinem 80-jährigen Großvater schrieb, lassen einen erquickenden Blick thun in die offene reine Seele des Jünglings. Wie kindlich er dem Greise von seinem Arbeiten und Kämpfen erzählt, ihn immer wieder um seine Für-

bitte angeht, wie inniger Dank für Gottes freundliche Führung mit wehmutsvoller Klage über frühes Verwaistsein wechselt, wie er oftmals von den dahingeschiedenen Eltern redet und die Frage aufwirft: ob sie wohl von uns wissen? ob es ihnen vergönnt ist, auf uns herabzuschauen, unseren Schmerz und unsere Freude wahrzunehmen, uns zu trösten mit dem Friedenswehen der Lebensbäume, uns zu warnen, wenn wir straucheln, aufzurichten wenn wir fallen? Gar manchen Brief begleitet der Großsohn mit einem oder mehreren Gedichten, die seiner jeweiligen Stimmung einen zarten und sinnigen Ausdruck geben. So heißt es am Schlusse eines Briefes vom Frühjahr 1833:

Süße Lichter, liebe Sterne
Aus der heimatlichen Ferne
Giebt mir euer freundlich Blinken
Kunde von der ew'gen Ruh:
Von den Lieben, so geschieden,
Ihrer Wonne, ihrem Frieden.
Und die müden Augen sinken
In den schönsten Träumen zu!

Ende August 1834 meldet er dem Großvater den Entschluß, seine Studien in Berlin fortzusetzen. „Es dürfte dies leicht das letzte Mal sein, daß ich Ihnen von hier aus schreibe. Ich werde im Verlauf des nächsten Monats Erlangen verlassen und nach Berlin gehen, um meine Studien dort fortzusetzen. Ich hege die feste Zuversicht, daß Ihre teilnehmende Liebe und insonderheit Ihre Fürbitte für mich, mich auch dorthin begleiten wird, wo mich die Versuchungen mit viel größerer Mannigfaltigkeit und Kraft umringen, als es, Gott sei Lob und Dank, hier der Fall war. Neben den Lockungen der großen luxuriösen Hauptstadt für die Sinnlichkeit nehmen die Versuchungen für die Einfalt des Glaubens und christlichen Lebens, wie sie mich von seiten der akademischen Vorträge und des Umgangs her bedrohen, eine noch gefahrbringendere Stelle ein.“

In Berlin eröffnete sich für Stockmeyer ein neues Leben der Wissenschaft, Freundschaft und Poesie. Reden wir zunächst von den daselbst gepflegten und geschlossenen Freundschaften. Da sind aus dem erlesenen Kreise edler Jünglinge, mit denen Stockmeyer verkehrte, vor allem zwei erlauchte Namen hervorzuheben: Joh. Christian Konrad von Hofmann und August von Schaden. Den erstern, den später so berühmt gewordenen Theologen und Meister der Erlanger Schule, hatte Stockmeyer in Erlangen, wo Hofmann als Lehrer seine Laufbahn begann, kennen gelernt. In Berlin wurde die Freundschaft brieflich fortgesetzt und mit wahrhaft zärtlicher Liebe gepflegt. Von Schaden, der leider allzufrüh verstorbene Jünger Schellings, der ideale, oft wohl etwas excentrische deutsche Jüngling mit der schlanken Schillergestalt, der feurigen Christenglauben mit scharfem philosophischem Denken so harmonisch zu vereinigen wußte, wurde in Berlin Stockmeyers Freund.

Sein Freundschaftsbund mit diesen beiden Männern, der bis zu deren Tod fortdauerte, ist ein wahrhaft idealer zu nennen und wohl geeignet, uns, die wir davon lesen und hören, mit Neid und Beschämung zu erfüllen. Mag auch im Drang der Gefühle manche jugendlich kühne Aeußerung und manches an Uebermut streifende Witzwort gefallen sein, (wie denn Rud. von Raumer den Vorwurf erhebt, daß im Verhältnis Stockmeyers zu Hofmann die Ausfuhr von Witzen die eigentliche Produktion um etwas übertreffe), der Geist, der diese Freundschaft trug und weihte, war ein über allem gemeinen und alltäglichen hoch erhabener, ein Geist reinsten, edelsten Strebens. Welch ein ernstes eingehendes Diskutieren über die theologischen Fragen und Probleme und die neuesten litterarischen Erscheinungen und dann wieder welch ein Ineinanderfließen der Seelen im Austausch zärtlicher Worte und poetischer Ergüsse. Gleich der erste Brief, den Stockmeyer noch von Dresden aus auf der Reise nach Berlin an Hofmann schrieb, atmet innige Freund-

schaft und Liebe. „Da suche ich mir denn," heißt es, „bei allen (den alten Erlangerfreunden, die er hier wieder getroffen) das zusammen, was ich bei Dir so schön vereinigt hatte und immer fehlt jenes große Desideratum, das zwei erst recht zu Freunden stempelt, jenes Aufeinanderklappen der Seele, jene innere Verwandtschaft, welcher man das Leichte des gegenseitigen Verständnisses verdankt, so daß man über das Höchste und Tiefste, das Fernste und Nächste jeden nicht gerade gewöhnlichen Gedanken aussprechen darf und dabei gewiß ist, wenn nicht völlige Uebereinstimmung, doch ein Verständnis anzutreffen, welches mit leisen Modifikationen das Gesagte wiederholt, selbst wenn es bloß angedeutet worden ist; und darin besteht ja eben der große Reiz des Zusammenlebens, daß man sich mit einem leisen Scherz, einem Citat, seines Herzens Meinung kund giebt und nicht nötig hat, jeden Gedanken in Form eines euclidischen Satzes auszusprechen und im voraus durch Grundsätze und anerkannt Bewiesenes zu motivieren und sicher zu stellen. Und dies war zwischen uns Beiden so schön in Gang gekommen!" Und als Besiegelung dieses Geständnisses fährt dann Stockmeyer im weitern Verlauf des Briefes fort: „Nun kommt etwas, was ich Dir gar nicht geben, sondern für mich behalten sollte, aber Du sollst es doch haben, statt aller Versicherungen, wie und wie oft ich an Dich denke. Es entstand, während ich einsam von Leitmeritz nach Aussig wandelte, auf der Grenzscheide zwischen der böhmischen Ebene und dem schönen Elbthal:

Oft wünsch ich in der Trennung Schmerz Ich hätt' Dich nie gekannt,
Dann fühlte sich mein wundes Herz Dir nicht so eng verwandt.

Ich denke nur der schönen Zeit, Da noch Dein Liebesblick
Aus wüsten Irren weit und breit, Mich führt in mich zurück.

Es weht wie von Vergänglichkeit Ein kalter Hauch mich an,
Als könnt auf ewig jene Zeit Mir nimmer wieder nahn.

Da klingt es mir aus tiefster Statt In meinen düstern Mut,
Ein Herz, das man erworben hat, Das ist ein ewig Gut.

Und für die trübe, bange Zeit, Die rauh uns hält getrennt,
Giebt mir Dein liebes Bild Geleit, Und mich beim Namen nennt.

Die Lippe die mit Zauberwort Den Mund zum Lachen zwingt,
Das Auge, dessen Strahl sofort Mein Aug zum Weinen bringt.

Mehrere ausgezeichnete Familien öffneten sich dem jungen Stockmeyer, so das Haus von Steffens, wo Tieck gelegentlich vorlas, die musikalischen Abende beim Musik-Historiker Winterfeld, vor allem aber traf er Philipp Wackernagel wieder, der in Berlin als Lehrer wirkte und einen eigenen Hausstand gegründet hatte. Ihn machten Hofmann und Stockmeyer zu ihrem Vertrauten in poetischen Angelegenheiten, ihm legten sie ihre Gedichte zur Beurteilung vor, seinem Meisterwort beugten sie sich. Die beiden Freunde hatten die Absicht, ihre Gedichte durch Wackernagels Vermittlung in Chamisso's Musenalmanach zu geben, in der Hoffnung, „daß sie hie und da einen traurigen Sinn erquicken.“ Wackernagel ging auf den Plan ein und sandte sie an Chamisso. Der entschuldigte sich, er sei zu alt und zu krank, um sich damit befassen zu können und gab sie weiter an Schwab, welcher sie als 56. u. 57. Einsendung, mit einem großen „Veto“ versehen, wieder an Wackernagel zurücksandte. Unsere Gedichte, mein Lieber, so tröstet Stockmeyer seinen Freund, sind Kaviar fürs Volk.

Es waren neben Shakespeare und Goethe besonders die Romantiker, die beiden Schlegel, Tieck, die Arnim u. s. w., in deren Werken Stockmeyer während seines Berliner Aufenthaltes lebte. Von Schiller wollte weder er noch Hofmann viel wissen. Hie und da wurde eine beißende Parodie auf ein Schiller'sches Gedicht ausgetauscht. Einmal erhob sich in einer Gesellschaft bei Wackernagel ein heftiger Disput über den schwäbischen Dichter-Heros. In der Hitze des Hin- und Herredens sprach Stockmeyer den allerdings, wie er

selbst bekennt, auf die Spitze gestellten Satz aus: Friedrich Schlegel habe in seinem kleinen Finger mehr Geist, Gelehrsamkeit und Poesie, als im ganzen Schiller anzutreffen. Worauf Wackernagel erwiderte: in Ansehung der Gelehrsamkeit und Philosophie stehe Schlegel allerdings über Schiller, dagegen aber lasse sich behaupten, daß umgekehrt Schiller in seinem kleinen Finger mehr Poesie habe als der ganze Fr. Schlegel, dessen Gedichte ganz ungenießbar seien, indem man Keines lesen könne, ohne Zahnschmerzen zu bekommen. „Ich hätte mir," bemerkt Stockmeyer hiezu an Hofmann, „alles gefallen lassen, was gegen A. W. Schlegel gelästert wurde, aber über Friedr. Schlegel ein solches Urteil und gerade von Wackernagel hören zu müssen, das that sehr wehe."

Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß Stockmeyer später sein Urteil sowohl über Schiller als über Friedr. Schlegel wesentlich änderte.

Wir können es uns nicht versagen, noch einige Proben aus dem damals so reich sprudelnden Quell poetischen Lebens darzubieten.

Zunächst möge hier ein Sonnett seine Stelle finden, das Stockmeyers tiefstes Wesen, wie es ihm in allen Phasen seines Lebens eigen war, in schöner Weise kennzeichnet.

Ich hab des Wechsels Sturmgewalt empfunden
Wenn rauher Nord im Blütenbaume windet,
Daß dir das Herz zerspringt, das Aug erblindet
In heißer Thränen Strömung hingeschwunden.

Doch zehnfach qualvoll sind die öden Stunden,
Wo sich das Herz in trägem Grame windet
Und, weil der letzte Stern in Dunkel schwindet,
Nach Schmerzen sehnt, um blutend zu gesunden.

Ein Kleinod hab ich aus dem Sturm gerettet,
Das jeden Schmerz heilt, jede Welle glättet
Das Wort, daß Treusein an den Himmel kettet.

Treu, wenn der Luft duftreiche Gärten blühen,
Treu, wenn der Schmerzen bittre Pfeile glühen
Vor allem treu im Gang gleichförm'ger Mühen.

Von einer Reise ins Tyrol im Sommer 1833 und einer solchen nach Hamburg im Frühjahr 1836 brachte Stockmeyer ebenfalls einen Strauß dichterischer Blumen mit. So singt er in Cuxhaven beim Anblick von Meer und Himmel:

Es ruht das Meer dem Himmel an der Brust
In leisem Säuseln klagt es ihm Beschwerden.
Der Himmel, seines tiefen Wehs bewußt
Blickt hie und da durch schwarze Wolkenherden.
Das Meer verlangt nach voller Liebeslust,
Doch alles schweigt in ruhigen Gebärden:
Nur eine Möve fliegt vorbei: „Du mußt
„Noch immer stiller, immer stiller werden!"

Auf jener Reise besuchte Stockmeyer den Pastor Claudius in Wandsbeck. Er möchte ihn fast die Krone der damals gemachten Bekanntschaften nennen. „Der Geist seines Vaters" — so schreibt er über ihn — „ruht wenn nicht zweifältig, doch im schönsten Sinne des Wortes einfältig auf ihm; in ihm erscheint am vollkommensten jene ächt christliche Liebe, die so reich ist, weil sie nach allen Seiten sich öffnet und überall empfängt und giebt."

Am Klarsten aber spiegelt sich das Bild der zwischen Stockmeyer und Hofmann damals gepflegten poetischen Freundschaft in einem fünfaktigen Festspiel wieder, welches Stockmeyer im August 1835 dem Freunde als Hochzeitsgabe überbrachte. „Palme und Myrte" heißt dieses von romantischem Zauber umwobene Gedicht. Es spielt zur Zeit der Kreuzzüge. In seiner äußern Gestaltung, mit seinem Wechsel von gebundener und ungebundener Rede und seinen häufig eingestreuten lyrischen Partien, zeigt es den Einfluß Shakespeares, und ebenso auch darin, daß die Heldin dem Helden, in männlicher Kleidung und ohne von ihm erkannt zu werden, auf Schritt und

Tritt folgt, erinnert es an das große englische Vorbild etwa in „Was ihr wollt.“ Es will in seinen mannigfachen, meist sehr hübsch und spannend durchgeführten Verwicklungen, ein Lobpreis der reinen selbstlosen Liebe sein und ihres Triumphes über Laune und Selbstsucht, jener Liebe, die, von der göttlichen Liebe des Erlösers geheiligt, für den Geliebten kein Opfer scheut.

So betet Lore, als sie mit dem Geliebten im heiligen Land ankommt, unter dem Krucifix:

Des Herzens tiefste Falten
Thun dir sich offen kund,
Laß deine Strahlen schalten
In ihrem dunklen Grund.
Es muß von allem Bösen
Mein Herz erst helle sein,
Gelübde kann dir lösen
Ein ganzes Herz allein.

Laß deine Lieb' erblühen
In meiner heißen Brust!
Noch spür ich drinnen glühen
Nur ird'sche Liebeslust.
Es halten Myrtenzweige
In Banden mir das Haupt,
Ach mein Erlöser zeige
Die Palm', die dich umlaubt!

Die Myrte laß verzehren
Von deines Geistes Kraft,
Wenn seinem Hauche wehren
Will ihrer Triebe Saft.
Doch schirmst du ihre Krone,
So lieb ich dich in Ihm:
Wir stehn vor deinem Throne
Zwei helle Cherubim.

Stockmeyer bezeichnete dieses Drama einem andern Freunde gegenüber, dem ers zum Lesen geliehen, als Scheidebrief, welchen er einer Lebensperiode zum Abschied gab. Und der Freund ant=

wortet ihm hierauf: „Ich bin es zufrieden, hoffst Du doch selbst, daß das Wahre aus jener Zeit Dir unverloren sei, natürlich also auch das wahrhaft Schöne. Und was ist es denn anders, warum ich jenem Gedicht so glückliche Stunden meines Lebens verdanke, als weil ich Dich entschränkter, wahrer, reiner, lieblicher darinnen erkannt habe, als man Menschen in dem Gewühl dieser Wirklichkeit erkennen und lieben kann."

Doch es ist Zeit, daß wir von Stockmeyers theologischer Entwicklung reden. Leider war Schleiermacher am 12. Febr. 1834 gestorben und so konnte sich Stockmeyer nicht mehr, wie er so gerne gethan hätte, zu den Füßen des großen Meisters setzen. Die damalige theologische Fakultät Berlins bot (Neander ausgenommen) dem Studenten wenig Anregung, und so sah er sich wesentlich auf das Privatstudium angewiesen. Immerhin hörte er fleißig bei Ranke, Trendelnburg und Steffens geschichtliche und philosophische Kollegien. Auch war ihm lic. Neumann, mit welchem er sich enger befreundete, ein willkommener Hodeget zum Verständnis Schleiermachers. Die Einwirkung, die von Schleiermachers Schriften auf ihn ausging, war eine große und in mancher Hinsicht bestimmende. In ihm lernte er die harmonische Vereinigung tiefer Frömmigkeit und freier Wissenschaftlichkeit lieben und verehren. Er bewahrte sein theologisches Denken einerseits vor spekulativer Verflüchtigung, wie sie von Hegels Philosophie und andrerseits vor massiver Verdichtung, wie sie von Hengstenbergs Orthodoxie her drohte. „Seine Dogmatik," so sagt er selbst, „ist eigentlich das Ferment, welches mir zur wissenschaftlichen Aneignung der christlichen Lehre verhalf; und während das innerlich Erlebte die unverrückbaren Marken bildete, so ward ich durch die gewaltige Dialektik dieses Theologen in die Behandlung des mehr Fließenden und dem Wechsel wissenschaftlicher Anschauung Unterworfenen eingeführt."

„Schleiermacher,“ so schreibt Stockmeyer an Hofmann, „dieser Matador in der Dialektik, dieser sittliche Riese! Wie tief und festgegründet muß seine Liebe zum Heiland gewesen sein, da sie trotz allen aufgeopferten Dogmen und bedenklichen Konsequenzen, wozu ihn sein schneidend scharfer Verstand verleitete, bis an sein Ende so lebendig und belebend (ich berufe mich für letzteres auf die Aussage des als Pietist bekannten Otto von Gerlach) verharrte? Wie groß seine wissenschaftliche Strenge, da sie ihm bei der glühenden Liebe zu Christo so viele Dogmen und so viel vom Buchstaben des Evangeliums abgenötigt hat!“

Hofmann antwortete hierauf: „Daß Du Schleiermacher einen sittlichen Riesen nennst, darüber will ich nicht mit Dir rechten; denn es kann uns viel weniger um die Person als um die Sache zu thun sein . . . . . Was ist es, das Schleiermacher nötigte, Dogmen aufzugeben? Sein Widerstreben, das Auge des eigenen Erkenntnisvermögens allein von dem Lichte der göttlichen Wahrheit erleuchten zu lassen. Riesenhaft ist sein Widerstreben, aber was ist es doch gegen den riesenhaften Gehorsam eines Luther?“

Und Stockmeyer erwiderte: „Wir haben alle Ursache, die Herrlichkeit Gottes zu preisen im Donnerwetter der Schleiermacherschen Dialektik und die Schäden, die er etwa nebenher angerichtet, nach Kräften zu bessern, ohne deshalb seine Segnungen zu verkennen. Daß Du, lieber Hofmann, aus der Voraussetzung, daß das von Schleiermacher Bestrittene Wahrheit sei, gleich auch den Schluß ziehst, daß seine Bemühungen der eigenen Ehre seien gewidmet gewesen und der Wahrheit widerstrebt hätten, das hat mir wehe gethan; denn ich habe Schleiermacher innig verehren und lieben lernen, ungeachtet aller seiner Härten, die vielleicht keinen so geschmerzt haben, wie ihn selber, und ich hoffe auf eine Zeit, wo wir in jeder Gabe den Geist erkennen werden, der die mancherlei Kräfte zu einem harmonischen Zusammenwirken verbindet.“

Es kann hier nicht der Ort sein, näher einzugehen auf die zum teil ziemlich ausführlichen, von großer Reife des Denkens und gründlichem Wissen zeugenden brieflichen Verhandlungen, die Stockmeyer mit seinem Freunde führte über Inspiration der Schrift, Kanon, Autorität der Bibel u. s. w.; nur so viel sei bemerkt, daß Stockmeyer Hofmann gegenüber, der die Schrift als einen in sich vollendeten, durchaus göttlichen und in allen Teilen untrüglichen Organismus wollte betrachtet wissen, auf das Recht einer historisch-kritischen Betrachtungsweise hinwies, und in betreff der Autorität der Schrift die Forderung aufstellte: Reine und objektive Ueberlieferung der das Christentum konstituierenden Fakta und der ursprünglichen Angabe der Bedeutung derselben, d. h. Angabe der christlichen Grundlehren. „Ich wage es auszusprechen," heißt es in einem Briefe vom 15. März 1835, „daß dem verwegenen Ausspruch des Dr. Strauß in Tübingen in seinem eben so scharfsinnig als anstößig frivol geschriebenen Aufsatz (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik) „es müsse wie Christus selbst, das geschriebene Evangelium die Nägelmale und Lanzenstiche der Kritik nicht scheuen, um geistig wieder auferstehen zu können" — doch etwas Wahres zu Grunde liege." Worauf Hofmann die Hoffnung ausspricht, daß das Evangelium nicht als bloßer Geist auferstehen werde, sondern mit demselben Fleisch und Blut, welches seine Feinde zerstochen und vergossen haben, nicht ohne den Leib der thatsächlichen Geschichte, welche der Geist bis in die äußersten Spitzen und Ausläufe mit gleichem Leben durchweht.

Allein einige Wochen später schreibt ihm Stockmeyer wieder: „Daß die Heilung eines oder zweier Blinden ein das Christentum konstituierendes Faktum oder die Notiz, wessen Sohn der Märtyrer Zacharias gewesen, eine Grundlehre desselben sei, wird wohl niemand zu behaupten versuchen: sondern die Wundernatur des Gottesmenschen Christus in ihrem Sein und Thun konstituiert das Christen-

tum, und Erfüllung von Gesetz und Prophetie ist eine Grundlehre desselben, abgesehen von allen einzelnen Aeußerlichkeiten. Wenn Dir nun hiebei das Bedenken entsteht, daß so „für den, der rücksichtslos die Wahrheit liebt, kein Halt ist, bis er bei alleiniger Geltung subjektiver Erkenntnis angekommen ist," so hat dies, in soweit es wirklich der Fall ist, gar nichts auf sich. Wir sollen eben auch in dieser Beziehung unser Brot im Schweiße unseres Angesichtes essen. Ist ja doch nur das Wahrheit für uns, was uns wirklich subjektiv dazu geworden ist. Daß wir aber in unserm Forschen alles Haltes verlustig gehen sollten, ist deshalb wohl nicht möglich, weil der Wiedergeborene — und für einen andern hat die hl. Schrift doch überhaupt nicht die eigentliche Autorität — aus seinem Bewußtsein heraus die sich entgegengesetzten Ketzereien als dialektische Marksteine erkennt, innerhalb deren er sich, so lange sein Streben nur wirklich das „eines rücksichtslos die Wahrheit liebenden" ist, nur mit Nutzen hin und her bewegen kann."

Stockmeyer war bei Raumer und besonders bei Krafft streng orthodox unterrichtet worden. Christentum ohne strenge Orthodoxie war ihm bisher als undenkbar erschienen. Krafft nannte von der Kanzel diejenigen Irrlehrer, die dem Hiob die historische Wirklichkeit absprechen. Durch Schlegel und Tieck hatte Stockmeyer erfahren, daß der Rationalismus geistlos und unpoetisch sei, und so war ihm alles, was sich dieser Richtung zu nähern schien, suspekt. Im Raumer'schen Hause fand wohl die Pflege eines edlen Humanismus neben derjenigen des lebendigen Christentums ungehindert Raum. Allein an die hergebrachten Dogmen der Kirche und die orthodoxe Auffassung der Schrift mit kritischer Forschung heran zutreten, das scheint nicht im Sinne Raumers gelegen zu haben. In Berlin machte sich jedoch die Reaktion gegen diese Einseitigkeit bei Stockmeyer geltend, zunächst mehr in Bezug auf das Leben und die Gemütsrichtung, indem er sich von den wissenschaftlichen

Bestrebungen unwiderstehlich zu den Meisterwerken der Poesie hingezogen sah. Dann aber kam durch Schleiermachers Impuls auch die wissenschaftliche Reaktion. Als Laie, so bekennt er, würde er sich nicht verpflichtet fühlen, mit kritischen und dialektischen Forschungen sich zu befassen. „So aber, da ich mich einmal der Theologie gewidmet, halte ich es für die heiligste Pflicht, mich vom bloß Nachgesagten loszumachen und nur das zu meinen Resultaten zu zählen, was mir innerlich wahr geworden ist: meine gewonnene Erfahrung, daß in keinem andern Heil ist, als in Christo und die Bibel die einige Quelle über ihn ist, das soll mich hoffentlich vor unheilbringenden Verirrungen und vor Verblendung durch bloß vorgeblich freiere Ansichten schirmen.“

Er wird nicht müde, es immer wieder zu betonen, wie das innerlich erlebte und erfahrene Heil ihm die sichere Gewähr biete, nicht irre zu werden an seinem Glauben, gleichsam ein Glaubensgewissen sei, das sofort reagiere, sobald ernstliche Gefahr drohe.

So schreibt er an Hofmann: „Die Gemeinschaft mit dem Erlöser ist mir seit manchem Jahre ein so gewohntes Bedürfnis, daß, sobald eine dogmatische Verirrung ihr Gefahr drohte, dies sich augenblicklich durch eine gewaltsame Störung des innersten Lebens bemerklich machen müßte: und so lange nur diese Gemeinschaft als einzige Garantie meiner eigentlichsten Existenz sich geltend macht, so lange kann sich das theologische Wissen über das Wie? dieser Gemeinschaft und die Geschichte ihrer objektiven Dokumente der freiesten Forschung ergeben, ohne daß das religiöse Leben in seiner Entwicklung sich gestört fühlt.“

Und in einem frühern Brief spricht er sich über diesen Punkt noch viel stärker aus: „Was meine dogmatischen Studien betrifft, so tröstet mich nur das Bewußtsein einer lebendigen Erfahrung der Wahrheit, mit welcher ich die Resultate meiner wissenschaftlichen Forschung werde kontrollieren können, und sollte sich mein Verstand

blind spekulieren, so soll das Herz das unmittelbar Erkannte nur um so fester erfassen."

Und seinen frommen Großvater tröstet er: „Das Studium der Theologie ist eine Bahn des Forschens und oft auch des Zweifelns: erschrecken Sie nicht ob diesem Worte, lieber Großvater, es kann zwar der siegreiche Zweifel die Wahrheit im Herzen des Zweifelnden untergraben, aber Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch Jesum Christum! Wir können den Zweifel besiegen und dann muß der überwundene Zweifel der Wahrheit zur Stütze dienen. Und bis jetzt, ich rühme es laut, denn ich rühme nicht mich, sondern die Gnade des Herrn damit, bis jetzt ist Jesus Christus noch stets die Sonne meines Lebens, der innerste Kern meines ganzen Daseins, zugleich Quelle und Ziel meines Liebens geblieben." Und so, im Hinblick auf die „unverrückbaren Marken" seines Glaubens und christlichen Lebens, war ihm der Neujahrswunsch, den Papa Raumer ihm am 1. Januar 1835 nach Berlin sandte, gewiß ganz aus dem Herzen geschrieben: „Viel, viel Glück zum neuen Jahr, heiligen Ernst und frohe, feste Herzen, klare Augen, Prüfungsgabe. Disputationibus hominum pax non reparatur in orbe, auch nicht in corde.[1]) Weil alle gute Gabe von Gott kommt, hilft beten, disputieren aber wenig oder nichts."

Ein festes, gläubiges Herze, das möchte er sich bewahren in allen Kämpfen. Wie ernstlich er sichs ersehnt, zeigt uns das folgende innig fromme Gedicht aus eben dem Jahr 1835:

Schau ich der Alten Glauben an,
Wie er in Lieb' erglühet,
In hohem Werk sich kund gethan,
In zartem Lied erblühet:
Staun ich der großen Herrlichkeit
Und mich verlangt nach solcher Zeit
In ihrem Schoß zu leben.

Warum ist solche Glaubenskraft
Aus unsrer Zeit geschwunden?
Wird Gottes Gnad', die solches schafft,
Denn heut nicht mehr gefunden?
Nein, das ist unsre Missethat,
Die solches Gut verscherzet hat,
Daß wir nicht können glauben.

[1]) Durch Disputieren wird der Friede in der Welt nicht hergestellt und auch nicht im Herzen.

Uns blendet weltlich Gut und Ehr
Samt eitlen Wissens-Künsten.
Die Sonne dunkelt mehr und mehr
Vor solchen bösen Dünsten;
Und in der trüben Finsternis
Ist uns der ew'ge Tod gewiß,
Erblüht uns nicht ein Morgen.

So lang das Herz gespalten ist,
So lang die Augen schielen,
Mag auch des bösen Feindes List
Mit deinem Leben spielen.
Christus gab ganz sein Leben hin,
In ihm ist nur der Tod Gewinn,
So wird die Seel' erhalten.

Und hat dich einmal seine Kraft
Mit Sonnenglut durchdrungen,
Hat sich dein Sinn emporgerafft
Und aus der Nacht erschwungen:
So halte fest das teure Gut,
Bewahre dir den freien Mut
Und Gottes stillen Frieden.

Ach gieb vor allem, treuer Gott,
Mir ein demütig Herze,
Die Demut schirmt vor gift'gem Spott
Und richtet auf im Schmerze.
Sie giebt sich ganz der Liebe hin,
Drum quillt in ihrem stillen Sinn
Der Liebe reiches Leben.

Wie sollte sich nun Stockmeyers Zukunft gestalten? Seine Freunde rieten ihm entschieden zur akademischen Laufbahn. Er selbst „ist eben so sehr zur praktischen Seelsorge als zum Lehrvortrag geneigt, am schönsten, wer beides verbinden kann." Er ahnte damals noch nicht, wie lieblich ihm später dieser Wunsch in Erfüllung gehen würde. Vielmehr kämpfte es zuweilen heftig in ihm und er wußte nicht, wofür er sich entscheiden sollte. So schreibt er an Hofmann: „Weit ruhiger würde ich sein, wenn ich über meine Bestimmung genauer im Klaren wäre; aber ich fühle weder die ruhige Besonnenheit, Umsichtigkeit, Leutseligkeit und besonders Demut in mir, die zu einer praktischen Wirksamkeit nötig ist, noch andrerseits die Ausdauer, die receptive Kraft, die Umfassung, den Eifer, der sich in die Wissenschaft wirft, Eigenschaften, die für einen gelehrten Theologen besonders in heutiger Zeit, wo das Wissenswerte sich mit jedem Tage häuft, unentbehrlich sind. Ich habe das Bedürfnis, alles, was ich recipiere, sogleich zu verarbeiten, so sind meine Fortschritte äußerst gering und vielleicht brauche ich sechs Jahre, um das inne zu haben, was ein anderer in dreien lernt."

Um seinen Studien einen vorläufigen Abschluß zu geben und freie Hand für die Zukunft zu haben, beschloß Stockmeyer anfangs Januar 1837, nach Basel zurückzukehren und daselbst sofort zum Examen sich zu melden. Von Berlin schied er mit tiefer Wehmut. „Denn," so spricht er sich Hofmann gegenüber aus, „es ist bei meiner Ehre doch ein allerliebster Ort. Mancher Genius senkt die Fackel für mich; von guter Musik werde ich sobald nicht wieder etwas hören, eine Kunstausstellung, wie wir sie gegenwärtig haben, wo das Beste, was die Gegenwart zur Reife gebracht, zusammenströmt, wo finde ich die noch? Dann die unendliche Auswahl für jedes Bedürfnis, von den Erfordernissen der Toilette bis herauf zu den Predigern! (Es war besonders Theremin, von dem er sich angezogen fühlte.) Die Repräsentation jedes Zweigleins der Wissenschaft, die lebendige Universalencyklopädie, das großartige Nebeneinanderbestehen der verschiedensten Richtungen, wo selbst Hengstenbergs Intoleranz toleriert wird und deshalb auch nur sub praelo intolerant sein kann. Diese Vollständigkeit der Lebensanschauung vom Hof bis zu Nr. 406 an die Ecke bei Treu und Nugbisch, wo finde ich das alles wieder?"

Aber in all dem geistig so überaus anregenden Berliner Leben kam doch zuweilen über ihn ein Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit und des Heimwehs nach seiner Vaterstadt. Stockmeyer hatte nichts an sich von der Unart mancher junger Leute, die nach längerm Aufenthalt in der Fremde wegwerfend von der Heimat und ihren Verhältnissen glauben reden zu dürfen. Ihm war trotz seiner dreizehnjährigen Abwesenheit die Stadt Basel lieb geblieben. Einen besonders rührenden Ausdruck giebt er diesem Gefühl des Heimwehs, wie schon früher angedeutet, in den Briefen an seinen Großvater. „Ich bin weit entfernt," heißt es da, „über die liebevollen Wege zu murren, die mich der himmlische Vater gehen läßt, aber ich darf sagen, daß sie mich oft durch großes Herzeleid führen.

Wenn ich mich ohne Eltern und Geschwister und sozusagen heimatlos in der weiten Welt finde — denn alle Liebe, die mir von Menschen geschenkt wird, mit denen mich Gott zusammenführt, sie ist nicht das, was dem Menschen auf Erden eine Heimat giebt, einen Herd, um den man sich sammeln, wohin man sich aus den Stürmen des äußern Lebens flüchten kann; nur Ihre Liebe ist es dann, welche mich väterlich anlächelt, an Sie fühle ich mich gekettet, und der Gedanke an Sie giebt mir Bürgschaft, daß auch die Erde eine Stelle hat, wo meiner mit besonderer Liebe gedacht wird, wo ich nicht nur Gast, wenn auch liebreich aufgenommener, nein, wo ich das Kind vom Hause und zwar das geborene Kind bin!“ Und anfangs 1836 schreibt er: „Die Verhältnisse unseres Vaterlandes haben sich noch immer nicht so gestaltet, daß ich hoffen dürfte, nach Vollendung meiner Studien daselbst sogleich einen Wirkungskreis zu finden; und vielleicht ist es des Herrn Wille, daß ich wie so mancher meiner Landsleute mein zeitliches Vaterland aufgebe und auf Erden ein Gast und Fremdling bleibe. Sein Wille geschehe!“

Wie freut er sich dagegen ein Jahr darauf, seinem Hofmann von Basel aus zu melden: „Vom Gedanken, absichtlich auszuwandern, bin ich ziemlich zurückgekommen. Obschon vor der Hand sich nichts zeigt, so kann, ehe man die Hand umkehrt, sich etwas gestalten; besonders scheints auf der Landschaft anders werden zu wollen. Respinger ist auf unserer cidevant Landschaft Pfarrer, die Verhältnisse zur Regierung sind keineswegs so drückend, als verlautet hatte. Das Haupthindernis ist, daß die vertriebenen Geistlichen ihre Gemeinden noch als ihr Eigentum ansehen, und wer von uns Kandidaten ihnen succedieren wollte, der würde bei ihnen, beim Antistes und einem guten Teil der Baseler Bürger für einen Usurpator gelten. Das wird sich indessen teils ausgleichen, teils, wie's bei Respinger der Fall, sterben die früheren

Geistlichen, teils bekommen sie andere Stellen, so daß sich hier z. B. eher etwas aufthun kann, als es mir wahrscheinlich in Bayern glücken würde. Und bei allem hat's ja gar keine Eile. Ich befinde mich hier ganz wohl. Es giebt hier herrliche Leute, man kann in aller Stille hier viel wirken und auch viel empfangen." Inzwischen rückte die Zeit des Examens heran. Die Stimmung, in welcher er demselben entgegensah, drückte er mit feiner Ironie in einem Briefe an seinen Onkel La Roche aus. Die Worte sind es wert, von allen Examinanden beherzigt zu werden. Er schreibt: „Obwohl ich sagen kann, daß ich mit vieler Liebe fürs Examen arbeite, so muß ich mich doch derselben Gemächlichkeit, die mich durch mein ganzes akademisches Studium geleitet hat, auch hier beim letzten Stadium desselben noch anklagen. Jener beschleunigte Assimilationsprozeß, jene Kapazität für Kompendien und zu repetierende Hefte, Dinge, die ich sonst an Leuten wahrnehme, die am Rande des Examens stehen, wollen sich bei mir gar nicht einstellen und ich fürchte, daß es an allen Ecken fehlen wird und ich auf tausend nicht eines werde zu antworten wissen." Die zuletzt ausgesprochene Befürchtung scheint jedoch nicht begründet gewesen zu sein. In dem von den vier Hauptpfarrern und den Professoren Hagenbach, de Wette, Müller und Stähelin unterzeichneten Ordinationsdiplom heißt es: se in litteris sacris optime versatum praebuit, nos ad laetam spem excitavit, fore, ut Deo favente continuo sacrarum litterarum studio precibusque ad Deum et vera pietate adjutus, non sine fructu munere ecclesiastico functurus sit.[1]) Bald auf das Examen folgte die Probepredigt als Wochenpredigt im Münster, woran sich die Ordination schloß,

[1]) Er zeigte sich in der theologischen Wissenschaft aufs beste unterrichtet und erweckte in uns die frohe Hoffnung, er werde unter Gottes Beistand und fortgesetztem Studium und Gebet erfolgreich des geistlichen Amtes walten.

welche, da der alte Antistes Falkeisen krank war, zu Stockmeyers großer Freude Pfarrer La Roche verrichtete, „mit ebensoviel Würde und Feierlichkeit, als Leben und Herzlichkeit.“ Das war anfangs Sommer 1837.

Rudolf von Raumer hatte seinem Freunde Stockmeyer unmittelbar vor dessen Examen geschrieben: „Bei Deinem Examen wünsche ich Dir mehr Glück wie Verstand. Was? Insulten? Nein, mein Liebster! Daß Dirs nicht an Verstand fehlt, weiß ich ja. Wenn ich Dir also noch mehr Glück wünsche, so hast Du ja alles beisammen, um in Kürze Antistes zu werden!“ Immerhin eine merkwürdige Prophezeiung!

Vorläufig meldete sich nun Stockmeyer bei Hofmann in Erlangen an, dem er auftrug, ein Zimmer für ihn zu mieten. Er hatte die Absicht, zunächst seine Studien in Erlangen fortzusetzen, vielleicht wenn es anginge, nebenher Vikar bei Krafft zu werden. An Hofmann schreibt er hierüber: „Zur Vermehrung Deiner Glorie durch Dein zweites Examen wünsche ich Dir Glück: dem Licentiaten wird auch nichts im Wege stehen. „Ich will dabei Zuschauer sein, Mitspieler auch vielleicht, nachdem sichs trifft.“ Entre nous: Ich möchte gerne auf Ostern (1838) Doktor der Philosophie werden, erstens aus Demut, denn, sagt Marheineke, was kann man wohl heutzutage geringeres sein als Dr. der Philosophie und zweitens, um auf diesem Dampfwagen bequemer und unverschämter reisen zu können, da der Titel Kandidat in manchen Gegenden lange, in andern breite Gesichter erzeugt. Dem denke vorläufig nach, ob es angehen wird.“

Allein diesen Plänen machte Stockmeyers Verlobung im Oktober 1837 ein unerwartetes Ende. Seine Braut war die 18-jährige, früh verwaiste Esther Burckhardt, die geist- und phantasievolle Tochter des Arztes und Professors Joh. Rudolf Burckhardt und der Esther Socin. Der gemeinsame Onkel und Vormund

Ratsherr Bernhard Socin-Heusler hatte das Amt des Brautwerbers übernommen. Die beiden Verlobten wohnten bei verschiedenen Verwandten auf dem Münsterplatz. Stockmeyer hatte im Hause seiner zukünftigen Braut in einer alten Kammer allerlei Hausrat und Bücher aufbewahrt und kam häufig, in denselben zu kramen. Bei diesen Anlässen lernte er seine Braut kennen. Den beiden Waisen ward in dem reichen Glück gegenseitiger Liebe der schönste Ersatz der so früh verlorenen Elternliebe zu teil. Stockmeyer giebt diesem Gefühle Ausdruck in den folgenden Versen, mit welchen er den Diamantschmuck seiner sel. Mutter der Braut überreichte:

Mit ird'schem Ohre hören wir
Der Mutter Segensworte nicht erklingen,
Doch diese hellen Steine ließ sie mir,
Einst ihren Gruß der süßen Braut zu bringen.

Du denke, wenn der lichte Schein
Der klaren Tropfen Deinem Blick begegnet,
Daß dies die Thränen ihrer Freude sei'n
Weil Gott in Dir so reich ihr Kind gesegnet.

Raumer begrüßte die Braut sogleich als liebe Tochter und schrieb dem Bräutigam: „Wie sehr freuten wir uns über Deinen Brief und die Freude wuchs, als Hofmann erzählte, daß mein teurer Freund Socin ganz mit der Verbindung einverstanden sei. Und doch ist es keine im Rat der Alten beschlossene Verlobung, gegen welche ich, wie Du weißt, einigen Abscheu hege, da der Alten Wege oft nicht Gottes Wege, ihre Gedanken nicht Gottes Gedanken sind ..... Ich denke zurück an die Zeit, da Du als ein Kind zu uns kamst. Wie freundlich leitet Dich der Herr, wie freundlich.

Ich war nicht ohne Sorge für Deine Zukunft, manches besprachen wir, über einiges schwieg ich; recht von Herzen konnte ich mich über Dein Kommen nach Erlangen nicht freuen. War irgend eine Besorgnis gegründet, so ist sie durch deine Verlobung weggenommen ....

Der Herr segne und behüte Euch, liebe Kinder. Der Gott des Friedens heilige Euch durch und durch, und Euer Geist ganz samt der Seele und Leib müssen behalten werden unsträflich auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi. Euer treuer Raumer."

Und Neumann schrieb aus Rio de Janeiro, wohin er inzwischen als Pfarrer übergesiedelt war: „Bist Du nicht wie Saul, der Sohn Kis, ausgegangen nach altem Möbel zu sehen und findest ein Königreich ja „mehr als Salomo"? Und hatte ich nicht immer Recht, Dich ein enfant gâté de la fortune zu nennen?" Nur Philipp Wackernagel war nicht zufrieden mit dieser frühzeitigen Verlobung, die, wie er mit Recht befürchtete, den Freund nun dauernd an Basel ketten würde. Eine Büchersendung, die er von Berlin an Stockmeyer nachzuschicken hatte, begleitet er mit folgenden Worten: „Der Hauptgrund der Verspätung, auch dieser verspäteten Bitte, ist Deine frühzeitige Verlobung: er verliebte sich, verlobte sich, verlebte sich — nur dies letztere nicht, lieber Stockmeyer! Ich hatte erst den Plan, Dir die Bücherkiste nach Edinburg zu schicken und Dich zu bitten, sie dort zu öffnen. Nimm es für geschehen und danke es Deinem guten Geschicksal, daß ich die unnützen Kosten in Betracht gezogen. Nun aber bitte ich Dich, diejenigen Bücher, die Du in Edinburg brauchen kannst, selbst vorauszuschicken und im nächsten Frühjahr Deine Reise durch Europa oder über Neapel, Athen, Odessa und Petersburg nach Edinburg, wo Du das Dörfchen Berlin unterwegs berühren könntest, getrost anzutreten. Laß Dich durch Deine Verlobung nicht hindern; im Gegenteil, erst jetzt kannst Du sicher reisen, da Du weißt, wo Du zu Hause bist. Das steht also unter uns fest: Du bleibst nicht in Basel und führst alle frühern Pläne und einige weitere ruhig aus. Grüße sie vielmals. Guter Männi, dies herrliche sie! Gott segne Dich und sie! Aber reise! Ceterum reise! Zeterschrei: reise u. s. w." Allein Stockmeyer nahm diese Mahnungen nicht zu Herzen.

Am 1. Februar 1838 ward die Hochzeit gehalten. Der Bruder der Braut, der nachmalige Oberſthelfer Abel Burckhardt, ſegnete das Paar ein. Stockmeyer blieb als verheirateter Kandidat in Baſel, erteilte am Gymnaſium Religionsſtunden, predigte häufig, arbeitete an verſchiedenen Reichsgotteswerken mit — aber ein eigentliches feſtes Amt bekleidete er nicht. Ein verheirateter Kandidat war etwas durchaus abnormes und gar eine Frau Kandidatin! Hofmann fragte deshalb ſeinen Freund: „Sage mir, lieber Stockmeyer, was biſt Du noch außerdem, daß Du Ehemann biſt?“

Am ſtärkſten drang Raumer in ihn, ein regelrechtes Amt anzunehmen. Er ſchlug ihm vor, falls in der Heimat ſich keine Thüre öffne, ſo möge er ſich um eine Pfarrſtelle in Erlangen oder Nürnberg bewerben, wobei er, Raumer, ihm gerne behilflich ſein wolle. Immer wieder macht er ihn auf die Gefahren einer freiwilligen und zerſplitterten Thätigkeit aufmerkſam. „Wie wäre es, wenn Du nach Nürnberg gingſt? Doch ganz abgeſehen von Nürnberg, iſt und bleibt es mein ſehnlicher Wunſch, Dich in einem beſtimmten Beruf und Wirkungskreis zu ſehen. Das Leben iſt kurz. Man darf die beſten Jahre nicht unbenützt verſtreichen laſſen, um ſo weniger, als man ſich auf ſolche Weiſe vom Berufe entwöhnt, mit jedem Jahr unluſtiger, mithin unfähiger wird, ſich in Verhältniſſe zu ſchicken.“ Und ſpäter: „Den Gedanken, daß Du Kindlers Stelle (in Nürnberg) einmal erhalten könnteſt, gebe ich nicht auf. Ich wünſche Dir, mein lieber Sohn, einen recht entſchiedenen Wirkungskreis, der Dir das Gefühl jeder freiwilligen Uebernahme, welches mit dem Gedanken eines gelegentlichen erlaubten Abſchüttelns Hand in Hand geht, nähme. Wenige wiſſen, daß ein großer Segen gerade in der Amtsverpflichtung liegt. — Doch ich bin weit entfernt, Dein jetziges Wirken hierdurch zurückſetzen zu wollen, der Herr ſegne es Dir.“

Und in der That, müßig ist Stockmeyer in jener amtslosen Zeit keineswegs gewesen. Er gab, abgesehen von seiner bereits erwähnten Thätigkeit in verschiedenen Wirkungskreisen, zusammen mit seinem Freund Reber die Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte heraus, als Festschrift zur 4. Säkularfeier im Jahr 1840. Wilhelm Wackernagel schrieb das anerkennende Vorwort zu diesem immer noch gebrauchten und geschätzten Werke.

Ein Jahr zuvor hatte er mit seiner jungen Frau die Freunde in Deutschland besucht. Die Reise, es war eigentlich die verspätete Hochzeitsreise, führte sie nach München, wo sie einen Abend bei Schelling zubrachten, dann Erlangen und Nürnberg. Hofmanns, Schadens, Heinrich Tiersch wurden gegrüßt, auch Philipp Wackernagel, der in Stetten Lehrer war, vor allem aber das pflegeelterliche Haus in Erlangen, wo die jungen Leute unvergeßliche Stunden der Liebe und Freundschaft genossen. Bereichert an Geist und Herz kehrten sie heim. Mit welcher Freude und Liebe die Freunde diesen Besuch aufnahmen, zeigt ein Brief, welchen Schaden gleich nachher an Stockmeyer schrieb, und aus welchem wir die folgende schöne Stelle mitteilen wollen: „Deine Gegenwart in Erlangen ist mir von viel Freude, Trost und Aufmunterung gewesen. Indem ich dort wenig Freunde habe und eher verliere als gewinne, ist mir Dir gegenüber der verborgene Händedruck der Seele im Auge zu einer Macht auf Herz und Haupt herangewachsen. Entzückender kann der in das Chaos der Schöpfung fallende, säuselnde, donnernde Ruf: Es werde Licht! die wogenden Schatten der Morgenröte nicht auseinandertreiben, als die Klarheit eines Mannes und Freundes durch seine äußere und innere Siegesgestalt sich des „holdenen Verborgenen“ im fremden Herzen, ohne es nur zu wissen und zu wollen, annimmt. So wahr ist mir durch Deine Anwesenheit in Erlangen auf diesem mich als Regentropfen verschmähenden Boden Davids Wort geworden: „Die Wohnungen in der Wüste sind auch gesegnet, daß sie triefen von Fett.“

Allein jene Jahre des Anfangs in der Vaterstadt zogen nicht vorüber, ohne dem jungen Paar den bittern Ernst des Lebens zu kosten zu geben. Das erste Kind, ein liebliches Mädchen, starb ihnen gleich bei der Geburt und die Mutter fiel in eine schwere, tödliche Krankheit. Der Vater trug die kleine Leiche in der Morgenfrühe des 15. November 1838 auf den Friedhof hinaus. Vom frischen Grabe brachte er seiner Frau das folgende Lied:

Es war noch stiller Morgen,
Als wir mein Kind begruben,
Es tagte klar und mild.
Im goldnen Strahle huben
Die Nebel und die Sorgen
Sich in ein helles Bild.
Die Wellen dort im Bach
Gleiten so sanft dahin —
Ihr meine Thränen, ach!
Mögt still mit ihnen ziehn!

Fast scheint es Frühlingswetter: —
Wo sind, die Flur zu säumen,
Die Blümlein mannigfalt?
Ach von den kahlen Bäumen
Die kargen, gelben Blätter
Künden den Winter bald!
Und du, so frühlingshaft,
Mein Blümlein voll und zart —
Und doch dahingerafft,
Ja, das ist Winters Art!

Rings in den stillen Gründen
Schlummert mit tiefem Schweigen
Gar mancher Frühlingskeim;
Und in den kahlen Zweigen
Die Himmelslüfte künden:
„Bald kehrt der Frühling heim!"
Laß säen dich zur Stund
Mein edles Korn auch du!
Schlaf sanft im tiefen Grund
Dem neuen Frühling zu.

Bald ist der Lenz entglommen
Und macht die kahlen Buchen
Und alles wieder grün.
Dann werd ich dich zu suchen
Her in den Garten kommen:
„Willst du noch nicht erblühn?"
Du liegst und rührst dich nicht.
Ach über dich wird hin
Noch mancher Frühling licht,
Manch' trüber Winter ziehn!

Welch' Rufen ist gedrungen
In jedes Grab? Drommeten
Sie schmettern wie zum Krieg.
Der Herr ists, der den späten,
Den letzten Feind, verschlungen,
Den Tod hat in den Sieg.
Nun kommt der Lenz mit Macht:
Wie blühts auf allen Au'n!
Hier ist in Frühlingspracht
Mein süßes Kind zu schaun!

Was Raumer so sehnlich für Stockmeyer wünschte, sollte nicht mehr lange auf sich warten lassen. Im Frühjahr 1841 wählte ihn die basellandschaftliche Gemeinde Oltingen zu ihrem Seelsorger. Vor der Revolution war Stockmeyers Onkel, der originelle Wilhelm Legrand, daselbst Pfarrer gewesen. Weit entfernt in der Erwählung seines Neffen eine Usurpation zu erblicken, bezeugte der weitsichtige Mann vielmehr große Freude, daß seine ihm so liebe Gemeinde wieder einen Seelsorger nach seinem Herzen bekommen sollte und gab seinen Segen dazu. Es waren 5 glückliche Jahre, die er mit den Seinen im abgeschiedenen idyllischen Pfarrdorf dort am Fuße der Schafmatt zubrachte. So ungern du hinausziehst — prophezeite er seiner Frau — so ungern wirst du wieder fortziehen. Und diese Prophezeiung traf wirklich ein. Man könnte denken, Stockmeyers feine aristokratische Art habe den Ansprüchen und Verhältnissen einer Bauerngemeinde wenig entsprochen. Allein abgesehen davon, daß die weitverbreitete Meinung, für die Landleute sei das Gröbste eben gut genug, auf einem bedauerlichen Irrtum beruhen dürfte, war Stockmeyer damals in Oltingen durchaus am richtigen Platze. Passend hat das ein Schüler beim Tode Stockmeyers in folgenden Worten angedeutet: „Eine gewisse Unnahbarkeit seines Wesens, welche unter andern Umständen die Pastoration einer Landgemeinde wesentlich erschweren könnte, war in jenen Jahren durchaus zeitgemäß. Ein aus Basel kommender Pfarrer, welcher sich überall aktiv hätte beteiligen wollen, würde großem Mißtrauen begegnet sein. Das jugendliche Selbstgefühl des „suveränen Volkes“ würde ihn als Pionier städtischer Reaktion betrachtet haben. Ein Pfarrer dagegen, der wie Stockmeyer durch treffliche Predigten und treueste Pflichterfüllung im Unterricht der Jugend den Gemeindegenossen imponierte, sonst aber mehr im Verkehr mit seinen Büchern als den Pfarrkindern lebte, war durchaus der Mann der Situation. Uebrigens sorgte die leutselige Pfarrerin dafür, daß das Pfarrhaus

ein Rathaus für die Bekümmerten und eine Zufluchtsstätte für die Notleidenden war.“[1])

Eine Bestätigung und zugleich auch Modifikation des obigen Urteils finden wir in den Aufzeichnungen der Gattin selbst. Sie sagt: „So hatte er Mühe, sich in Oltingen den Begriffen der ländlichen Zuhörerschaft anzupassen. Er konnte lange im Studierzimmer auf und abgehen, bis er einen Satz faßbar und praktisch ausgedrückt wußte — und dennoch haben alle diejenigen, die etwas wußten vom Wesen des göttlichen Reiches, ihn begriffen und verstanden und haben lange Jahre hernach ihm Predigten wieder erzählen können, die sie dazumal gehört hatten. Auch der Jugendunterricht machte ihm Mühe, obschon er unter seinen Bauernkindern oft recht begabte und innerlich angeregte hatte. Was ihm in persönlicher mündlicher Rede mit den Leuten abging, das ersetzte er durch seine Freundlichkeit und Teilnahme und durch das Abhorchen, das er gut verstand.“ Es fehlte unter seinen Pfarrkindern nicht an lebendigen Christen, völlig ungelehrten Leuten, denen aber das Christentum einen Adel der Gesinnung und einen feinen Takt für das was wohlanständig ist, verliehen hatte. Freilich die junge lebhafte Pfarrfrau hatte wohl von der treuen Arbeit ihres Mannes eine raschere Entfaltung des christlichen Lebens in ihrer Gemeinde erwartet, auch mochte die zuweilen etwas rauhe Schale des dortigen Landvolkes allerhand Hoffnungen der Pfarrsleute in ihrem Fluge aufgehalten haben. Wie zart und sinnig Stockmeyer sich und seine Frau darüber zu trösten wußte, zeigt das folgende Gedicht, das er ihr am Pfingstfest 1842 überreichte.

Im Garten wandelt ich still allein
In Abendwindes Gekose,
Da rankt sich mir in den Weg hinein
Die erste brechende Rose.

---

[1]) Nekrolog in den Basler Nachrichten von B. R. vom 17. Nov. 1894.

Beträufelt hat sie bei stiller Nacht
Und heute der pfingstliche Regen,
Nun duftet die halb schon enthüllte Pracht
Vom schwanken Zweig mir entgegen.

Die erste Rose ich breche sie dir
Zu einem glücklichen Zeichen.
Es scheinet unsre Gemeinde mir
Dem Rosenbaum zu vergleichen.

Laß dich die verhüllte Knospe doch
Und laß dich den Dorn nicht schrecken.
Pfingstregen kann manch Röslein noch
Aus stechenden Dornen erwecken.

Nicht weniger mochte ihm die Teilnahme zum Trost und zur Aufmunterung gereicht haben, mit welcher Papa Raumer seine amtliche Thätigkeit verfolgte. Gleich nach der Wahl schrieb Raumer: „Liebe Kinder, ich könnte auf den Brief verweisen, den ich zu Eurer Verlobung schrieb, er enthält meine Meinung über das Pfarramt. In der Regel bedarf jeder Mann Ballast, damit sein Lebensschiff einschneide, sicher segle und nicht von jedem Wind hierhin und dorthin ziellos getrieben werde. Der eine Ballast, mit deiner Erlaubnis sei es gesagt, liebe Esther, der ist Frau und Kind, der zweite: ein Amt. Ich freue mich von Herzen, daß das Amt aller Freiwilligkeit ein Ende gemacht hat. Es war doch ein sehr zersplittertes Ding und ich würde mich nicht gewundert haben, wenn Du gelegentlich ermüdet eine Last nach der andern abgeworfen hättest. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verstand. Nimm das Amt als von Gott gegeben, so wird es Dir am Verstande nicht fehlen, das Sprichwort ist von der tiefsten Wahrheit und wird nur von flachen Menschen mißverstanden. So wünsche ich von Herzen den Segen des Herrn. Die beste Pastoraltheologie kennst Du ja — sie findet sich in den Briefen an Timotheus und Titus, wenn auch nicht immer explicite doch implicite. Ich

war Deinem Oltingen ziemlich nahe — in Frick. Ist der Haß vorüber zwischen Landschaft und Stadt? Gewiß, sonst wäre eine solche Wahl nicht zu denken. Zu Deiner Stimmen-Majorität wünsche ich besonders Glück. Von Dir, liebe Esther, hoffe ich, daß Du eine recht brave Pfarrfrau sein wirst, hilfreich bei Armen und Kranken. Du mußt den kleinen Dienst übernehmen, gar vieles kann und versteht in der Regel kein Mann. Nun, liebste Kinder, der Herr segne Euern Ausgang und Eingang. Liebet nur alle Glieder der Gemeinde ausdauernd in Geduld — so wie der Herr Euch je und je geliebt — so wird der Segen nicht fehlen.

Euer treuer Raumer."

Und später schreibt er: „Ich kann Dir nicht sagen, wie große Freude ich an Deinem jetzigen Amte habe, wenn ich diese Wirksamkeit, die aus einem Guß, eine bestimmte, vom Herrn ordinierte Aufgabe ist, mit Deinem früheren zerstreuten Arbeiten vergleiche. Ein Amt ist und bleibt ein Amt, in welchem man von „Gottes Gnaden" steht und deshalb unverschämte Ansprüche an den Gott machen kann, in dessen Namen und Kraft wir arbeiten."

An Besuchen fehlte es im Oltinger Pfarrhause trotz dessen Abgeschiedenheit nicht. Eben weil die damaligen Verkehrsmittel primitiv und die Wege noch schlecht unterhalten und vielfach ungangbar waren, so hielt man den Freund, der die Reise ins Bergdorf unternommen, um so länger fest. Raumer ließ es sich nicht nehmen, seine geliebten Kinder in ihrem idyllischen Heim aufzusuchen. Zu einem noch in Basel geborenen Mädchen waren zwei muntere lebhafte Knaben gekommen. Großpapa Raumer sah freundlich zu, wenn die Mutter den jüngsten badete und fütterte und gab ihr auch in der physischen Kinderpflege manche gute Anweisung. Den ältern nannte er „das Feuerrad" und befahl, ihm „Wasser unter sein Wasser zu gießen." Als der Junge einmal recht tobte, ergriff er eine Tafel und zeichnete schnell in großen Zügen sein

erzürntes Gesicht ab und hielt es ihm vor. Ein anderes Mal nahm er ihn ruhig unter den Arm und ließ ihn zappeln und schreien bis er sich erschöpft hatte. Das nannte er „passiven Widerstand."

„Nur keine Chocoladenwirtschaft" pflegte er zu sagen, womit er die kleinen süßen Belohnungen meinte. „Thu den Kindern die Versuchungen aus den Augen, befiehl ihnen wenig, halte aber auf Deinem Gebot und Du wirst die Freude haben, bald an ihnen gehorsame Kinder zu sehen." Das Gebet empfahl er der Mutter als das beste und sicherste Mittel der Erziehung und schloß freundlich damit, daß er sagte: „Sieh, wenn Du für Deine Kinder betest, so kommt dies nicht nur ihnen, es kommt auch Dir zu Gute."

Raumer beschreibt in einem Briefe an Stockmeyer seine Heimreise von Oltingen, die schöne Nachtreise von Beuggen, wo er Zeller gegrüßt hatte, nach Schaffhausen, wo das letzte Mondviertel sich schwach im Rhein spiegelte, dann beim Sonnenaufgang von einer Höhe aus die ganze Alpenkette vom Säntis bis zur Jungfrau, während die Niederungen ein Wolkenmeer deckte, den Besuch bei den Schaffhauser Freunden Spleiß, Stockar u. a., den Ausflug nach dem Rheinfall. „Es ist einzig", schließt er, „doch bleibt die Aussicht, welche wir von der Schafmatt hatten, No. 1."

Natürlich lieferte Basel die meisten Besucher. Heinrich Gelzer brachte einige Wintermonate im befreundeten Oltinger Pfarrhause zu, um sich in der Stille für seine Professur in Berlin vorzubereiten. W. Wackernagel und Balthasar Reber kamen herauf, um den in Basel begonnenen Lesekranz weiterzuführen, und manches klassische Meisterwerk wurde unter den Bäumen des Pfarrgartens oder im traulichen Studierzimmer genossen. Reber verlebt in Oltingen Tage, wie Abraham im Haine Mamre, er findet dort alles interessant, lieb und köstlich, dankt den Freunden für ihre wahrhaft homerische Aufnahme und stellt seinerseits sein Haus in

Basel den Oltinger Pfarrsleuten zur Verfügung und zwar „mit dem Fanatismus der Freundschaft.“ Er predigte auch zuweilen für seinen Freund Stockmeyer, so am Bettag Nachmittag 1841, er bittet aber, ihm schon Samstag nachmittags ein Chaislein in die Sonne nach Sissach entgegenzusenden, damit er nicht am Bettag selbst reisen muß: „denn wer weiß, wie die Elemente Buße thun auf den Tag in Thränenströmen.“ Zum 28. Juli 1841 grüßt er den Freund:

Den Tag, da du betratst die Erde,
Begehst du heut' zum erstenmal
Als Hirte einer Gottesherde
In diesem stillen Alpenthal.
Gott wolle dies Geschenk dir geben:
Daß, treuer Hirte, durch dein Leben
Recht manche Seele deiner Herde
Zum Himmel neu geboren werde!

Eines merkwürdigen Mannes muß hier noch Erwähnung gethan werden.

Als Stockmeyer Berlin verließ, trug ihm Steffens Grüße auf an einen gewissen Dr. Nicolaus Harscher[1]) in Basel. Dieser, ein Basler von Geburt, hatte in Deutschland Medizin studiert, dann aber, seiner Herzensneigung folgend, sich der Philosophie zugewandt. In Berlin war er der Vertraute von Chamisso, der ihm die jeweilen entstandenen Abschnitte seines Peter Schlemihl vorlas, der Freund von Novalis, Tieck, der beiden Schlegel und acht Jahre lang der Hausfreund und Tischgenosse Schleiermachers, um dessen Schwester er im Stillen geworben, bis dieselbe, da Harscher sich nie erklärte, dem thatkräftigen Ernst Moritz Arndt ihre Hand reichte. Schleiermacher hatte Harscher dazu bestimmt, seine theologischen und philosophischen Ideen weiter zu führen. Varnhagen von Ense nennt ihn einen der ersten und merkwürdigsten Menschen

[1]) Siehe Basler Jahrbuch 1886.

unter den Jünglingen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts in Halle studierten. „Sein dialektisches Hebezeug, durch eine unglaubliche Leichtigkeit eines raschen und bezeichnungsvollen Sprechens unterstützt, scheute weder die größten Massen, noch die feinsten Entwickelungen, sowie er auch die Lebensverhältnisse, Neigungen und Thätigkeiten der Einzelnen zum Gegenstand seiner nie rastenden Untersuchungen und Besprechungen machte." Allein Kränklichkeit und Energielosigkeit hinderten Harscher, die auf ihn gesetzten Hoffnungen zu verwirklichen. Als alternder Mann in seine Vaterstadt zurückgekehrt, lebte er still für sich in seiner einsamen Wohnung in der St. Johannvorstadt, trübe gestimmt durch traurige Familienverhältnisse und ohne mit seinen Mitmenschen zu verkehren, durch welche sein zartes Gemüt sich leicht verletzt und zurückgeschreckt fühlte.

Stockmeyer spürte wenig Lust, dem sonderbaren Einsiedler den Gruß von Steffens auszurichten. Dennoch faßte er sich zuletzt ein Herz und ging hin. Es war kurz vor seiner Uebersiedlung nach Oltingen. Er hatte eine lange, interessante Unterredung mit dem alten Herrn und war entzückt von dessen feinem, geistreichen Wesen. Am Schlusse des Gespräches entledigte sich Stockmeyer einer ihm von seiner Frau fast scherzweise aufgetragenen Einladung: Harscher möchte doch einmal einen Besuch in Oltingen machen. Wider alles Erwarten schien der alte Herr nicht abgeneigt, auf das Anerbieten einzugehen; ja schon am 26. Juli 1841 erhielt Stockmeyer das folgende Billet: „Ihre gütige Erlaubnis benützend, bin ich so frei, Ihnen anzuzeigen, daß ich hoffe, künftigen Donnerstag bei möglichst guter Zeit bei Ihnen einzutreffen und Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. . . . Mit einiger Aengstlichkeit nur kann ich es wagen, Ihrem reinen, frischen Leben ein so kränkelndes und verirrtes nahe zu bringen, doch vertraue ich auf Ihre Kraft, das Böse durch Gutes zu überwinden." Und wirklich, am besagten Tage

langte in Oltingen eine hochbepackte Kutsche an und heraus stieg der alte, blasse, schlanke Herr mit seinem wohlbehäbigen, rotbackigen Bedienten, dem treuen Tschopp. Tschopp diente für vieles seinem Herrn als Sprachrohr. Durch ihn erfuhr die Hausfrau die Wünsche und Bedürfnisse des hypochondrischen Herrn. Jeden Morgen machte sie mit Tschopp den Küchenzettel und vernahm die Kritik des vorigen Tages. Auch die Charakterisierung, die Harscher den Hausgenossen und den besuchenden Freunden zu Teil werden ließ, erfuhr man durch diesen redseligen Bedienten. So erzählte er der Pfarrfrau schon am zweiten Tage, sein Herr habe geäußert: „Mit dem Herrn Pfarrer werde er sich trefflich verstehen, mit dessen geistvollen und hochgebildeten Schwägerin, der spätern Frau Professor Müller, die auch im Hause lebte, hoffe er sogar intim zu werden, hingegen mit der jungen, lebensfrohen Frau Pfarrerin wisse er nichts anzufangen. In der Folgezeit zeigte sich das Umgekehrte. Mit der ältern Schwester stand er in fortwährender Kontroverse und disputierte oft mit ihr, bis beide vor Erregung blaß und zitternd wurden, während die jüngere als gelehrige Schülerin sich zu seinen Füßen setzte. Er führte sie in die Predigten Schleiermachers ein, schilderte ihr in beredten Worten die Schönheiten der Bibel und die welt- und herzüberwindende Macht des Christentums, aber er selbst stand als ein Skeptiker und Pessimist vor demselben, als vor einem herrlichen Bilde, das ihm nicht angehörte, er stand im Vorhof als einer, der sich nach dem Heiligtum sehnt. „Sie Glückliche, Sie kennen die Gesetze des Denkens nicht," konnte er seiner jungen Freundin zurufen, wenn diese ihm die Vorsehung Gottes bis ins Einzelne und Kleine pries. Oft ergriff ihn eine tiefe Schwermut beim Rückblick auf sein thatenloses, verfehltes Leben, er nannte sich den unnützen Knecht, der sein Pfund im Schweißtuch vergraben, und beneidete den Landmann, der mit seinen ländlichen Werkzeugen an ihm vorüberging. Er war froh, daß

seine unglückliche Familie mit ihm aussterbe. Er machte sich Vorwürfe, den Samen des Unfriedens in das glückliche Pfarrhaus gesät zu haben. Allein Gelzer, dem er diese Befürchtung mitteilte, versicherte ihm lächelnd: er möge sich beruhigen, dieser Same sei nicht aufgegangen. Vor der Bildung und der Pflichttreue des Pfarrers hatte er hohe Achtung. Allein dessen Predigten besuchte er nicht, sondern ließ sich sonntäglich durch seinen Tschopp vertreten, denn, erklärte er höflich und bestimmt, wer Herrn Schleiermacher gehört habe, könne keinen andern Prediger mehr hören. Harscher wäre gerne in Oltingen geblieben. Allein Stockmeyers konnten auf die Dauer das von ihm bewohnte Zimmer, die einzige gute und sonnige Stube, nicht entbehren. Er starb im folgenden Jahr zu Baden im Aargau, wo er auch begraben ist.

Aber nicht bloß Basel, sondern die nähere Umgebung von Oltingen bot geistige und freundschaftliche Anregung. Abel Burckhardt war im benachbarten Gelterkinden Pfarrer, was einen regen Verkehr zwischen beiden Pfarrhäusern zur Folge hatte. Eben zu jener Zeit dichtete er, durch schwere Krankheit im Amte stille gestellt, seine schönen, bis jetzt unerreichten Kinderlieder, die wohl zuerst in den Pfarrhäusern von Gelterkinden und Oltingen gesungen wurden. Auch Emanuel Fröhlich kam hin und wieder von Aarau her über die Schafmatt. Der treue und fromme Hausarzt Dr. Rippmann ritt oft von seinem Wohnort Rothenfluh bei Wind und Wetter und finstrer Nacht mit der Laterne nach Oltingen, um ausgebrochenen Kinderkrankheiten Einhalt zu thun. Ließen die späte Nachtzeit oder der hohe Schnee es nicht zu, den Arzt herzurufen, so griff die energische Pfarrfrau mit einem Hausmittel ein, das ihr Bruder, der treffliche Arzt August Burckhardt, für solche Fälle angeraten, und rettete die Situation.

Schon mehrmals hatte die Vaterstadt versucht, ihren jungen Mitbürger zurückzurufen. Nach dem damals bei Pfarrwahlen

giltigen Modus hatte die in der Kirche versammelte Gemeinde zwei Geistliche vorzuschlagen, aus denen dann sofort nach der Verlesung der Stimmenzahl der definitiv Gewählte ernannt wurde und zwar durchs Los. Stockmeyer war schon zweimal, zuerst zu St. Peter, dann zu St. Leonhard „im Los" gewesen, ohne daß es ihn getroffen hätte. Nun war die zweite Helferstelle am Münster, St. Martin, durch den Rücktritt des trefflichen Nicolaus von Brunn frei geworden. Und hier, an der für Stockmeyer angenehmsten und passendsten Stelle, war das Los ihm günstiger. Es entschied für ihn und gegen den Sohn und Vikar von Brunns. Im Frühjahr 1846 fand die Uebersiedlung nach Basel statt.[1])

Als die Nachricht von der erfolgten Berufung nach Basel sich im Dorf Oltingen verbreitete, kamen die Leute von allen Seiten, ihr Bedauern auszudrücken, wie es ja häufig die Art der Landleute ist, dem Pfarrer ihre bisher mehr latente Liebe erst bei dessen Wegzug zu fühlen zu geben. Als die mit dem Hausrat bepackten Wagen im Pfarrhofe bereit standen, kam ein alter Nachbar herübergestolpert und meinte: „Die Pfarrsleute hätten in diesen fünf Jahren doch etwas Schönes erhuset." Aber die Köchin, eine alte treue Magd, fuhr ihn hart an wegen dieser Rede, denn sie wußte

---

[1]) Nach diesen drei Wahlen, in welchen Stockmeyer zweimal durchs Los übergangen wurde, erhob sich mündlich und in den Tagesblättern eine starke und heftige Diskussion für und wider das Los. Professor Hagenbach behauptete einem Basler Geistlichen gegenüber, diese zweimalige Hintansetzung Stockmeyers sei der schlagendste Beweis für die Dummheit des Loses, worauf der betreffende Pfarrer erwiderte: So sehr er für die Abschaffung des Loses bei Pfarrwahlen sei, so könne man dieses dreimalige Ereignis viel besser und schlagender für das Gegenteil, nämlich zu Gunsten des Loses, verwerten. Die Menschen wollten es gut machen, aber Gott habe es noch viel besser gemacht, indem er Stockmeyer nicht zum Nachmittags-Prediger und Katecheten (was er zu St. Peter und Leonhard gewesen wäre), sondern zum Universitäts-Prediger berufen habe, was er zu St. Martin in gewissem Sinne war.

wohl, wie bescheiden die Stellung ihrer Herrschaft gewesen und wie mannigfach die Anlässe zum Wohlthun und Almosenspenden. Der Nachbar aber lachte und wies auf die zwei blühenden Knaben des Pfarrers, die ihm in Oltingen waren geboren worden.

Die Freunde Stockmeyers begrüßten dessen Rückkehr nach Basel mit großer Freude. „Wir bedürfen Deiner,“ schrieb ihm Antistes Burckhardt noch am Tage der Wahl, „Du wirst hier eine Lücke ausfüllen und darum werden sich viele Deiner Erwählung freuen.“ Und Fröhlich schrieb ihm aus Aarau: „Sie haben eigentümliche Gaben, manchen anzuziehen und zu befriedigen, daß er wieder zur Kirche zurückkehrt.“

Stockmeyers Amtsführung in Basel rechtfertigte diese Erwartungen. Während der 25 Jahre, da er zu St. Martin stand, durfte er, wie er sich selbst ausdrückte, „das Kleinod der sonntäglichen Frühpredigten pflegen.“ Ein Kleinod wurde es bald auch für die Gemeinde. Einen Zulauf, wie sich junge Prediger dessen etwa erfreuen, hatte er nicht und suchte denselben auch durch keinerlei Mittel zu erlangen. Aber es sammelte sich um seine Kanzel ein auserlesener Kreis treuer Zuhörer, darunter die hervorragenden Männer des Gemeinwesens, die sich auch zur Winterszeit durch die frühe Morgenstunde und den oft weiten Weg nicht abschrecken ließen, den ihnen sympathischen Prediger aufzusuchen. Es war die harmonische Vereinigung lebendigen Christenglaubens, umfassender Bildung und feinen Geschmacks, was manchen zu Stockmeyer hinzog. Und dieser Zuhörerkreis bewahrte ihm die Anhänglichkeit, als Stockmeyer auf die Kanzel des Münsters berufen war, ja er erweiterte sich in dem Maße, als mit zunehmender Erfahrung bei dem Prediger der warme seelsorgerliche Ton den anfangs sich etwa spürbar machenden lehrhaft-theologischen verdrängte. Was nur wenigen beschieden ist, das wurde ihm zu teil: er hat sich am Ende seiner Predigtlaufbahn, als alter Mann,

seiner zahlreichsten Zuhörerschaft erfreuen dürfen und dies zu einer Zeit, da in Basel eine ganze Reihe lebendiger und geistvoller Prediger neben ihm wirkten. Dieser solide Erfolg mochte verschiedene Ursachen haben. Vor allem bestrebte sich Stockmeyer, nicht eigene geistreiche Einfälle und dogmatische Absonderlichkeiten, sondern lediglich Gottes Wort zu predigen. Gewissenhafte Erforschung und feine praktische Ausnutzung des Textes, klare, streng logische Folge der Gedanken, Knappheit und Präzision des Ausdrucks, einfache, natürliche und dabei doch edle, gewählte Sprache — das sind die charakteristischen Merkmale seiner Predigtweise. Seine Predigten erwecken bei aller auf sie verwandten Kunst und Sorgfalt doch den Eindruck, wie von selbst aus dem Text hervorgewachsen zu sein. „Ihre Klarheit und Schlichtheit, das völlige Absehen von rhetorischem Effekt, thun mir außerordentlich wohl. Es ist dir Ernst um das Wort und um das Seelenheil der Zuhörer." So schreibt ihm Raumer nach Empfang einer Predigtsammlung, die Stockmeyer dem geliebten Pflegevater gewidmet. Und Stockmeyers Nachfolger im Antistes-Amt urteilt von den Predigten über das Unser Vater: „So erfreuen uns denn auch hier wieder die längst bekannten Vorzüge seiner Predigten: die Klarheit und Präzision der Gedankenfolge, die vollendete Architektonik der einzelnen Predigt, wie der ganzen Serie, das klassische Maß in der Ausdehnung, in der Einteilung, in der Diktion, und in dem allem die eigentümliche Gabe, den Gehalt des heiligen Schriftwortes nach seinem unendlichen Reichtum auszuschöpfen und fruchtbar zu machen. Es geschieht das oft in geradezu überraschender Weise und doch wird man nie den Eindruck haben, dies und das sei vom Prediger in das Schriftwort hineingelegt, er lasse dasselbe sagen, was es ursprünglich nicht sagen wollte, sondern man wird immer wahrhafte Auslegung desselben finden; man steht unter dem Eindruck: gerade so ist's und so muß es gesagt werden! — und doch wären wir nicht darauf

verfallen.“ Stockmeyer war kein Gelegenheitsredner, auch kein Zeit- und Festprediger, er predigte am liebsten zusammenhängend über ganze biblische Bücher. Es widerstrebte ihm, discutable Tagesmeinungen, die morgen vielleicht schon wieder von entgegengesetzten umgestoßen werden, auf die Kanzel zu bringen. Ging er auf einzelne Zeitereignisse ein, so that er's mit ein paar kurzen, treffenden Worten und unter dem Hinweis, daß der Text ihn ausdrücklich dazu berechtigte. Er hatte ein überaus feines Gefühl für das der Kanzel Angemessene. Fremdwörter und technische Ausdrücke wollte er von ihr ausgeschlossen wissen. So gestattete er dem Prediger nicht einmal, das Wort Rußland zu gebrauchen, weil es zu sehr an das geographische Lexikon, oder an die Zeitungslektüre, oder an die alltägliche Konversation erinnere und sich so dem Trivialen nähere. Seinen poetischen Sinn verleugnete er auch in der Predigt nicht. Wir erinnern beispielsweise an die von zartester Poesie durchwobene Passionspredigt über die Worte: Und Jesus ging heraus und trug eine Dornenkrone [1]) — aber allem Schwulst aller schönklingenden Phrase und eitlen Floskeln war er gründlich abgeneigt. Neben der Schlichtheit und Gründlichkeit in der Verkündigung des ewigen Gotteswortes war es die überaus gewissenhafte Vorbereitung, was den Predigten Stockmeyers eine so nachhaltige Anerkennung von seiten der Zuhörer sicherte. Er pflegte auf die Ausarbeitung der gewöhnlichen Sonntagspredigt dieselbe Sorgfalt zu verwenden wie auf diejenige des hohen Festtages, ja er ließ es sich angelegen sein,

[1]) Siehe Schweiz. Predigtsammlung von Oschwald Band III. Abgesehen von zahlreichen einzeln herausgekommenen Predigten nennen wir die folgenden, im Druck erschienenen Predigtsammlungen: Jesus Christus, Auswahl aus einer Reihenfolge von Predigten über das Evangelium St. Lucä, den Pflegeeltern Raumer gewidmet, Basel, Felix Schneider 1860; der Brief des Jakobus in 40 Predigten ausgelegt 1874, ibidem; das Gebet des Herrn in 9 Predigten ausgelegt 1890, die Bergpredigt Jesu Christi in 35 Predigten ausgelegt 1891; Festpredigten 1891, sämtlich bei R. Reich in Basel.

auch dem bescheidenen Auditorium eines Wochengottesdienstes etwas durchaus Gediegenes und in allen Teilen Durchdachtes und Abgerundetes zu bieten.

Während Stockmeyer in den „Kinderlehren,“ wie bereits früher angedeutet, Mühe hatte, sich dem Verständnis der untern Stufen anzupassen und die ausgelassene Knabenschar gehörig im Zaum zu halten, bot er im Konfirmandenunterricht besonders den begabteren und unter dem Einfluß eines christlichen Elternhauses aufgewachsenen Schülern reiche Förderung. Wie in der Predigt, so sah er's auch hier nicht auf Erregung frommer Gefühle ab, sondern auf gründliche Erkenntnis der Wahrheit und auf Kräftigung des Willens. „Und in den Einzelbesprechungen, die er vor dem Abschluß des Unterrichtes mit seinen Konfirmanden abhielt, war mancher erstaunt, den Mann, dessen gemessene Würde und geistige Höhe im allgemeinen keine Vertraulichkeit aufkommen ließ, voll von eingehendster Teilnahme und innigster seelsorgerlicher Wärme zu finden.“ So hat auch eine Schülerin von ihm bezeugt, man kenne den Herrn Pfarrer Stockmeyer nur recht, wenn man von ihm konfirmiert worden sei.

Unmittelbar nach seinem Amtsantritt in Basel wurde er zur Mitarbeit an der Leitung des Erziehungswesens seiner Vaterstadt beigezogen. Von 1846—1852 gehörte er der Inspektion des humanistischen Gymnasiums an, von 1852—1870 war er Präsident der Realschule und der Knabengemeindeschulen. Während eines vollen Vierteljahrhunderts, von 1852—1877, war er Mitglied des Erziehungskollegiums und daneben etwa zehn Jahre lang auch der Universitätskuratel. Raumer drückt ihm einmal über das andere seine Freude aus über diese pädagogische Seite seiner Thätigkeit. Stockmeyer selbst meldet seine Ernennung zu den oben erwähnten Aemtern seinem Freunde Rudolf von Raumer unterm 19. September 1852 mit folgender Bemerkung: „Das Vertrauen

unserer Regierung hat mir bei der jüngst stattgefundenen Reorganisation unseres gesamten Schulwesens die Präsidentur bei der Inspektion unserer Knabenelementarschulen und unserer Knabenrealschule übertragen und zugleich mich zum Mitgliede des Erziehungsrates gemacht, was in unsren Miniaturverhältnissen nach Proportion ungefähr soviel sagen will, als wenn einer im Ministerium des öffentlichen Unterrichts angestellt wird. Da habe ich denn ex officio im Allgemeinen und im Speziellen zu allerhand mitzureden und gelegentlich kann auch die Rede auf den Unterricht im Deutschen kommen, der leider auch in unsern Schulen vielfach verwurstet ist. (Rudolf von Raumer hatte ihm seine neueste Schrift über den Unterricht im Deutschen zugesendet.) Schon lange hat mich's verdrossen, wie z. B. gerade in der Realschule, aus welcher die Buben im 13. bis 15. Jahr austreten, um als Handwerkslehrlinge oder auf Fabriken ihr Unterkommen zu suchen, wie die damit gequält werden, ein schönes deutsches Gedicht oder Prosastück in Bedingungs- und Beziehungs- und was weiß ich für Sätze nach der neumodischen verzwickten Terminologie aufzulösen, was ihnen notwendig den Geschmack am Schriftdeutschen und seinen Produkten gründlich verleiden muß. Höchst interessant ist es mir daher, in Deinem instruktiven Aufsatz das, was sich meinem Gefühl längst aufdrang, so klar und wissenschaftlich entwickelt zu finden. Ich studiere daher denselben recht mit Vorsatz und will sehen, ob es mir früher oder später gelingen mag, die Wurstboutique wenigstens aus den mir speziell untergebenen Schulen zu entfernen."

Sein klarer und scharfer Verstand, sein reifes, besonnenes Urteil, seine feine Bildung, sein gründliches Wissen und seine Gewissenhaftigkeit und Treue in der Durchführung der ihm übertragenen Aufgaben, das alles machte seine Mitwirkung auch in zahlreichen andern amtlichen und freien Behörden wünschenswert, also daß ihm eine gewisse Umständlichkeit und Weitläufigkeit in

der praktischen Behandlung der Geschäfte dabei gerne übersehen wurde.

Es war seinem ganzen Wesen zuwider, sich so oder so um Aemter und Ehrenstellen zu bewerben. Um so reichlicher wurden dieselben seiner Demut und Tüchtigkeit zu teil. Indem wir von seiner spezifischen Wirksamkeit als Kirchenmann einstweilen noch absehen, nennen wir hier noch Stockmeyers teils leitende, teils mitwirkende Arbeit am Ehegericht, an der Alumneumskommission, am Verein der Freunde Israels (Judenmission), an der Basler Bibelgesellschaft.

Allein der Schwerpunkt seiner Thätigkeit ruhte auf dem homiletischen Gebiet und auf dem dasselbe vorbereitenden, dem exegetischen. Zwar in den ersten Jahren, die er noch in Basel und dann in Oltingen verlebte, schien es, als ob Stockmeyer sich den historischen Studien zuwenden wollte. Außer der mit Reber gemeinsam herausgegebenen Geschichte der Buchdruckerkunst, begegnen wir den in der Muße der Basler und Oltinger Zeit entstandenen Vorträgen über Erasmus und Hutten,[1]) sowie einer ebenfalls vorwiegend historisch gehaltenen Arbeit über die Entstehung des apostolischen Symbolums.[2]) In Basel jedoch wurde sofort aus Stockmeyers Predigten dessen hervorragende Begabung als Exeget und Homiletiker erkannt, und obschon eigentlich auf diesen Gebieten noch keine schriftstellerischen Ausweise von ihm vorlagen, ersuchte ihn die Universität im Jahre 1851 unter Verleihung des Titels eines Licentiaten um

[1]) Erasmus in seinen Briefen an Bonifacius Amerbach, schweiz. Museum für hist. Wissenschaft III 1839. Beiträge zur vaterländischen Geschichte II 1844.

[2]) Wann und auf welche Veranlassungen ist das apostolische Symbolum entstanden und welche Bedeutung hat dasselbe für die Kirche überhaupt und insbesondere auch für unsere Zeit? Ein Referat, vorgetragen in der Jahresversammlung der schweiz. Predigergesellschaft in Zürich den 23. Juli 1845 von Imm. Stockmeyer, Pfarrer in Oltingen. Zürich, Meyer u. Zeller, 1846.

seine Mitarbeit und zwar nicht auf Grund der von ihm veröffentlichten historischen Untersuchungen, sondern eben wie das Diplom sagt, als pastorem ad sancti Martini qui orationibus sacris coram populo habitis non solum oratorem eloquentem sed etiam intrepetem subtilem sacrae scripturæ se exhibebat.[1]) Nun war ihm sein Wunsch, den er er einst als Student ausgesprochen, nämlich praktische Seelsorge und Lehrvortrag vereinigen zu dürfen, auf ungesuchte und rasche Weise in Erfüllung gegangen. Sein altertümliches am Rhein gelegenes Pfarrhaus, in welchem schon Oekolampad gewohnt hatte, war gleich weit entfernt von der Kirche, in welcher er zu predigen hatte, wie von der Hochschule, wo er das der Gemeinde zu verkündende Gotteswort der studierenden Jugend erläuterte und zur praktischen Verwertung nahe brachte.

Stockmeyer konnte teils wegen der Menge der pfarramtlichen Geschäfte, teils auch infolge der ihm eigentümlichen Zurückhaltung seine Kraft und Zeit der akademischen Thätigkeit nicht in dem Maße widmen, als wohl wünschbar gewesen wäre. Noch zurückhaltender war er in der Veröffentlichung seiner gelehrten Studien. Er übernahm vorerst bloß die regelmäßige Leitung der homiletischen Uebungen und hielt daneben in den Sommersemestern, wo er keinen Konfirmandenunterricht zu erteilen und deshalb mehr Zeit zur freien Verfügung hatte, jeweilen eine zweistündige exegetische Vorlesung, bis er später nach seiner Entlastung vom kirchlichen Religionsunterricht nun auch im Winter Vorlesungen halten und den homiletischen Uebungen die Vorlesung über Homiletik hinzufügen konnte. Es waren durchweg kürzere Abschnitte und Briefe des Neuen Testaments, über welche er las: die Bergpredigt, die Briefe des Petrus und Johannes, der Philipperbrief und die Pastoralbriefe. Die pau-

[1]) Weil er als Pfarrer zu St. Martin sich in seinen Predigten nicht bloß durch Beredtsamkeit, sondern durch sorgfältige Erklärung der hl. Schrift hervorthat.

linische Abfassung dieser letztern suchte Stockmeyer, entgegen dem fast einstimmigen Urteil der heutigen Kritik, zu verteidigen. Eine reife und besonders wertvolle Frucht seines Doppelamtes, als Pfarrer und Dozent, bot er seinen akademischen Zuhörern dar in der exegetischen und praktischen Erklärung der Gleichnisse Jesu.

In den homiletischen Uebungen suchte er die oben bei Charakterisierung seiner Predigtweise angedeuteten Grundsätze und Anschauungen auch seinen Schülern wichtig und lieb zu machen. Zuerst hatte der Kandidat eine sogen. Vorarbeit zu bringen, in welcher der Predigtstoff exegetisch erörtert und nach seiner praktisch-erbaulichen Seite hin dargelegt, auch bereits nach einem homiletischen Schema skizziert wurde. Mit Stockmeyers Kritik und Wegweisung versehen, sollte dann der Verfasser daraus die Predigt selbst gestalten, die er in einigen Wochen wieder vorzulegen hatte. Stockmeyer hielt sich in seiner Kritik fern von schulmeisterlicher Pedanterie; er suchte in höflichster, urbanster Form und mit feiner aber leider oft gerade da, wo sie am meisten angebracht gewesen wäre, unverstandener Satyre auf Geschmacklosigkeiten und Fehler aufmerksam zu machen. Viele mochten diese strenge exegetische und homiletische Zucht als beschwerenden Panzer empfinden, den zu sprengen und abzustreifen sie sich nur zu leicht entschlossen; allein die tieferen und einsichtsvolleren unter seinen Schülern waren ihm dankbar dafür und manche haben es nach ihrer Rückkehr von ausländischen Universitäten bezeugt, daß ihnen dort eine bessere und auch nur gleichwertige homiletische Schulung sowie exegetische Belehrung nicht sei geboten worden.

„Eine Menge Prediger im Schweizerlande, so schrieb einer dieser Dankbaren beim Tode Stockmeyers, verdanken es hauptsächlich ihm, wenn sie kaum anders können als textgemäß und in zweckmäßig geordnetem Gedankengang zu predigen.“[1])

[1]) Christlicher Volksfreund 1894 Nr. 47.

Auch die Fakultät wußte die uneigennützigen Dienste des akademischen Lehrers zu schätzen und ernannte Stockmeyer im Jahre 1860 zum Doktor der Theologie.[1] „Deine Erhebung zum Doktor der Theologie," so schreibt ihm Raumer, „hat mich sehr erfreut. Ich weiß wohl, daß wir uns für Hoffahrt hüten müssen — wer aber, wie einst Luther — ernst die Pflichten erwägt, welche das Doktorat uns auferlegt, der wird für Eitelkeit durch solche Erwägung bewahrt bleiben." Und in der That, wer Stockmeyer kannte, muß ihm das Zeugniß geben, daß der theologische Doktorhut ihn nicht eitel und hoffärtig machte. Das Jahr 1860 war das 400. Jubeljahr der Basler Universität. Stockmeyer, der sonst öffentlichen Festlichkeiten lieber aus dem Wege zu gehen pflegte, machte hier mit Freuden mit, ja er dichtete sogar für das St. Martinsviertel die Festinschriften. Wir setzen einige derselben bei. Am St. Martinsbrunnen:

Durch die Leitung lang und krumm
Fließt nur laulicht mein Gewässer;
Ihr Gelehrten macht es besser
Treibet Quellenstudium.

Um den Brunnen:

Theologia:
Den Weg zum Himmel lehr' ich.
Jurisprudentia:
Das Recht auf Erden mehr' ich.
Medicina:
Des Leibes Plagen wehr' ich.
Philosophia:
Der Dinge Grund erklär' ich.

---

[1]) Pastorem ad divi Martini plurimum reverendum, qui et interpretandis libris sacris præsertim Novi Testamenti præclaro ingenii acumine et in concionando coram populo orationis elegantia excellit id quod et scriptis varii argumenti comprobavit virum de studiosa juventute per decennium optime meritum etc. Er hat sich während seines Pfarramtes zu St. Martin in der Erklärung hauptsächlich neutestamentlicher Bücher durch große Schärfe

Am 19. März 1871 wurde Stockmeyer, nach Samuel Preiswerks Tod, zum Antistes der Basler Kirche gewählt. Die Wahl hatte 3 Stadien zu durchlaufen. Zuerst machte das versammelte Basler Ministerium einen Vierervorschlag, aus welchem die Münstergemeinde 2 Namen auswählte und aus diesen ernannte endlich der Große Rat, der damals noch summus episcopus der Kirche war, den Antistes. Stockmeyer war schon im Jahr 1859 nach Antistes Burckhards Tod, der Zweitvorgeschlagene gewesen und so galt er jetzt allgemein als der gegebene Mann. Man hielt ihn vermöge seiner umfassenden Bildung und seines besonnenen umsichtigen Wesens für die geeignete Persönlichkeit, der Kirche in den stürmischen Zeiten, denen sie entgegenging, vorzustehen. Einige Tage nach der Wahl war eine kleine Abendgesellschaft in Stockmeyers Haus beisammen. Hagenbach, der auch geladen war, zog ein altes vergilbtes Manuskript hervor. Er erkärte, dasselbe beim Durchstöbern der Frei-Grynäischen Bibliothek gefunden zu haben und ersuchte um die Erlaubnis, dessen Inhalt vortragen zu dürfen. Es enthalte die versus memoriales Seriem ven. Antistitum Basileensium ad modum Clar. viri Canitii recitantes auctore Canitio redivivo.[1]) Und nun bekamen die Anwesenden zu ihrem nicht geringen Ergötzen eine ganz im Stil jenes alten Berliner Hofpoeten gehaltene Beschreibung sämtlicher 16 Basler Antistes seit Oecolampad zu hören; allein je mehr sich das Poem der Jetztzeit näherte, desto deutlicher entpuppte sich der liebenswürdige Falsifikator, bis er mit den folgenden Versen schloß:

---

des Geistes, wie auch in seinen Predigten durch Feinheit des Geschmackes ausgezeichnet, wofür als Proben Schriften verschiedener Art von ihm vorliegen. Um die studierende Jugend hat er sich während 10 Jahren sehr verdient gemacht.

[1]) Größtenteils abgedruckt im Neujahrsblatt 1875 K. R. Hagenbach von R. Stähelin.

Noch aber ist die Reih' mit diesem (Preiswerk) nicht geschlossen.
Der alten Kirche Stock treibt neuer Mayen Sprossen.
Stracks auf den Samuel folgt ein Imanuel,
Des freuet sich mit Recht das ganze Israel.
Setzt unverweilt sein Bild in den noch leeren Rahmen
Und zu den alten fügt Stockmeyers neuen Namen.
Ist Gott mit uns, dann ist die Kirche wohl bestellt,
Drum sei Imanuel den funfzehn beygesellt.
Wo solcher viermal vier zu schönstem Kranz verbunden,
Da ist die Quadratur des Circuls längst erfunden.
Und also merke dir der Kirchenhäupter Zahl,
Wie sie die Aula schmückt und den Kapitelsaal.

So sehr Stockmeyer durch das ihm entgegengebrachte Zutrauen erfreut wurde, so schwer wurde ihm die Uebernahme des verantwortungsvollen Amtes. Er kannte sich genug, um zu wissen, daß seine Begabung nicht vorwiegend auf kirchenpolitischem und organisatorischem Gebiete lag, er war viel zu sehr Gelehrtennatur und viel zu wenig ein Mann des Kampfes und der Initiative, um sich in Zeiten der Umgestaltungen und Verwicklungen in seinem Elemente zu fühlen.

In seiner Antrittspredigt, die er über 2 Kor. 12, 9 hielt, giebt er dieser Stimmung unumwundenen Ausdruck in den folgenden für ihn sehr bezeichnenden Worten, aus denen wir ersehen, wie wenig er sich nach der ihm zugedachten Würde gesehnt hat:

„Auch ich, liebe Zuhörer, habe mich in der letzten Zeit veranlaßt gesehen, wieder und wieder eine Bitte vor den Herrn zu bringen — eine Bitte, die, wenn ich sie nun vor Euch bekenne, manchem vielleicht befremdlich, manchem sogar unwahrscheinlich vorkommen wird. Je näher die Möglichkeit, an diese Stelle berufen zu werden, auf mich zutrat, um so mehr drang es mich zu der Bitte: „Herr laß diesen Ruf an mir vorübergehen! Hatte ich doch einen Zeitraum von 25 Jahren so in der Nähe dieser Stelle zugebracht, daß ich ungefähr zu ermessen vermochte, was dieselbe an Verpflichtungen, Anforderungen, an Verantwortlichkeit mit sich

führe. ... — Da mußte mir wohl bangen und es bangt mir noch vor dem Gewicht der Verantwortung, die hier auf mich wartet. Und daher die nunmehr sehr erklärliche Bitte: „Ach, Herr, überhebe mich einer Aufgabe, der ich so gar nicht gewachsen bin; belaß mich an der Stelle, wo ich mich so glücklich fühle, wo ich nun eine Reihe von Jahren hindurch bei aller Unzulänglichkeit, dennoch durch deine Gnade nicht ohne Segen habe arbeiten dürfen.

Und in der That, es kamen stürmische Zeiten, in welchen die Aufgabe des Antistes eine mißliche und undankbare wurde. Stockmeyer unterzog sich derselben mit dem ihn auszeichnenden Pflichtgefühl, dem er auch da treu gehorsam blieb, wo die Neigung ihn andere Wege wies. Der lange vorbereitete Kampf der kirchlichen Parteien brach bald nach Stockmeyers Amtsantritt los und zwar mit einer Heftigkeit und Schärfe, wie sie an andern Orten nicht in dem Maße sich zeigten. Man hatte sich in Basel vielleicht zu sicher gefühlt, man hatte sich vielleicht zu lange auch gegen solche Neuerungen gesträubt, die man unbedenklich hätte gestatten können. Basel war von jeher, auch durch die Zeiten des Rationalismus hindurch, eine Leuchte der Rechtgläubigkeit gewesen, und an lebendigen Verkündigern des alten Bibelglaubens hatte es hier zu keiner Zeit gefehlt. Nun war eine neue Richtung eingedrungen und schritt von Sieg zu Sieg. Die Gegensätze wurden auf beiden Seiten aufs Schärfste betont. Es kam die Abschaffung eines bindenden Bekenntnisses, es kam die Einführung des Wahlrechtes der Niedergelassenen und die daraus folgende Anstellung einer Reihe freisinniger Pfarrer, es kam die neue Kirchenverfassung, welche die gemischte Synode brachte, es kam die Freigebung der Liturgie, ja der Taufe. Während die Einen wiederholt erklärten, etwas durchaus Neues zu bringen, das zum Bisherigen in prinzipiellem Gegensatze stehe, zogen die Andern hieraus ihrerseits die Konsequenz, daß nun auch ein gemeinsames Abendmahl nicht mehr stattfinden könne.

Es ist beim Tode Stockmeyers von Freunden und Gegnern mehrmals mit Recht hervorgehoben worden: auch wenn eine andersgeartete Persönlichkeit an der Spitze der kirchlichen Dinge gestanden hätte, wäre der Gang derselben kein wesentlich anderer geworden; ja es sei vielfach der Mäßigung und Besonnenheit Stockmeyers zu danken, daß eine unheilvolle und auf lange Zeit hinaus unheilbare Spaltung der Basler Kirche bis zur Stunde konnte vermieden werden. Nicht Furchtsamkeit — Stockmeyer konnte sich bei gegebenem Anlaß sehr deutlich und bestimmt aussprechen — sondern ein feiner Takt und eine gewisse geistige Vornehmheit hielten ihn fern vom Parteitreiben und den Tagesstreitigkeiten. Programmreden zu halten, war nicht nach seinem Sinn. Er that es auch da nicht, wo manche es vielleicht erwartet hätten. Bei der Lutherfeier am 10. November 1883 hat er vor einem überfüllten Münster knapp und in kurzen treffenden Zügen ein Bild des deutschen Reformators gezeichnet, ohne mit einer Silbe die gegenwärtige Lage der evangelischen oder gar der baslerischen Kirche zu berühren. Und als in den 70er Jahren die evangelische Allianz ihren internationalen Kongreß in Basel abhielt und die fremden Gäste wiederum in dichten Scharen zum Abendmahls-Gottesdienst ins Münster strömten, da hielt Stockmeyer eine überaus schlichte Predigt über Joh. 17, 20. 21, in welcher er von seiner gewohnten genauen Texterklärung um kein Jota abwich. Und als zur selben Zeit von positiver Seite apologetische Vorträge veranstaltet wurden, redete Stockmeyer nicht etwa über Begriff und Aufgabe der Kirche, sondern bat sich als von ihm zu behandelnden Stoff: die persönliche Aneignung des Heiles aus. Denjenigen gegenüber, die oft etwas laut und vielversprechend die Vereinigung von Christenthum und Bildung in Aussicht stellten, zeigte er, weniger durch prinzipielle Erörterungen als durch seine eigene Predigtweise und Lebensführung, daß jene verheißene Verbindung längst thatsächlich geworden sei.

Aber wie gesagt, wo die Pflicht es forderte, da hat er sich nicht gescheut, seinen theologischen und kirchlichen Standpunkt deutlich zu machen. Es darf als ein eigentümliches Geschick betrachtet werden, daß Stockmeyer es sein mußte, der den kirchlichen Parteikampf in der Schweiz in gewissem Sinne inaugurierte.

Das geschah anno 1845 auf der Predigerversammlung zu Zürich, wo Stockmeyer über das apostolische Symbolum zu referieren hatte. Nach einer eingehenden Erörterung über die Entstehung dieses Bekenntnisses kam er auf dessen Bedeutung für die Gegenwart zu sprechen. Er vindicierte demselben sowohl eine symbolische als eine didaktische Bedeutung. Er forderte dessen Anwendung auf liturgischem Gebiet (bei der Taufe), auf katechetischem (im Konfirmandenunterricht), auf homiletischem (in der Predigt). So sehr er dem freien wissenschaftlichen Gedankenaustausch das Wort redet und in demselben eine erfreuliche Lebensäußerung begrüßt, so gewiß er vom Endresultat des theologischen Kampfes nur eine Bestätigung des Glaubens erwartet — so wenig möchte er Hand bieten, die Kirche ihres Bekenntnisses zu berauben oder ihr statt des alten bewährten ein neues zu geben. Ohne kirchliches Bekenntnis keine Kirche mehr! Das Apostolikum komme den Bedürfnissen unserer Zeit entgegen, weil es den historischen Christus festhalte sowohl den Ebioniten als den Doketen gegenüber, welche beiden Richtungen im heutigen Rationalismus und in der Hegel'schen Philosophie wieder aufleben. Von einer Abschaffung des Apostolikums oder einer Ersetzung desselben durch ein neues Symbol könne nur dann geredet werden, entweder wenn dasselbe von der Wissenschaft ganz aufgegeben und im Bewußtsein der Gemeinde abgestorben oder wenn es über allem wissenschaftlichen Zweifel erhaben und die Spaltung zwischen den abendländischen Kirchen so vernarbt wäre, daß alles irenische Bedürfnis hinter ihnen läge. „In diesem letztern Falle ließe es sich denken, daß die Kirche das

Bedürfnis fühlte, statt der alten Friedenssäule einen Altar zu bauen, auf welchem alle ihre Kinder das Lobopfer eines neuen Bekenntnisses darbrächten, welches dann wohl den mehr historisch-dogmatischen Charakter des gegenwärtigen mit einem mehr hymnologischen vertauscht haben dürfte."

Biedermann, damals Pfarrer in Mönchenstein, bestritt diese Behauptungen. Es sei nicht wahr, daß es keine Kirche ohne Symbol gebe. Es sei kein Symbol mehr nötig und keines mehr möglich. Riggenbach, damals noch freisinniger Pfarrer von Benwyl, unterstützte ihn. Fries, später Seminardirektor in Küßnach, trieb die Voten dieser beiden Opponenten auf die Spitze. Es komme, behauptete er, im Apostolikum einzig auf die Worte an: Ich glaube. Ein Sturm der Entrüstung rauschte durch die Versammlung.[1])

Im Jahre 1866 tagte die Predigergesellschaft in Basel und Stockmeyer war ihr Präsident. In seinem Eröffnungswort nimmt er die Gesellschaft in Schutz denen gegenüber, die ihre Versammlungen angesichts der tiefgehenden theologischen Differenzen eine Unwahrheit nennen. Er ist überzeugt, daß es der Erforschung der Wahrheit nur zu gute käme, wenn hier die Geister in freier Weise aufeinander platzen. Es helfe nichts, die Augen gegen die prinzipiellen Gegensätze zu verschließen. „Man kann den Gegner nicht ignorieren, man muß ihn bekämpfen, man muß sich mit ihm messen. Und daß dies geschieht mündlich, Auge in Auge, wo so manches ganz anders sich ausspricht und dann auch ganz anders sich hört, als es am Studierpult unter dem Einfluß der spitzen Feder und der scharfen Tinte geschrieben und dann auch gelesen wird — und daß dabei unter dem persönlichen Eindruck je und je die Erfahrung sich erneuert: der Mann kann besser sein als sein

[1]) Vide Finsler, Geschichte der theologisch-kirchlichen Entwicklung in der deutsch-reformierten Schweiz.

System; man kann den Mann von Herzen achten, während man sein System auf das entschiedenste bekämpfen muß; das ist ein Gewinn für die Liebe, worüber die Wahrheit keineswegs zu Schaden zu kommen braucht. Die Theologie befindet sich in dem Zustand einer gewaltigen Krisis, durch welche sie und mit ihr freilich auch die Kirche selbst sich hindurchkämpfen muß, aber auch gewiß sich hindurchkämpfen wird. Dafür bürgt uns die Verheißung des Herrn der Kirche und das hofft auch ein jeder, wenngleich je nach seinem Standpunkt der eine in anderer Weise als der andere."

Neben diesem gemeinsamen wissenschaftlichen bestehe aber auch ein gemeinsames praktisches Interesse und zwar so, daß das Amtsleben vielfach eine Rückwirkung ausübe auf die wissenschaftliche Anschauung. „Da mag auf der einen Seite der in Dogmatismus und Konfessionalismus Befangene, indem das Amtsleben ihn mehr und mehr belehrt, worin die eigentlichen Lebenskräfte liegen, freiern Blicks und weitern Herzens werden. Und auf der andern Seite dürfte mancher durch die Anforderungen des Amtslebens und die Erfahrungen, die er da zu machen bekommt, veranlaßt werden, seine wissenschaftlichen Kategorien einer Revision zu unterwerfen und von seinem Vertrauen in deren absoluten Giltigkeit etwas nachzulassen."

In ähnlichem optimistisch-irenischem Sinn sprach sich Stockmeyer noch aus bei der Installation des ersten freisinnigen Geistlichen in Basel anno 1874. Er sagte damals in seiner feinen Ansprache: „Diese Wahrheit (daß in keinem andern das Heil als in Christo) müssen wir Seelsorger besitzen durch eigene lebendige selige Erfahrung. Denn wir müssen eine bestimmte Antwort haben für jede heilsbegierige Seele, die uns fragt: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Und diese Wahrheit giebt sich auch unserem inwendigen Menschen zu eigen, wenn sie mit wahrem, lebendigen Glauben aufgenommen wird. Wenn es dann gilt, diese Wahrheit

auch mit unsern Gedanken zu erfassen, eine immer tiefere und vollere und schärfere Erkenntnis davon zu gewinnen, daß wir da mit unserm Suchen und Forschen niemals zu Ende sind, sondern zeitlebens Schüler bleiben, ja daß es das beste Lob für uns ist, wenn man von uns sagen kann, wir seien noch immer lernbegierige Schüler — das weiß jeder, dem es um Erkenntnis jemals ernstlich zu thun gewesen ist. Insonderheit in dieser Zeit des heftigen Kampfes zwischen den so verschiedenen Ansichten und Richtungen ist es für den Seelsorger keine geringe Aufgabe, das, was die Wissenschaft erarbeitet nach bestem Vermögen sich anzueignen und für sich zu verwenden so, daß unser Glaube an Christum und sein Heil dadurch nicht erschüttert noch verflüchtigt, sondern vertieft, befestigt, geläutert wird. Wir haben hier indessen auch unsere reichen Verheißungen: „Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen" und „wer da hat, dem wird gegeben werden, daß er die Fülle habe." Zu solchem Suchen und Forschen verleihe der Herr uns allen das Licht seines hl. Geistes, damit wir bereitet werden zum Werk unseres Dienstes, bis daß wir alle, Gemeinden und Seelsorger, hinankommen zur Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes, zum Maße des vollkommenen Mannesalters Christi."

Später freilich, als der Kampf heftig entbrannte und eine friedliche Lösung in weite Ferne gerückt war, hielt es Stockmeyer, wiederum bei Anlaß einer solchen Installation, für Pflicht, ruhig und fern von allem Persönlichen die Sachlage mit ihren Gegensätzen nicht zu vertuschen, sondern klar zu legen. Er sprach damals u. a. die folgenden Worte: „Während die einen sich auf den Boden der Zeitbildung stellen und von da aus entscheiden wollen, was und wie viel sie sich von dem Christentum der Bibel noch aneignen können, so stellen wir andere uns auf den Boden der in Christo thatsächlich geoffenbarten Wahrheit, der durch ihn vollbrachten Erlösung von Sünde und Tod — und was sich von den

Ergebnissen moderner Bildung dieser Wahrheit einordnen und derselben dienstbar machen läßt, das suchen wir uns anzueignen nach dem Worte des Apostels: „Es ist alles euer, ihr aber seid Christi!"

Diese beiden, weit auseinandergehenden Richtungen bekämpfen sich nun innerhalb der Anstalt, welche wir die evangelische Kirche nennen. Man wird nicht behaupten können, daß dies der normale und gesunde Zustand einer Kirche sei. Es ist ein Uebergangszustand, durch welchen die Kirche sich hindurchkämpfen muß und wir mit ihr. Es ist nicht das erste mal, daß sie eine solche Krisis besteht. Der Herr hat ihr auch schon hindurch und der Wahrheit zum Siege verholfen. Er wird es fernerhin thun. In welcher Weise er es thun, welche neue Gestaltung der Kirche sich vielleicht aus der gegenwärtigen Gährung hervorbilden wird, das weiß nur er. Wir wollen seiner warten mit Geduld. Wir wollen, was noch steht von dem altehrwürdigen Bau dieser Kirche, nicht selbst noch vollends auflösen und zerstören, auch nicht daraus hinwegfliehen, so lange wir da noch Schutz finden und Freiheit haben, das reine Evangelium Christi und seiner Apostel zu verkündigen und zu hören, die Sakramente zu feiern und nach unseres Herzens Bedürfnis mit einander zu beten und zu singen."

Zweimal hatte Stockmeyer auch Gelegenheit, sich öffentlich über außerkirchliche Gemeinschaften vernehmen zu lassen. Im Jahr 1850 war der Irvignismus auch in Basel eingedrungen. Eine Stimme im „Intelligenzblatt" verlangte, die Geistlichkeit möchte über diese neue Sekte den Gemeinden Auskunft erteilen. Stockmeyer wurde beauftragt, diesem Begehren nachzukommen. Er veröffentlichte die „kurze Nachricht über den Irvignismus"[1]) eine aus den englischen Quellen geschöpfte Darstellung und Beurteilung dieser

[1]) Kurze Nachricht über den Irvignismus, zunächst für die evangelischen Gemeinden Basels von Immanuel Stockmeyer, Pfarrer zu St. Martin. Basel, bei Detloff 1850.

Bewegung. Mit ebenso viel Mäßigung und Objektivität als treffender Kritik stellte er das Anmaßende und Willkürliche des Irvignismus ins Licht. Man darf diese Schrift wohl als ein Muster nobler Polemik bezeichnen. Auch den Unbefangenern unter den Gegnern mochte sie diesen Eindruck gemacht haben; wenigstens hat Heinrich Thiersch, der in den 70er Jahren als Vorsteher der Irvignaner-Gemeinde nach Basel übergesiedelt war, nichtsdestoweniger häufig und gern im Hause seines alten Freundes Stockmeyer verkehrt.

Ebenso gerecht wußte er den Methodismus zu beurteilen. Auf der Predigerversammlung zu Herisau im Jahr 1862, wo über denselben verhandelt wurde, war ihm das Korreferat zugefallen. Er bezeichnete den Methodismus als eine exotische Pflanze, deren wir nicht bedürfen; er wies hin auf das Ungesunde, Anormale, Unevangelische, Forcierte in ihm, anerkannte aber dessen Ernst in der Heiligung und große Liebe zu den Verwahrlosten, auch dessen wirksame Behandlung der Unselbständigen und schloß folgendermaßen: „Ich möchte als Thesis sagen: Je mehr unsere evangelische Kirche ist, was sie sein soll, desto weniger haben wir den Methodismus zu fürchten. Und umgekehrt: Je weniger unsere Kirche ist, was sie sein soll, desto weniger haben wir ein Recht, zum Methodismus zu sagen: Ich bedarf deiner nicht. Ich schließe mit dem Worte Wesley's: „Seelen zu retten ist mein Beruf und die ganze Welt ist meine Pfarrei.“ Wir wollen sprechen: Seelen zu retten ist mein Beruf und meine Pfarrei ist meine Welt. Und alle ungehörigen Zumutungen des Methodismus weisen wir zurück mit jenem andern Wort von Whitefield: Was Methode? Es giebt nur eine Methode: „Mir zu sterben und dem Herrn zu leben!“

Am liebsten aber kehrte er aus den kirchlichen Kämpfen zu seinem Neuen Testament zurück. Seine Predigt und seine akademische Thätigkeit, das war sein Leben. Der theologischen Kon-

kordatsbehörde leistete er gerne seine Dienste als kundiger Examinator in den Fächern des Neuen Testaments und der praktischen Theologie. Für die neue schweizer. Bibelübersetzung bearbeitete er u. a. die Synoptiker. In einer kleinen 1873 herausgekommenen Schrift[1]) versuchte er — nach dem Urteil kompetenter Fachmänner nicht ohne Erfolg — die schwierige Arbeit, im ersten Johannesbriefe einen fortschreitenden Gedankengang nachzuweisen und das Gleichnis vom ungerechten Haushalter bot ihm Anlaß, die Grundzüge eines christlichen Sozialismus aufzuzeigen.[2]) Zusammen mit seinem Freunde Riggenbach besorgte er im Jahre 1880 eine Ausgabe des griechischen Neuen Testaments nach den ältesten Handschriften, welche zunächst den macedonischen Schulen des Dr. Marulis zu dienen bestimmt war, aber auch in der Heimat große Verbreitung gefunden hat.[3]) Das alles zu einer Zeit, wo das Antistesamt infolge der damals nötigen kirchlichen Umgestaltungen erhöhte Anforderungen an den bereits der Schwelle des Greisenalters sich nähernden Mann stellte.

Am 16. Juli 1876 beging er gemeinsam mit Riggenbach das 25=jährige Docentenjubiläum und wurde bei diesem Anlaß in verdienter Anerkennung seiner langjährigen Thätigkeit als akademischer Lehrer zum ordentlichen Professor ernannt (ohne Gehalt). Es war dies ein schöner Tag der Freude und Ehre. In der offiziellen Feier, die am Morgen in der Aula stattfand, antwortete

---

[1]) Die Struktur des ersten Johannesbriefes. Ein Vortrag in der Basler Predigergesellschaft am 31. Oktober 1872 gehalten von Antistes Imm. Stockmeyer Th. Dr. Basel, Felix Schneider 1873.

[2]) Grundzüge eines christlichen Sozialismus im Gleichnis vom ungerechten Haushalter Luc. 16, 1—12. Vortrag von J. Stockmeyer, Antistes. Basel, Detloff 1879.

[3]) Das Neue Testament nach den ältesten Handschriften, frei nach Tischendorf bearbeitet von Dr. C. J. Riggenbach und Dr. Imm. Stockmeyer, Antistes. Basel, Verlag der Bibelgesellschaft 1880.

Stockmeyer auf die ihm dargebrachten Ehrenbezeugungen mit schlichter Bescheidenheit; er nannte sich das verwöhnte Kind der Basler Universität und redete, über die gegenwärtige Kampfeszeit hinausblickend, der Versöhnung von Wissenschaft und Glauben das Wort, indem er davor warnte, auf beiden Seiten die Probleme als schon gelöst anzusehen. Am Abend war großer Kommers in der Burgvogteihalle, der erste, an welchem Stockmeyer teilnahm, wie er selbst in einer launigen Rede gestand. Er entschuldigte sich, bisher als „Wilder“ gelebt zu haben und gab seiner Freude Ausdruck, am heutigen Abend in die Kultur eingetreten zu sein.

Es kam Stockmeyer zu gut, daß ihn so wohl sein Amt in der nicht eben großen St. Martinsgemeinde, wie später dasjenige am Münster, wo er genau genommen keine eigene Gemeinde hatte und auch vom Jugendunterricht dispensiert war, nur mäßig mit spezieller Seelsorge und Casualien belastete. Er arbeitete nicht auffallend leicht, wußte aber seine Zeit sorgfältig einzuteilen und auszunutzen, sowie er die Grenze sehr genau kannte, bis zu welcher seine Kraft und Pflicht zu Leisten reichte. Hast und vielgeschäftiges Wesen war ihm fremd, aber ebenso hat man ihn auch nie müßig gesehen. Seine ungewöhnliche Leistungsfähigkeit auf den verschiedenen Gebieten verdankte er aber auch vielfach dem Umstand, daß seine kluge und thatkräftige Frau ihm eine Menge kleine praktische Geschäfte, die andern Männern viel Zeit rauben, mit sorgsamer und geschickter Hand abnahm; so besorgte sie, in spätern Jahren fast ausschließlich, die ausgedehnte Korrespondenz mit Freunden und Verwandten. An ihrer Seite genoß er eines fast 50jährigen reichen ehelichen Glückes. Sie darf es am Ende ihres Lebens bezeugen: „Seine Liebe ist mir täglich wieder neu und frisch gewesen und habe ich sie jeden Tag aus meines Gottes Hand mit neuer Dankbarkeit als ein Gnadengeschenk empfangen.“ Wie hoch er sie zu schätzen und auch zu trösten wußte, das sprach er

aus in dem folgenden Gedicht, das er ihr zugleich mit einem Kranz von Edelweiß von einem Sommeraufenthalt in St. Moritz als nachträglichen Gruß zur silbernen Hochzeitsfeier sandte:

O Edelweiß!
Sei Krone, silberhell und blütenleicht
Zum Silberfest dem kranzeswerten Haare,
Dem treusten Bundes fünfundzwanzig Jahre
Der braunen Locken manche schon gebleicht
Zu Edelweiß.

Ja Edelweiß!
Dir kommt er recht, der edle Name, zu,
Du teures Haupt, das du gefleht, gestritten,
Dich still gehärmt, Unruh und Angst gelitten
Wohl manche Nacht um deiner Kinder Ruh,
O Edelweiß!

Mein Edelweiß!
Nun sei getrost und fest und zweifle nicht!
Aus deinen Schmerzen wird dir Friede blühen,
Wie aus dem Felsgestein auf rauhen Flühen
Mit seinem süßen Silberglanze bricht
Das Edelweiß.

In der That das Kreuz blieb nicht aus. Wohl durfte Stockmeyer es erleben, seine fünf Kinder (zwei Söhne und drei Töchter) glücklich verheiratet zu sehen und ein Kranz von 27 Großkindern umgab das ehrwürdige, geliebte Familienhaupt; doch riß der Tod im engern und weitern Familienkreis manche schmerzliche Lücke. Tief schmerzte ihn der Verlust eines Knaben, der gleich nach der Uebersiedlung der Familie nach Basel im frühen Kindesalter und des ältesten Sohnes, der erst vor zwei Jahren durch einen raschen Tod dahingerafft wurde, der Hinschied von zwei lieblichen Großkindern und eines Schwiegersohnes; vor allem aber beugte ihn der im Jahre 1887 erfolgte Tod seiner Gattin. Und was er sonst noch an Weh und Trübsal zu erdulden hatte, er trug es mit wortloser und klagloser Ergebung. Es war nicht seine Art, über

die innersten Vorgänge der Seele viele Worte zu machen. Er hat Freude und Schmerz tief im Herzen bewegt und verarbeitet. Fernstehende mochten ihn für steif und kalt halten. Allein im Grunde war er sehr weich und gefühlvoll und die Rührung übermannte ihn leicht. Seine scheinbare Kälte war nichts anderes als die Waffe, mit welcher er sich gegen das Hervortreten der Rührung zu wehren und peinliche Auftritte zu vermeiden suchte. Er hatte sich bestrebt, sein Denken und Empfinden, Reden und Schweigen unter strenge Zucht zu stellen. Gelassen konnte er zuhören, wenn andere ihre Meinung mit Unverstand geltend machten und schweigend seine eigene bessere Ansicht für sich behalten. Es war seiner bescheidenen und demütigen Art zuwider, die eigene Person irgendwie in den Vordergrund zu stellen. Man hatte, wenn er seine Meinung kund gab, nie das Gefühl, als habe er sich erst ad hoc orientiert oder als sähe er es darauf ab, mit seinem Wissen zu glänzen, sondern als schöpfe er schlicht und mühelos aus dem Vollen. Für erledigte auswärtige Professuren ist er mehrmals in Vorschlag gebracht worden. Aber er machte bezeichnender Weise nicht einmal seinen nächsten Angehörigen, den Kindern, Mitteilung davon, geschweige den Behörden und Zeitungen. Selten war es ihm gegeben, sich im familiären Zwiegespräch spontan und herzlich zu äußern, wie er es denn selbst gegen eine liebe Freundin des Hauses aussprach, am leichtesten werde es ihm, sich auf der Kanzel auszusprechen. Und fügen wir bei: in seinen Gedichten, zumal in frühern Jahren. Wir teilen an dieser Stelle noch eines derselben mit, welches uns zeigt, wie tief und gläubig er den Schmerz und den Segen der Heimsuchung empfand.

### Heimsuchung.

Du klagst, daß du zu schwer vom Herrn
Seist h e i m g e s u c h t, o Herz!
Dring ein in dieses Wörtleins Kern
Und stille deinen Schmerz.

Wer ist's, der sucht? Ei das ist dein
Getreuer Herr und Hirt.
Wen sucht Er? Ach ein Lamm, das Sein
Vergessend sich verirrt.

Und wohin sucht sein Lamm Er doch?
Er sucht es heim zu sich.
Wohlan, mein Herz, was klagst du noch,
Daß er heimsuchte dich?

Und däucht die Heimsuchung dich schwer —
Bedenke: Sein nicht ist
Die Schuld, daß du, mein Herz, so sehr
Schwer heim zu suchen bist.

Nur eines ist des Jammers wert:
Wenn er ein Herz durch Schmerz
Heimsuchen will und dennoch kehrt
Zu ihm nicht heim das Herz.

Auch in der Erziehung seiner Kinder hat er weniger durch Ermahnungen und Belehrungen als durch seinen sanftmütigen, gerechten und gewissenhaften Wandel ohne Wort zu wirken gesucht. Mit einer einzigen, kurzen Bemerkung, voll feiner Ironie, vermochte er größere Beschämung hervorzurufen als mit langem Zureden. Die Seinigen hätten wohl oft gewünscht, daß er mitteilsamer gegen sie wäre; zwar war er gerne bereit, aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Erfahrung zu geben, nur mußte man ihn fragen und dies zu thun, getraute man sich nicht immer. „Der liebe Gott," so schrieb er einmal an Rudolf von Raumer, „der noch immer fort uns Alte erzieht, muß am Ende auch an unsern Kindern das Beste thun, an denen unsre ganze Kunst darauf hinausläuft, ihnen auf alle Weise und auch an unserm Beispiel zu zeigen, wie man sich vom lieben Gott erziehen lassen muß. Darin liegt das Korrektiv für die Mängel und Fehler unsrer Erziehung, die unsres Beispiels mit eingeschlossen."

Freilich die seltenen Anlässe, wo er in besonders ernster Stunde ein vertrauliches Wort redete, blieben denn auch unvergeßlich. So hat er einem seiner Kinder, das von schwerer Krankheit wieder genas, eine Uhr mit den folgenden Versen überreicht:

Die Uhr verkündet dir die Zeit,
Gott aber mahnt zur Ewigkeit.
Vom offnen Thor der Ewigkeit
Ruft Gott zurück dich in die Zeit.
So lerne messen deine Zeit
Und nützen für die Ewigkeit.

Seine Erholung suchte er im Anhören guter Musik, in der Beschäftigung mit den hervorragenden Werken der deutschen Litteratur und des klassischen Altertums, und in edlem Freundeskreis. In der Musik gehörte Bach zu seinen Lieblings-Komponisten. Bei den Modernen vermißte er oft den keuschen, heiligen Ernst. Die Alten haben Tänze komponiert, zu denen man beten, und die Neuen komponieren Gebete, zu denen man tanzen kann — pflegte er zu sagen. Noch bis ins Alter gehörte er zusammen mit Wackernagel, Reber, Steffensen, Hagenbach, Karl und Rudolf Sarasin, Miville u. a. einem Lesekränzchen an, in welchem litterarische Meisterwerke gelesen wurden. Er selber war ein ausgezeichneter Vorleser. Ein Drama Shakespeares, Göthes oder ein Lustspiel des Dänen Holberg von ihm vorlesen zu hören, bot hohen Genuß. Wie er Zeit erübrigte, einen Kreis junger Töchter, meist Gespielinnen der Seinigen, in besonderen Kursen in die deutsche Litteratur einzuführen, so versammelte er hin und wieder die Freunde seiner Söhne oder seine akademischen Zuhörer zu Leseabenden. Aus seinen Lieblingsdichtern standen ihm stets eine Fülle von Citaten zur Verfügung und köstlich war jeweilen seine Verwunderung, wenn die Seinen ihm auf die Frage: Wo stehen diese Worte oder Verse? die Antwort mußten schuldig bleiben.

Mit seiner leutseligen Gattin zusammen übte er reichliche Gastfreundschaft. Der Reihe nach wohnten für längere Zeit Söhne und Töchter von Geschwistern und auswärtigen Freunden als Kinder im Hause. Die Besuche, welche schon den Oltinger Aufenthalt so gewinnbringend gestaltet hatten, setzten sich auch in Basel fort. Es kamen ab und zu, außer den alten Freunden: Raumers, von Schaden, Hofmann, Phil. Wackernagel, Zündel in Bern, Gaß in Breslau, später in Heidelberg, auch neue: Tholuck, Müllensiefen, Zimmermann in Karlsruhe, Steinheil aus Rothau im Elsaß. Auch die geniale Bettina von Arnim, die Stockmeyers in Badenweiler kennen gelernt hatte, stieg einmal mit ihren Töchtern im Pfarrhaus zu St. Martin ab und entzückte dessen Bewohner mit ihrer poetischen Liebenswürdigkeit. Im Jahre 1861 reiste Stockmeyer mit seinem ältesten Sohne nach Erlangen zu Raumers goldener Hochzeitsfeier. War er doch bis zuletzt Raumers Kind und seine Söhne und Töchter Raumers Großkinder geblieben. Es ist rührend zu sehen, wie eingehend Raumer sich berichten läßt über das Gedeihen und die Entwicklung seiner Basler Großkinder, wie liebevoll er bis ins Detail hinein Ratschläge erteilt, ihre Erziehung betreffend, wie freimütig Frau Esther ihre Einwendungen macht und wie freundlich er dieselben beantwortet. Im Jahre 1865 schloß er die Augen. Ein Brief, den er nicht lange vor jener Zeit an Stockmeyer schrieb und der als ein köstliches Vermächtnis darf betrachtet werden, bekundet uns die wunderbare Herzens- und Geistesfrische des Greises. Er sagt u. a.: „Wie Du *mir* dankst! Ich will den Dank dem übergeben, von dem alle gute und vollkommene Gabe kommt. Was hast Du lieber Mensch, das Du nicht empfangen hast? Aber der treue Gott hat uns doch nicht zu toten Gefäßen und Vermittlern gemacht, er schenkt uns vielmehr Freude, als thäten wir alles in eigener Kraft. Wenn ich dem 81. Geburtstag nahe, vom Alter manches zu leiden habe, so darf ich nicht klagen. Habe ich doch

nicht eigentliche Schmerzen und ist mein Kopf klar genug, um mit Freuden zu arbeiten.“

In welcher Stimmnng Stockmeyer selbst dem Alter entgegenging, zeigt ein Brief, den er am 28. Juli 1873, seinem Geburtstag, an die Seinen schrieb und in welchem er u. a. sagt: „Euer aller Liebe thut mir sehr wohl. Meine Empfindungen am heutigen Tage, der mich in die Nähe der sechziger bringt, ringen sich zwischen Hallelujah und Kyrie eleison hin und her. Und so muß es ja wohl sein bis ans Ende unsrer Wallfahrt. Lauter Hallelujah ohne: Herr erbarme dich! würde dem Lobgesang selbst seine dankende Kraft nehmen; aber so giebt das Hallelujah dem Herr erbarme dich neuen Mut und gläubige Zuversicht.

Grund genug, mich selbst zu erniedrigen, hätte ich, und doch fällt es dem alten Adam so schwer!“

Bis ans Ende seines 77sten Lebensjahres durfte er in voller Amtsthätigkeit stehen. Von einem schweren Herzleiden, das ihn im Herbst 1887 befallen, hatte er sich in einer, für sein hohes Alter wunderbaren Weise wieder erholt. Im Frühjahr 1891 zwang ihn abnehmende Gedächtniskraft, vom Pfarramt und Kirchendienst zurückzutreten. Die Gemeinde sprach ihm ihren Dank und ihre Liebe in schönster Weise aus. Aber gleichwohl war es ihm schwer und schmerzlich, sich von der so lieben Predigtthätigkeit zu trennen, ihm, dem Mühe und Arbeit so köstlich war. Doch blieb ihm noch seine Wirksamkeit an der Universität. Allein im Frühjahr 1894 mußte er auch darauf verzichten. Bis in den Sommer hinein litt er an starken Asthmaanfällen, die ihn zu seinem Leidwesen ans Haus bannten. Doch traten dieselben in den letzten Monaten wieder mehr zurück, so daß er ohne allzu große Beschwerden und meist in geistiger Munterkeit unter den Seinen weilen konnte. Er wohnte mit seiner ältesten Tochter zusammen, die ihn treu und liebevoll pflegte. Ueberaus liebevoll hat er seine Kinder und Großkinder, die ihn besuchten,

empfangen und sich gern von ihrem Wohl und Weh erzählen lassen. Bis zuletzt wußte er in seiner feinen, geistvollen Weise ein passendes Wort zu sagen. Befreit von den Sorgen und Pflichten des Amtes, war er von einer wohlthuenden Weichheit des Gemütes und über sein Wesen war ein Strahl der Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgegossen. Geduldig hat er nach vollbrachtem Tagewerk auf seinen Herrn gewartet. Wehmütig stand er hin und wieder vor den Bildern seiner Lieben, die ihm vorangegangen waren, und einer Freundin schrieb er noch in den letzten Wochen als Dank für übersandte Blumen:

Für die Blumen Dank von Herzen,
Sind sie doch wie Himmelskerzen,
Bringen uns die Liebesgrüße
Der Geliebten, deren Füße
Schon im Heimatlande sind.

Die lateinische Dankesurkunde, die ihm die theologische Fakultät zum vollendeten 80. Jahre überreichte, nahm er gerührt entgegen. Sonst hatten die Außenwelt und die Gegenwart keine Ansprüche mehr an ihn zu machen und er nicht an sie. Er durfte mit Luther sagen: „Die Welt ist meiner müde, so bin ich ihrer müde; wir werden uns leicht trennen, gleichwie ein Gast die Herberge nicht ungerne verläßt.“ Dann wurde ihm zu teil, wonach er sich oft gesehnt. Er durfte am Morgen des 15. November 1894 sanft und schmerzlos, fast ohne Kampf ins ewige Leben hinüberschlummern.

Auf seinem Grabstein steht, wie er selbst gewünscht hat, in griechischen Buchstaben der Spruch:

Jakob. 5, 11: Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben.

Wir aber schließen beim Rückblick auf sein langes, reichgesegnetes Leben mit den Worten, mit welchen sein ältester Sohn ihn zum 78. Geburtstag, den er in Badenweiler feierte, gegrüßt hat:

Es war kein rauher Herbst, es war ein Sommerabend,
Nach heißer Tageslast mit milder Kühle labend,
Ein reichbeglücktes Geben der Natur —
Als ich durch helle Au'n, zum dunklen Schwarzwald fuhr.
Die Schnitter überall mit Dank und Erntewonne,
Sie trugen Garben heim im Gold der Abendsonne,
Gereift im Himmelstau, von heißer Sonne Zucht,
Und an den Hügeln reift der Rebe edle Frucht.
Und jede Garbenlast, die sie mit Fleiß erwarben,
Umfaßten sie mit Lust, in Hoffnung neuer Garben,
Weil jedes Korn die Kraft zu neuen Ernten beut,
Mag längst auch ruhn die Hand, die einst es ausgestreut.
Es ist kein rauher Herbst, es ist ein Sommerabend,
Mit naher Ernteluft, die stille Seele labend!

# Sebastian Münster und Matthäus Merian.

## Eine Elysiumsplauderei.

Als Festspiel zur Basler Jahresversammlung
der
Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz
am 19. September 1895
verfaßt von **Albert Geßler.**

### Personen.

Sebastian Münster, † 1552.
Matthäus Merian der Aeltere, † 1650.

Zeit: Die Gegenwart. Ort: Ein abgelegenes Gartenhaus in den elysäischen Gefilden.

Sebastian Münster (über seiner „Kosmographey").

Ach wäre doch dies Warten schon vorbei!
Da sitz' ich und studier' Kosmographey
Nun schon seit bald dreihundertfünfzig Jahren:
Seit ich zu Basel in mein Grab gefahren,
Hatt' ich noch keinen stillen Augenblick.
Wann endlich ändert sich dies Wehgeschick?
Ein Fegefeuer ist es nicht zu nennen,
Doch was ich leide, schlimmer ist's als Brennen:
Ich grüble stets und will zu Neuem kommen
Und muß doch sehn, es will mir nirgends frommen;
Kein Fündlein mehr, kein Kärtchen mir mehr glückt,
Mir brummt der Kopf; ich glaub, ich bin verrückt. —
Ich weiß es wohl, dort unten auf der Welt
Wird Buch um Buch und Bild um Bild erstellt.
Längst bin ich überholt; ich weiß, sie warten
Und kommen dann dereinst mit Buch und Karten
Und sagen: „Münster, alter, eitler Narr,
„Ja, kritzle du dir hier die Finger starr,
„Du kommst nicht weiter mehr auf deiner Bahn;
„Was du gemacht, ist hin und abgethan!"
Das kann ich nicht, das mag ich nicht ertragen .....
(traurig) O wann, wann enden diese Höllen-Plagen,
Wann endlich geh' ich aus der Prüfung Thür
Zur Seligkeit des ew'gen Lichts herfür! — —

(Er sinkt auf sein Buch).

Matthäus Merian der Aeltere
(ist langsam näher getreten).

(für sich) Vielleicht darf ich es doch jetzt einmal wagen,
Den alten Bastian Münster anzufragen;
Schon lang umirr' ich seine stille Klause,

Doch war er noch für keinen je zu Hause;
Es traf sein Blick den Harrenden noch nie;
Versunken ist er in die Kosmographie.
Nur eben schien's mir, als ob er sich rege
Und langsam schwer sich auf dem Stuhl bewege.
(laut) Herr Münster! — He, Herr Münster, hört mich an!
Ich bin ein Freund, Matthäus Merian,
Und komme her, als Landsmann Euch zu grüßen.

Münster (unwillig).

Ein Freund? das schöne Wort soll wohl versüßen,
Was Ihr mir Bitteres jetzt sagen wollt.
(ruhiger) Doch sagt's, ich hab' im Voraus schon gegrollt
Und kann jetzt hören, ja, ich sei ein Thor,
Daß ich das Studium, das ich einst erkor,
Hier oben emsig weiter noch betreibe
Und doch stets auf dem gleichen Flecke bleibe.
Ich weiß, mein Ruf, der einst die Welt durchdrungen,
Er ist dahin, mein Name längst verklungen!

Merian (tröstend).

Nicht doch, Herr Münster, wollet nicht verzagen;
Sie denken Euer noch in diesen Tagen:
Was Ihr studiert, gezeichnet und geschrieben,
Ist in der Menschen Hand und Mund geblieben.
Wißt Ihr denn gar nicht, Meister, was geschah,
Seit Basel Euch voll Trauer scheiden sah?

Münster.

Wie sollt ich's wissen, muß ich doch studieren,
Muß rechnen, pausen, zeichnen und gradieren,
Bis der Erlösung frohe Stunde schlägt,
Die mich in des Vergessens Räume trägt.

Merian.

Da ist mir's wahrlich besser hier ergangen;
Denn seit für mich die Sterbeglocken klangen,
Spazier' ich hier in sel'ger Tändelei
Und bin von Studien und von Sorgen frei,
Bis einst auch mir, vielleicht mit Euch zugleich,
Sich nach der Prüfung aufthut Gottes Reich.
Bis dahin wandl' ich im Elysium
Und seh' mich in dem schönen Garten um;
Ich kann mich doppelt an der Landschaft laben,
Muß ich sie doch nicht mehr in Kupfer graben.
Und will das Warten je zu lang mir werden,
Betracht ich das Gewimmel dort auf Erden
Und sehe zu, ob sie noch unser denken
Und unsern Werken noch Verständnis schenken.

(ermunternd)

Herr Münster, und da hab ich denn erfahren,
Daß Euer Ruhm nicht alt ward mit den Jahren.
Denkt: Euer Buch durchläuft die Welt bis jetzt,
In alle Sprachen ward es übersetzt;
An dreißigmal hat Euch Herr Henric Peter
In Druck gegeben — —

Münster (freudig erstaunt).

— — Dreißig?! — O so steht er
Jetzt nicht mehr da und tobt und skandaliert,
Er sei mit meinen Büchern angeschmiert?

Merian (ironisch lächelnd).

Herr Münster, habt Ihr jemals schon vernommen,
Ein Druckerherr sei zu Profit gekommen?
Macht ihn auch noch so reich die Geistes=Ware,
Arm bleibt er immer — punkto Honorare.

Zufriedenheit im Reich der Druckerschwärze!
Saht ihr je Trauben reifen schon im Märze?

Münster.

So saht mein Buch Ihr bis auf diese Zeiten
Durch der Gelehrten Kreis lebendig schreiten?
Doch sagt, wie hat es denn der Welt genützt,
Und was hat vor dem Alter es geschützt?
Ich hab — gestanden sei's, Herr Merian,
Gar Vieles in mein Buch hineingethan,
Was selbst ich nie geglaubt und — nie gewußt
Man wollt' es so, da sagt' ich mir: Du mußt!
Ich sollte wissen, wie's in Indien sei,
Da schrieb ich: „So und so," und log dabei;
Man sprach von Menschen mit dem Kopf im Bauch,
„In Afrika," sagt' ich, „giebt's solche auch;"
Und da vom Meeresgrund ich sollte kunden,
Hab ich die Ungeheuer halt — erfunden.
Kurz, unsre Welt ist stets noch gern belogen,
Drum log ich frisch.

Merian.

— Und habt Euch selbst betrogen!
Denn wißt, das Flunkern von den Fabeltieren,
Von Mißgeburten, die nicht existieren,
Vom Teufelsgott im Hafen Calicut
Und was Ihr fabeltet von Drachen=Brut,
Das ward gar bald als Lügenwerk erkannt . . . .
(lächelnd) Darum, Herr Münster, seid ihr hier gebannt
Und müßt hier fruchtlos über Büchern schwitzen,
Dieweil wir kühl im grünen Garten sitzen.

Münster.

O ja, es hat mich immer schwer gedrückt,
Daß ich mein Buch mit Lügen ausgeschmückt;

Schon damals zwar hat's Einer mir gesagt,
Ich hätte wohl ein wenig viel gewagt,
Man werde schließlich mich noch Schwindler nennen
Und mir den ew'gen Nachruhm aberkennen.
Und der das sprach, das war ein Fürst der Wahrheit,
Mein größter Freund, ein Genius voll Klarheit,
Ein Mann, der lauter war bis auf die Knochen:
Aegidius Tschudi war's, der so gesprochen.

Merian.

Der Tschudi? So! — Sagt Meister, wißt Ihr's nicht,
Der war von Allen ja der schlimmste Wicht;
Der log, daß sich noch jetzt die Balken biegen,
Wenn die dort unten nur sein Buch durchfliegen.

Münster (zornig).

Jetzt schweigt, und machet schnellstens Euch davon!
Ich merk es jetzt, Ihr redet mir zum Hohn.
Fort, fort! Wer mir auf meinen Tschudi schilt,
Den bin ich nicht zu kennen mehr gewillt. —
Ein Mann vom allerält'sten Schweizeradel:
O Tschudi, Freund, du warest ohne Tadel.

(Zu Merian, der immer noch bleibt):

Wollt Ihr Euch noch nicht bald zum Teufel scheren!

Merian.

Nur nicht so grob, und lasset Euch belehren:
Daß Tschudi adlig, fingt Ihr vorhin an —
Er ist's so wenig wie ein Merian!

Münster (wütend).

Das Maul gehalten, sag ich, packt Euch jetzt!
Seht doch den Stammbaum an, wenn's Euch ergetzt,
Dort hat Aegidius Glied um Glied gezeigt,
Wie sein Geschlecht zur grauen Vorzeit steigt.

Merian (erregt).

Das eben ist's, Herr Grobianus, hört:
Wie Euch hat Tschudi auch noch uns bethört;
Doch war von Wahrheit in ihm nicht ein Funken;
Sein Stammbaum ist erlogen und erst — —
Verzeiht — fast werd ich selber jetzt noch grob.
Ihr dürft es sein, mir wär's geringes Lob.
Ihr seid noch in des Luther Schul' gegangen,
Wo Knüppelhieben gleich die Worte klangen.
Doch — auch noch auf das Chronikon zu kommen, —
Auch dort ist manches aus der Luft genommen,
Was er uns keck als Wahrheit angepriesen.
— Das ist jetzt Alles klipp und klar bewiesen!

Münster (außer sich).

Wer, wer ist das, der solchen Lug erfand?
Ersticken soll er an der eig'nen Schand!

Merian (beschwichtigend).

Legt ab den Zorn, der jedes Maß Euch raubt!
Ich selbst hab an den Tschudi ja geglaubt,
Und erst der gestrige „Elysiumsbote“
Hat uns gebracht die traurig böse Note.

(Giebt ihm ein Blatt)

Hier nehmt und leset selbst die neuste Nummer;
Die ganze Schweiz ist drüber voller Kummer.

Münster (giebt das Blatt zurück).

Es ist so; ja, ich kann es nicht bestreiten;
So waren wir in jenen alten Zeiten.
Was wir nicht wußten, macht' uns keine Pein;
Wir schrieben's auf, wie's hätte können sein,
Und niemand ging uns damals auf die Eisen,
Man fragte nicht: „Wie steht's mit den Beweisen?“

Doch doppelt unklar ist fürwahr mir jetzt,
Daß doch mein Buch noch heute sei geschätzt.
Denn was ich drin vom Schweizerland geschrieben,
Das ist doch nicht von ew'gen Wert geblieben.
Das konnte jeder ja mit Augen sehn,
Er brauchte nur zwei Füße, um zu gehn.

Merian.

Grad eben das ist's! — Was Ihr selbst geschaut,
Und wo Ihr nur Euch selber habt getraut
Und nicht dem Ptolemäus und den Alten,
Da ließet Ihr die wahre Weisheit walten.
Und was Ihr da gesehen und gesagt,
Das ist, was jetzt den Menschen noch behagt.
Ihr merkt: Nur wo die Wahrheit selber spricht,
Da fehlt der Lohn, ja fehlt der Nachruhm nicht.
Was Ihr erzählt von „teutschen" Ländern allen,
Das hat auch mir zu jeder Zeit gefallen;
Drum hab ich — Ihr war't tot seit siebzig Jahren —
Zum Dank für das, was ich bei Euch erfahren,
Mit vieler Arbeit in zwei sauren Wochen
Zu Eurem Werk ein Titelblatt gestochen —
Und als ich an mein Lieblingsbild gegangen,
Mein Basel hab zu stechen angefangen,
Da waret wieder Ihr mein bester Leiter,
Wie Ihr, so zeichnete die Stadt kein zweiter.

Münster (warm).

Dein Basel, sagst du, liebst du diesen Ort,
Der mir einst Schützer war und Glaubenshort?
Mein Basel war's. O mög es ewig dauern!
(begeistert)
Das war ein Leben einst in jenen Mauern:

Ich war genährt von echter Wissenschaft,
Das Evangelium stand in voller Kraft!
O Basel, könnt ich jemals dir vergelten!
Wie du ist keins, und gäb es zwanzig Welten!
Und, Merian, Ihr nennt's das Eure auch,
So saget mir, ist's dort noch jetzt der Brauch,
Daß offen stehn des Geistes weite Pforten,
Und daß man weiß und rühmt an allen Orten,
In Basel sei willkommen und begehrt,
Wer Wissenschaft und lautre Wahrheit ehrt.

Merian.

Gewiß, und andres noch kann ich Euch künden:
Daß sie mit steter Liebe dort ergründen,
Was früher man in Basel hat getrieben,
Und was Ihr Alten drüber aufgeschrieben.
Auch jenen Stadtplan, den ich einst gemacht,
Den haben neu zu Ehren sie gebracht:
Zwar sieht mein Basel jetzt ganz anders aus,
Und doch hat jeder die Kopie im Haus
Von jenem Werk, das mir viel lange Stunden
Einst mit der Arbeit stillem Glück durchwunden.
Wie hab' ich da gesonnen und probiert,
Bis ich den rechten Standpunkt ausstudiert,
Und dann das Zirkeln, Construieren, Messen,
Ich hab' es heut noch immer nicht vergessen.
Jetzt — fangen sie es freilich anders an:
In eine hohle Kugel sitzt ein Mann;
Die Kugel, voll von leichtem Hydrogen,
Die hab' ich jüngst zum Himmel steigen sehn,
Und als sie dann grad über'm Rheine flog,
Der Mann an einem kleinen Kasten zog,

Da floß hinein das Licht und etwas Dunst,
Und schöner war's als alle meine Kunst,
Wie dann die Bilder aus dem Kästchen kamen. —

(Nach einer kleinen Pause)

Und doch, Herr Münster, nennt man unsre Namen.
Kommt mit — hinunter! Laßt uns ihnen sagen,
Daß tiefen Dank wir in den Herzen tragen.

Münster.

Wie meint Ihr das? Hinunter auf die Welt?
Daß Petrus dann das Paradies verstellt
Und uns nicht mehr hinein läßt in sein Haus.
Und dann — wie nähmen wir uns drunten aus?

Merian.

Nur ruhig, Herr, es soll uns schon gelingen,
Des Petrus gute Laune zu erzwingen.
Und was die Menschen drunten anbetrifft,
So hab ich hier in Händen eine Schrift, [1])
Die wollt ich eben heut Euch einmal zeigen;
Wir geben denen drunten sie zu eigen;
Sie wird uns dann in den gelehrten Kreisen
Den Zugang öffnen, wenn wir wir erdwärts reisen.

(Er zeigt das Buch)

Seht, Pläne sind es, Bilder jener Stadt,
Die Euch und mir so viel gegeben hat.
Hier eine ganz uralte Malerei
Und hier —

---

[1]) Bei Gelegenheit der Jahresversammlung der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Basel wurde dem Präsidenten, Herrn Prof. Dr. Gerold Meyer von Knonau, sowie den anwesenden auswärtigen Mitgliedern die von der Basler Historischen- und antiquarischen Gesellschaft herausgegebene Festschrift „Die Basler Stadtbilder bis auf Matthäus Merian den Aelteren 1615" überreicht.

Münster (freudig).

— Gebt her! Das ist das Konterfei,
Das einst ich selbst mit vielem Fleiß gemacht!
(warm) So hat denn Basel immer mein gedacht!
(auf den Titel zeigend)
Und Euer auch; hier steht gedruckt zu lesen,
Daß Ihr der allergrößte dann gewesen.

Merian.

Doch war ich nichts, wenn nicht bei Euch ich lernte;
Euch war die Saat, und mir blieb nur die Ernte. —
Doch kommt! Hier ist der Weg, der abwärts geht.
Dort ist der Rhein, und dort ist Basel, seht!
Drin ist ein Saal, ich brauche nicht zu fragen,
Wo jetzt gerade die Gelehrten tagen,
Um sich aus ihres Schweizerlands Geschichten
Das Neue, was sie hörten, zu berichten.
Dort schaut — ganz deutlich durch den Wolkenschleier —
Den Saal, den Präsidenten Gerold Meyer.

Münster.

Ein Meyer! Schlüpft die Sorte denn aus Eiern?
Schon im Elysium wimmelt es von Meyern!

Merian.

Doch ist Euch kaum, Herr Münster, unbekannt,
„Von Knonau“ ist Herr Gerold zubenannt.

Münster.

Von Knonau? Wer von dort am Albis stammt,
Der hieß bei uns, er sei vom „Säuli-Amt.“

Merian.

Ihr redet immer etwas unfein, Meister.

Münster.

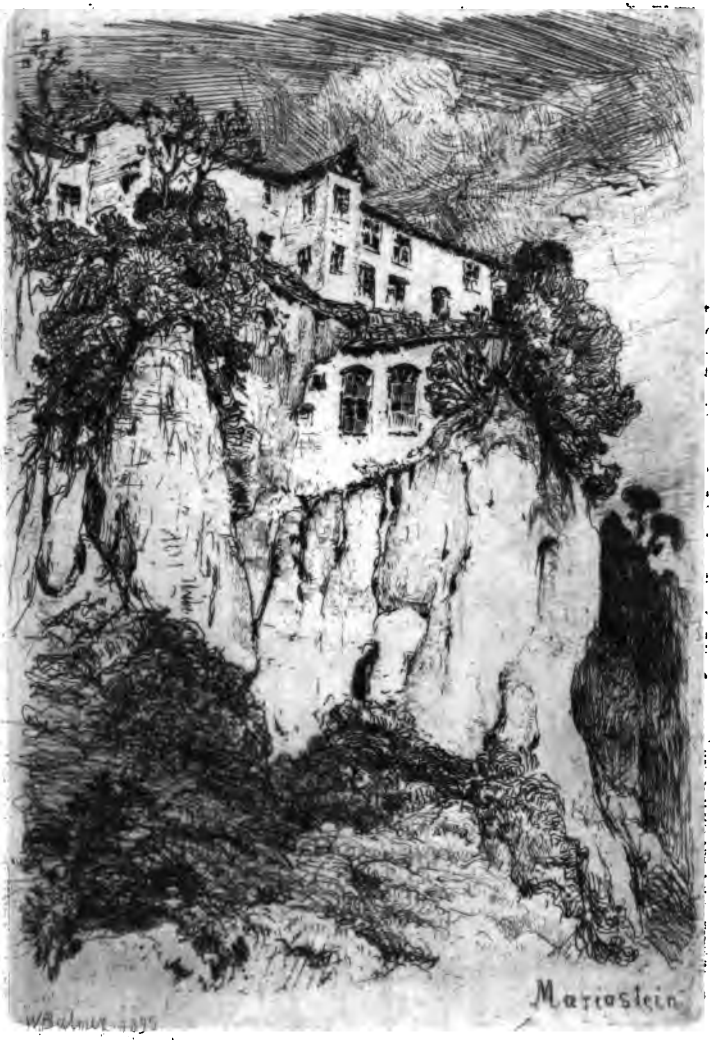
Man wurde früher so im Kampf der Geister.

Merian (zur Versammlung).

Doch seht, hier sind wir. Seid gegrüßt, Ihr Herrn;
Wir treten hier in Eure Mitte gern.
Ihr kennet uns, wir sind von Eurer Zunft,
Drum gebt Ihr uns wohl gütig Unterkunft.
Wir haben längst erfahren, daß noch jetzt
Euch Münsters „Kosmographia“ ergetzt,
Und auch daß ich, Matthäus Merian,
Bei Euch nicht fremd sei, ward mir kund gethan.
Drum nahen wir, um eine frohe Stunde
Der Welt zu leben in befreund'ter Runde,
Zu hören auch vom lieben Schweizerland,
Von Bern, von Zürich und von jedem „Stand,“
Kurz, wie den teuerwerten Eidgenossen
Aus ihrem Freiheitsbund das Glück erspossen. —
Und daß ihr später noch mögt unser denken,
So wollen wir dies Büchlein hier Euch schenken:
Nur Blätter sind's, die in verscholl'nen Bildern
Die Stadt, die uns die liebste war, Euch schildern.
Ich selbst zwar habe nichts dazu gethan,
Das Beste gab hier Herr Sebastian. —
Studieret drin, und nehmt daraus die Kraft
Zu neuer Arbeit für die Wissenschaft,
Der Ihr, wie wir, das Leben ganz geweiht,
Die nur der Wahrheit ihre Waffen leiht!

(Zu Münster und Prof. Gerold Meyer)

Herr Münster gebt, Herr Gerold, mir die Hand!
Wir rufen hier, zum Ruhm dem Vaterland:
Sit in aeterna gloria
Helvetica historia!


Mariastein

# Vor fünfundzwanzig Jahren.

Von Dr. Fritz Baur.

Als im Juli 1870 die blutige Entscheidung zwischen Frankreich und Deutschland unvermeidlich wurde, da wußten die Bewohner unserer Stadt, daß Basel, in der unmittelbaren Nähe des mutmaßlichen ersten Kriegsschauplatzes, an der Grenze der kriegführenden Staaten, auch vor andern neutralen Orten werde berufen sein, in den bevorstehenden Kämpfen eine Rolle zu spielen. Im günstigen Falle bestand diese Rolle in dem schönen Vorrecht der Neutralen, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat. Wenn aber die Feindseligkeiten die Schweizer Grenze nicht respektierten, so mußte angenommen werden, daß Basel unter den Opfern in erster Reihe stehen werde. Darum brachte man bei uns den Ereignissen dieses verhängnisvollen Sommers ein noch lebhafteres Interesse entgegen als sonst in der Schweiz.

## 1. Was man in Basel während des Krieges erlebte.

Am 15. Juli, einem Freitag, war von Preußen die Mobilmachungsordre ergangen und damit thatsächlich, wenn auch noch nicht formell, der unwiderrufliche erste Schritt gethan. Sie wurde auch bei uns als die eigentliche Kriegserklärung aufgefaßt. In Bern, wo gerade die Bundesversammlung saß und der Nationalrat seine Geduld an der Beratung des Geschäftsberichtes erprobte, wurde

dieses Traktandum durch eine Mitteilung des Bundesrates unterbrochen. Die Regierung zeigte an, sie werde sich in den nächsten Tagen genötigt sehen, Vollmachten zu verlangen zur Aufrechthaltung der Neutralität der Schweiz und der Integrität ihres Gebietes. Diese Nachricht traf zu gleicher Zeit in Basel ein mit dem Aufgebot des Auszuges auf den folgenden Tag. Der alte Stadttambour Beck schritt von Straße zu Straße, seine meisterhaften Wirbel schlagend und hernach mit martialischer Stimme die militärische Bekanntmachung verlesend. So wurden unerwartet die Bürger von ihrer Beschäftigung weg unters Gewehr gerufen und Hals über Kopf mußte manche Hausfrau ihre Badekur unterbrechen, um die Zügel des herrenlosen Hauswesens zu ergreifen. Einzelne Bürger freilich befanden sich bereits unter den Waffen, die Kadres und Rekruten des Bataillons unter dem Kommando des Obersten Heinrich Wieland. Am Abend um 8 Uhr, als alles sich in den Straßen drängte, ertönte plötzlich Trommelschlag und schon glaubten Optimisten an die unerwartete Ankunft eidgenössischen Zuzuges. Aber die Trommelschläge wurden bald erkannt als die vom Tagesereignis nichts ahnenden, von ihrem Spaziergang zurückkehrenden Zöglinge der Waisenanstalt.

Die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt war an jenem Nachmittag auf der Straße. Ich erinnere mich, daß wir einen Besuch auf die Bahn begleiteten. Der ganze weite Centralbahnplatz wimmelte von Menschen. Viele lasen ihrer Umgebung Depeschen vor. Niedergelassene aus der Innerschweiz eilten zur Bahn, um nach Hause zu reisen, so daß auch Abschiedsscenen nicht fehlten. Die Abfahrenden wurden ersetzt, wenn auch nur vorübergehend, durch einzelne aus der Schweiz über Basel ihrer Heimat zustrebende deutsche Militärpflichtige.

Dieser Zuzug mehrte sich am folgenden Tag. Die Deutschen warteten vielfach den persönlichen Befehl gar nicht ab. So waren

sie in ihrem bereits halb militärischen Aufzug vielen Baslern ein Gegenstand stillen Ingrimms, manchen der Bewunderung. Ein Telegramm des Bundesrates hatte dem Kleinen Rat Weisungen erteilt über das Verhalten gegenüber solchen Durchreisenden. Deutsche in Uniform sollten nicht geduldet werden. Es bezog sich dies namentlich auf die durch den badischen Bahnhof von einem Teil des Großherzogtums ins andere reisenden Militärs; und in der That ließ der Kommandant der Wache am badischen Bahnhofe am 16. Juli einen deutschen Reservelieutenant, der in voller Uniform und Bewaffnung auftauchte, über die Grenze nach Grenzach geleiten. Sonst war man gegen diese Soldaten nicht allzu streng. Viele führten ihre Waffen sichtbar im Gepäck mit. Nur die Uniform und feldmäßiges Tragen der Waffen war verpönt.

Das Halbbataillon 80, die Auszug-Infanterietruppe, die damals Baselstadt stellte, gehörte nach der alten Organisation zur 1. Division. Dieser (Divisionär Oberst Egloff) wurde die Wache der nordwestlichen Ecke der Schweiz übertragen, und natürlicher Weise hatte die baselstädtische Truppe bis auf weiteres den Schutz der Stadt allein zu besorgen. Sie lag an diesen ersten kritischen Tagen z. T. in Kleinhüningen. Als nach und nach weitere Truppen in die Linie rückten, wurden sie in die Umgegend von Muttenz zurückverlegt. Den Marsch dahin unternahm man in der Sonnenglut eines der heißesten Sommertage. Es kamen Fälle von Unwohlsein vor; Unzufriedenheit wurde erzeugt und widerliche Zeitungshändel blieben nicht aus. Es wurde geklagt, man lasse die Mannschaft zwecklos in der Hitze herummanövrieren, so daß sie fremden Truppen schon „halb zusammengeschunden“ entgegentreten müsse. Der Major des Bataillons erhielt wegen dieses Marsches vom Brigadier, Oberst Bachofen, eine Arreststrafe. Die Strafe scheint den Unrichtigen getroffen zu haben. Das Bataillon 80 konnte unmöglich seine Posten einziehn und den ihm anvertrauten Platz

verlassen, ehe Ablösung eintraf. Weil diese über Gebühr zögerte, wurde auch der Marsch von Kleinhüningen in die Gegend von Muttenz hinausgeschoben und mußte in die stärkste Sonnenhitze fallen. Es mag hier gerade antecipando erwähnt werden, daß die Basler Infanterie während der nächsten Wochen in Pratteln, Muttenz, Frenkendorf und Augst kantonnierte. Da kamen entgegen strengem Verbot viele Ausflüge nach Basel vor und auch sonst ließ die Disziplin manchmal sehr zu wünschen. Dies veranlaßte das Divisionskommando zu einem räßen Tagesbefehl, worin die Rede davon ist, wie das Bataillon „den Rest seines guten Rufes retten" könne.

Anderseits glaubten auch die Soldaten Grund zur Unzufriedenheit zu haben. Man vernimmt Klagen über die teuern Preise der Wirte und die Unfreundlichkeit der Bevölkerung. Namentlich Pratteln kommt übel weg, und ein ärgerlicher Streit zwischen dem Gemeinderat von Pratteln und zweien seither zu hoher Ehre und verdientem Ansehen emporgestiegenen Offizieren zieht sich durch verschiedene Nummern der „Basler Nachrichten" hin. Dieses Los der Unzufriedenheit teilten die Basler mit ihren Waffenbrüdern aus andern Kantonen. Insbesondere die im welschen Jura liegenden Ostschweizer beschwerten sich bitterlich über den Schmutz dieser armütigen Quartiere und über den Geiz von deren Bewohnern.

In der Stadt selber äußerte sich die Kriegserklärung zunächst außer durch die Nervosität der Einwohnerschaft namentlich durch einen gewaltigen Zuzug von Flüchtlingen. Aus dem Sundgau vor allem kamen sie in hellen Haufen. Wir lesen bei Knebel, daß auch während der Kriegsläufte vor den Burgunderkriegen Basel den Elsäßern als Zuflucht diente; ähnlich stands im Jahre 1848 beim sogenannten Judenputsch. Und. gerade wie damals so waren auch 1870 die Flüchtigen zufrieden, wenn sie nur das Spalenthor hinter sich wußten. In der Spalenvorstadt staute sich die Menschen-

welle. Alle die leinwandüberzogenen Wagen und Karren stellten sich hier beiden Trottoirs entlang auf, senkrecht zur Straßenachse. Intime Haushaltungsgeschäfte wurden vor aller Augen auf offener Straße abgewickelt. Es fehlte nur noch, daß Wachtfeuer auf dem Pflaster loderten. Die große Mehrzahl der Flüchtigen gehörte der israelitischen Religion an; denn die Juden spielen bekanntlich im Elsaß eine bedeutende Rolle als Viehhändler und Geschäftemacher. Die Art ihres Betriebes erwirbt ihnen die Zuneigung der Bauern nicht, und sobald Unsicherheit droht oder Unruhen eintreten, sind sie die ersten, die mit Recht für ihre Sicherheit sorgen. Auch sind sie mobiler als der ansäßige Landmann, weil sie wenn immer möglich einen ansehnlichen Teil ihres Vermögens in Bar und in Wertpapieren anlegen, also in einer Form, die rasches Zusammenraffen und wenig umständliche Flucht erleichtert. Nach und nach verlief sich der Schwarm, teils fanden sie festere Unterkunft auf neutralem Boden, teils kehrten sie in ihre Dörfer zurück. Aber dieser Zudrang von Flüchtigen aus dem Sundgau wiederholte sich im Verlauf des Krieges bald stärker, bald schwächer, sobald wirklicher oder vermeintlicher Grund zur Unruhe sich einstellte. Dieser etwas unpraktischen und umständlichen Art des Flüchtens zogen andere die einfachere Methode vor, das Kostbarste in Sicherheit zu bringen. Es entzieht sich der öffentlichen Kenntnis, wie viele Wertpapiere, wie viel bares Geld, wie viel sonstige Kostbarkeiten sowohl aus dem Elsaß als aus dem Badischen auf dem sicherern neutralen Boden Schutz fanden. Mitte September wurden gar die Gelder der Mülhauser Succursale der Bank von Frankreich nach Basel in Sicherheit gebracht. In einzelnen Fällen ging man auch über Gülten und edles Metall hinaus: der Herr von Freystädt aus Istein stellte seine Fuhrwerke für die Zeit der Unruhen in Basel ein. Bei jenen flüchtigen Scharen in der Spalenvorstadt aber ließ sich immer wieder die Wahrheit von Goethes Wort studieren:

„ . . . Es nimmt die Gefahr . . .
„ . . . . . . . . dem Menschen alle Besinnung,
„Daß er das Unbedeutende faßt und das Teure zurückläßt.
„Also führten auch hier, mit unbesonnener Sorgfalt,
„Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend."

Weitere Folgen der plötzlich ausbrechenden Feindseligkeiten machten sich auf dem Gebiete des Verkehrs geltend. Gleich in den ersten Tagen wurde auf den in Basel mündenden Bahnlinien die freie Bewegung gehemmt durch die Truppentransporte, von denen nur der in die Stadt laufende Zweig der französischen Ostbahn frei blieb. Aber auch diese Gesellschaft ließ bald eine Beschränkung eintreten durch strenge Durchführung des folgenden an ihren Schaltern angebrachten Verkehrsgrundsatzes: Les voyageurs allemands de la rive droite du Rhin ne pourront plus entrer en France. Auf der Linie Basel-Karlsruhe sollen schon in den allerersten Zeiten Gefährdungen und Bedrohungen durch die Elsäßer vorgekommen sein. Man klagte schon damals, es sei auf die Züge geschossen worden, und die Beschwerden verstummten während der ganzen Dauer des Krieges nicht. Feste Grundlage scheinen sie aber nur gehabt zu haben, als in der ersten Hälfte des Septembers organisierte Franctireurbanden das Oberelsaß unsicher machten. Ich erinnere mich, daß damals ein Mitschüler, aus Müllheim wenn ich nicht irre, uns oft gruseln machte, wenn er uns erzählte, die Kugeln haben durch den Wagen gepfiffen und die ganze Reisegesellschaft habe sich dadurch gesichert, daß sie unter die Sitzbänke kroch.

Doch den seßhaften Basler kümmerte das weniger als die Hindernisse, die mit der Kriegserklärung die Verproviantierung der Stadt erschwerten. Da war zunächst das Wiesenthal durch irgend welche Verordnung von Basel abgeschnitten worden. Den Marktweibern wurde von den badischen Grenzwächtern das Verlassen ihres Vaterlandes untersagt und das Verbot mehrere Tage aufrecht erhalten. Allein die resoluten Frauen wußten sich zu helfen. Sie

gingen vor die richtige Schmiede, indem sie dem verstorbenen Staatsschreiber Dr. Gottlieb Bischoff ihre Not klagten. Der wanderte mit seinem damals 16-jährigen Neffen, Prof. Hans Heußler, dem ich viele wertvolle Angaben des vorliegenden Aufsatzes verdanke, nach Leopoldshöhe hinaus und hatte durch persönliche Besprechung mit den maßgebenden Amtsstellen bald den früheren freundnachbarlichen Geschäftsverkehr wieder hergestellt. Am folgenden Tag überreichte ihm eine Deputation Markgräfler Marktfrauen unter Thränen als Zeichen des Dankes einen Korb „Barelleli". — Die erste amtliche Bekanntmachung nach der Kriegserklärung, jene Verordnung des Bundesrates betr. Handhabung der Neutralität nicht gerechnet, war, von der kantonalen Behörde unterzeichnet, die Erhöhung des Ausfuhrzolles für Pferde auf 600 Fr.

Fataler als die zeitweilige Unterbindung des Obstmarktes gestaltete sich das Ausbleiben der unentbehrlichen Bedürfnisse, die man nur oder größtenteils aus einem der Krieg führenden Staaten oder durch deren Vermittlung bezog, so vor allem der Steinkohlen. Von ihnen scheinen nur sehr mäßige Vorräte in der Schweiz gelegen zu haben. Unmittelbarer Grund des Kohlenmangels, der während der ganzen Dauer des Krieges periodisch sich einstellte, war lediglich der Mangel an Rollmaterial. Der größte Teil der deutschen Wagen besorgte die Truppentransporte bis weit nach Frankreich hinein. Gegen Ende des Krieges erwog man ernsthaft, wie den Wagen der französischen Ostbahn, die massenhaft waren in die Schweiz geflüchtet worden, die Wohlthaten der Neutralität zu teil werden könnten. Die Sache war auf bestem Weg; man hoffte, in französischen Wagen deutsche Kohlen nach der Schweiz zu schaffen. Da brachte der Waffenstillstand vom Ende Januar die Sache einigermaßen wieder ins Geleise. In den ersten Kriegswochen machte die Bad- und Waschanstalt vor dem Steinenthor bekannt, daß sie „wegen Unmöglichkeit, in nächster Zeit zu annehmbarem Preis

Steinkohlen zu bekommen," das Wäschhaus einstweilen schließe, Bäder aber wie bisher abgebe.

Für den Mangel an den gebrauchtesten Kolonialwaren wirkten verschiedene Ursachen zusammen. Die ausbleibende Zufuhr, daneben aber auch eine Panik in der Stadt selber waren nach dieser Richtung am thätigsten. Diese Panik, die für Basel eine Aushungerung befürchtete, ließ den Ankauf konsistenter und haltbarer Nahrungsmittel zur eigentlichen Sucht werden. Reis, Teigwaren, dürres Obst, Butter, Speck wurden in allen Zeitungen ausgeschrieben, und wer sich jener Zeiten noch erinnert, der weiß auch, daß die Hausfrauen von diesen Ausschreibungen reichlichen Gebrauch machten. So weit ging der Verproviantierungseifer, daß der Allgemeine Konsumverein, allerdings damals noch in seinen Anfängen und bei weitem nicht so ausgedehnt wie heute, in den Tagesblättern mitteilen mußte, es herrsche in den Läden und im Centralmagazin eine „ungeheure und beispiellose Waren-Nachfrage." Darum sehe sich der Vorstand genötigt, in der Lieferung gewisse Beschränkungen eintreten zu lassen. Später wird kurz zu reden sein von den Verhältnissen im Nachbarland Elsaß, die mit halfen, Basel vom Zucker, Tabak, Reis, Kaffee und ähnlichen Artikeln zu entblößen.

Natürlicher Weise hatte die gesteigerte Nachfrage nach solchen Artikeln auch ein Steigen der Preise zur Folge. Da gleichzeitig das Fleisch aufschlug, ließ die Allgemeine Speiseanstalt im Klingenthal „wegen Verteuerung aller Lebensmittel" einen neuen Preistarif in Kraft treten. Am 1. September, sobald die Umstände es erlaubten, servierte sie zu den alten Preisen. Während so auf der einen Seite landläufige Handelsartikel rar wurden, tauchten neue auf, deren lohnenden Absatz die Umstände zu versprechen schienen. Insektenpulver wird ausgeschrieben von J. Zacherl, der damals noch in Tiflis wohnte und sein Produkt noch nicht Zacherlin nannte, Dennler preist sein Alpenkräuter-Magenbitter an u. dgl. m.

Um über die Verhältnisse des Geldmarktes zur Kriegszeit zu reden, bedürfte es eines Sachverständigen. Ich vermag nur einzelnes Wenige zu erwähnen, ohne es zu einem einheitlichen Bilde gestalten zu können. Daß der plötzliche Ausbruch des Krieges eine Panik auch auf diesem Gebiet erzeugen mußte, leuchtet ein. Am deutlichsten äußerte sich diese in der Zinstragenden Ersparniskasse. Das Blaubuch der Gemeinnützigen Gesellschaft von 1870 sagt darüber: In der Zinstragenden Ersparniskasse erfuhren 1870 die Einlagen nicht eine Steigerung wie im Vorjahr, sondern eine Abnahme um 15,363 Fr., während die Rückzahlungen um 75,858 Fr. stärker waren. Es fällt dies ausschließlich den Bewegungen in der 2. Jahreshälfte (vom 15. Juli an) zur Last; bis dahin war die Geschäftslage nicht weniger günstig gewesen als im Vorjahr. Zur Zeit der stärksten Panik, 2. Hälfte Juli, waren 13,481 Fr. (1869: 34,331) eingelegt und 64,459 (24,583) zurückgezogen worden, und von diesen 64,000 Fr. fallen auf die Woche nach der Kriegsnachricht 46,283 in 286 Posten. Oft kamen bis 70 Anfragen in einem Tag. Ursache war ebensowohl das allgemeine Gefühl der Unsicherheit, als Abreise, Militärdienst, Verdienstlosigkeit. Man fing darum an, nach der Ursache des Rückzahlungsbegehrens zu fragen und nur diese sofort zu befriedigen. Für andere machte die Verwaltung Gebrauch von der seit Jahren fast in Vergessenheit geratenen statutengemäßen Befugnis, die Geldbegehren erst nach 3 Monaten zu erfüllen, namentlich wenn die Einleger ihr Geld nur zu vorteilhafterer Verwendung zu benützen wünschten. So wurden im August und September 35 Kündigungen zu 38,248 Franken vorgemerkt. Mit Ausnahme dieser Rückzahlungen waren schon im August die Bezüge ziemlich auf ihr regelmäßiges Maß wieder zurückgegangen.

Auch in die besitzenden Kreise trugen diese ersten Wochen des Krieges eine Ahnung von Not und Bedürftigkeit. Hatte doch sogar

der Bundesrat durch besondere Abgesandte in England auch gegen beschwerliche Bedingungen kaum eine halbe Million Franken in Bar auftreiben können! Begüterte Basler Familien hatten in ähnlicher Weise Mühe, das notwendige Haushaltungsgeld in Bar aufzubringen. Unsere sämtlichen Banken hätten ihre Guichets schließen können, wenn nicht in Mülhausen die Succursale der Bank von Frankreich, scheinbar unangefochten durch alle die Welthändel, weiter ihre Geschäfte betrieben hätte. Mit der größten Gefälligkeit skontierte sie sämtliche ihr von Basel aus präsentierten Wechsel, nicht nur französische, sondern auch schweizerische und deutsche. Um nur wieder einige Tausend Franken in Bar zu erhalten, pflegten die Basler Bankhäuser ihre Angestellten nach der befreundeten Stadt zu senden, und diese kehrten mit ihrem Golde dann zurück, manchmal in Droschken, wenn etwa, wie dies nicht selten geschah, der Eisenbahnverkehr plötzlich für einige Zeit unterbrochen wurde. Als später die Succursale, wie gemeldet, aus Mülhausen nach Basel flüchtete, hatte der Geldverkehr wieder mehr oder weniger in die gewohnten Bahnen eingelenkt. Man sah, daß der Krieg, wenigstens vorläufig, Basel nicht gefährdete.

Sehr fühlbar wurden die Folgen des Krieges auch in der Unsicherheit der Kreditverhältnisse. Es trat deshalb am 11. August ein Komite von Männern aller Parteien zusammen, das sich unter dem Ratsherrn Karl Sarasin als Kreditverein zur Unterstützung des Gesamtkredites des Platzes konstituierte. Genauer werden seine Aufgaben später umschrieben als „Vermittlung bei der Abwicklung bestehender und Ausgleichung gegenseitiger Verbindlichkeiten; Vermeidung mehrfacher Beschaffung derselben Beträge durch Mitverpflichtete“; der Verein nimmt „Begehren für Anleihen und Vorschüsse entgegen.“ — Der Bundesrat, der Mangel an barem Geld befürchtete, hatte gleich zu Beginn der Feindseligkeiten für die Schweiz den englischen Sovereigns und den amerikanischen Dollars

gesetzlichen Kurs gegeben. Die Maßregel erwies sich in der Folge als sehr vorsichtig, jedenfalls als weit kluger, als die im ersten Moment ebenfalls geforderte Ausgabe von Assignaten. — Es mag in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß von den auf den Zeitpunkt der Verrechnung der Kursdifferenz zu Ende des Krieges in der Bundeskasse deponierten 351,194½ Sovereigns = Fr. 8,850,101. 40 nicht weniger als 35,389½, also reichlich 10 % Baselstadt betrafen.

Doch es ist Zeit, zu den Anfängen des Krieges zurückzukehren. Nach der offiziellen Kriegserklärung pilgerte einige Tage lang ganz Basel nach Hüningen hinaus. Dort war der Betrieb der fliegenden Brücke eingestellt worden, und dieses negative Schauspiel zog starken Besuch an. Bald ward indessen dies Vergnügen vereitelt, denn die Grenzbesetzung fing an ernsthaft gehandhabt zu werden. Schon in jenen ersten Tagen hatte man bei verschiedenen Schweizer-Posten vorbeipassieren müssen, bis man nach der Grenze des völlig von Militär entblößten obersten Elsaßes kam. Später wurde der Uebergang ins Ausland, vor allem aber das Eindringen aus dem Ausland in die Schweiz schwierig. Ein dreifacher Kordon von Schweizertruppen schützte die Grenze vor Eindringlingen. Jeder Feldweg war scharf bewacht, und die Mannschaft nahm es mit ihrer Aufgabe unheimlich ernst. Ein bezeichnendes Erlebnis, das Professor Hans Heußler erzählte, illustriert diese Thatsache. Der Genannte kam im August vom Dinkelberg über Inzlingen gegen Riehen, nachdem er einige Schwierigkeiten schon mit badischen Grenzwächtern gehabt hatte. Ein aufsteigendes Gewitter trieb ihn zur Eile. An dem Basel zugekehrten Ende Riehens wird er mit Werda angerufen und antwortet: Gut Freund. Allein er kam nicht so leicht durch. Den aus dem Haslethal stammenden Soldaten vermochte er sich mit seinem Baseldeutsch nicht verständlich zu machen. Unter Donner und Blitz und strömendem Regen trat um des Gymnasiasten willen die ganze Wache unter Gewehr. Erst nach

teilweise heftigen Explikationen wurde der harmlose Spaziergänger frei. Eine zweite Wache stand am Ausgang der Riehener Reben, eine dritte beim Bahnhof. Der Kordon stand ähnlich beim Lysbüchel und bei der Leopoldshöhe.

Die Grenzbesetzungstruppen trachteten, durch Feldbefestigungen sich ihre Aufgabe zu erleichtern und durch einen sorgfältigen Signaldienst ihm auf längere Strecken Zusammenhang zu geben. So wurde die ganze Bruderholz-Anhöhe von St. Margarethen bis gegen Hinterlinden oberhalb Reinach mit einem Kranz von Schanzen umgeben, an denen Soldaten und Arbeiter aus der Umgegend fleißig schaufelten. Bei der Batterie wurde ein kleines Barackenlager eingerichtet und die alte Schanze, die einst gegen den Schweden gedient hatte, erhielt jetzt ein Fanal. Auf einer hochragenden Stange war ein Petroleumfäßchen befestigt, das mit Pech, ölgetränkten Spänen u. dgl. gefüllt und durch eine Zündschnur mit dem Erdboden verbunden war. Strohwellen, Leinwandzelte, Bretterhütten, Pferde und Uniformierte im Innern der Schanze gaben dem Bild einen überaus malerischen, kriegerischen Anstrich. Eine ganze Reihe solcher Feuerzeichen soll der Grenze entlang bereit gestanden haben, um die Nachricht von der ersten Neutralitätsverletzung von Kanton zu Kanton zu tragen. Das zweite derartige Fanal in Basels Nähe stand bei der Chrischona.

In der Stadt selber hatte man Veranstaltungen getroffen, die mit der militärischen Grenzbesetzung in engstem Zusammenhang standen. Die alte Rheinbrücke, damals als weit und breit einziger Uebergang unendlich wichtiger als heutzutage, war wie ein Schlachtopfer zur Zerstörung gerüstet. Je zwischen zwei Jochen tanzte auf den Wellen ein mäßig großes Kistchen, das, wie man sich mit Gruseln zuflüsterte, Sprengpulver enthielt. Die Kistchen waren unter sich und mit dem Ufer durch Bleiröhren verbunden, die den Schwefelfaden enthielten. Auf den Jochen fehlten die steinernen Sitz-

bänke und standen am Brückenkopf eng zusammengedrängt. Die Lücken der Brustwehr waren mit Brettern verschlagen: Auf diese Weise hatte man die Brücke erleichtert, damit sie im Notfalle besser springen konnte.

Sorgfältig erwog das städtische Quartieramt sofort bei Ausbruch des Krieges die Quartierfrage. Verständiger Weise nahm man Bedacht darauf, die Bürger nicht mit Einquartierung in ihren Privatwohnungen zu belästigen, so lange öffentliche und andere Bereitschaftslokale zu Massenquartieren zur Verfügung standen. So wohnten denn die Grenzbesetzungstruppen, von denen viele Basel nur als Durchgangsstation berührten, in der Klingenthalkaserne, im Kornhaus, in den Lagerhäusern außerhalb des Centralbahnhofs. Kavallerie hauste samt den Pferden in der Predigerkirche, eine Abteilung Dragoner lag meines Erinnerns mehrere Wochen lang auch in einem Privatgebäude, dem VonderMühllischen Magazin am St. Albanthor. Es entstand im Zusammenhang damit bald in der sonst so stillen Vorstadt ein regelrechtes Garnisonsleben. Die Reiter knüpften zarte Verhältnisse mit den Köchinnen an. Auch außer der Zeit der Tagwache und des Zapfenstreichs durchzog die Musik oft mit Sang und Klang die Straßen, und an einem Sonntagmorgen kams einmal am St. Albangraben zu einem gelungenen Tanzvergnügen. Auch Biwak- und Lagerleben kennen zu lernen, hatte man schon in den ersten Tagen des Kriegs Gelegenheit gefunden. Um Mitternacht vom 16. zum 17. Juli rückten in Basel die ersten eidgenössischen Truppen ein, die zwei Aargauer Scharfschützenkompagnien 16 und 40, sowie drei Sappeurkompagnien. Sie brachten den Rest der Nacht auf dem Trottoir vor dem Kornhaus zu. Am Sonntag Vormittag marschierten sie dann zur Wiesenbrücke hinaus. Nachmittags rückte die Landschäftler Schützenkompagnie 19 ein, es folgten Berner, Luzerner, Zürcher. Beim Zuchthaus fanden die Meßhäuslein als Unterkunftlokale Aufstellung und wurden von den Füsilieren bezogen. Die Scharfschützen hatten ein Zeltlager

auf der St. Margarethenwiese unmittelbar jenseits des Bahnübergangs aufgeschlagen. Hierhin spazierte, als in der Folge ein Berner Oberländer-Bataillon die Schützen abgelöst hatte, mit Frau und Kind am Abend der Bürger, um dem fast täglich geübten Schwinget beizuwohnen. Der Bataillonskommandant, der Arzt und der Feldprediger walteten als Schiedsrichter. Auch das benachbarte Ruchfeld bekam auf kurze Zeit Bewohner. Später schlug man unter dem Laubdach des Petersplatzes zeitweilig eine Baracken-stadt von Meßhäuschen auf, die indessen nie bezogen wurde.

Die Bürgerschaft anerkannte die Bemühungen der Behörden, ihr die Unannehmlichkeiten der Einquartierung zu ersparen. Zugleich empfand sie das Bedürfnis, etwas zu thun für die Eidgenossen, die in Wehr und Waffen hergekommen waren, die Nordwestecke des Vaterlandes zu schützen. Es bildete sich ein Komite, das den Militärs einen guten Trunk zu verschaffen sich vornahm; mit Unterschriftenlisten, wie das bei uns Sitte ist, zogen opferwillige Bürger von Haus zu Haus. Zumeist sah mans auf die Einquartierungspflichtigen ab. Es wurden wöchentliche und Aversalbeiträge entgegengenommen. Auch an 16 Sammelstellen nahm man Gaben in Empfang. Die Sammlung hatte schönen Erfolg. Binnen kurzer Frist war genügendes Geld eingegangen, daß man dem Manne nicht nur einen, sondern zwei, in besonders heißer Zeit oder bei außergewöhnlich harter Arbeit sogar drei Schoppen wöchentlich verabreichen konnte. Als von Mitte August an die Zahl der in Basel anwesenden Truppen stark zusammenschmolz, ging man noch weiter. An Bedürftige verteilte man Socken und andere beim herannahenden Winter wünschenswerte Kleidungsstücke, am Sonntag gabs für jeden einige Cigarren oder etwas Tabak. Daran schlossen sich mancherlei Bemühungen zu Gunsten der Schweizer Soldaten. Man stellte ihnen Zeitungen zur Verfügung, machte ihnen die Arbeiter-Bibliothek zugänglich u. dgl.

Auf den 18. August sollte die 1. Division (Egloff) entlassen und in der Bewachung Basels und seiner Umgegend durch die 7. (Isler) ersetzt werden. Dieser Wechsel wurde mit einer Revue über die zu entlassenden Truppen verbunden. Am Dienstag 16. August traf General Herzog mit einem Teil des Stabs in unserer Stadt ein und stieg in Drei Königen ab. Mittwoch früh 10 Uhr begann die große Parade auf der Schützenmatte. Leider verraten die beiden damaligen Tagesblätter nichts über deren Verlauf. Wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, so erfreute sie sich in hohem Grade der Gunst der Witterung. Von der Schützenmatte zogen die Mannschaften der 1. Division auf einer zu diesem Zweck über den Birsig geschlagenen Brücke unter St. Margarethen vorbei ostwärts in die von der 7. Division eben verlassenen Biwaks zwischen St. Jakob und Ruchfeld, während die Division Isler die bisher von der ersten besetzten Kantonnemente bezog. — Die Parade wurde für Basel zum großen Fest- und Freudentag der Grenzbesetzung, schon weil die Stadt bei diesem Anlaß den Höchstkommandierenden der Armee in ihren Mauern begrüßen durfte. Die Basler fanden an dem Schauspiel um so mehr Gefallen, als sie, die doch zwei der höchsten Offiziere in den Stab gestellt hatten, den Generalstabschef Oberst Paravicini und den Oberauditor Oberstl. Bischoff, von den Spitzen der Armee sehr selten etwas zu sehen bekamen.

Am Sonntag, 21. August, als die Gefahr einer Grenzverletzung durchaus ausgeschlossen schien, wurde plötzlich bei Bürgern einquartiert, und zwar im St. Alban- und im Aeschenquartier. Die Reklamationen ließen nicht auf sich warten. Man schalt auf den Kommandanten der 7. Division, Oberst Isler, dem man die Schuld an der Belästigung beimaß, und bemühte sich, nachzuweisen, daß die ganze Soldateska leicht in den Bereitschaftslokalen hätte untergebracht werden können. Ueberhaupt ließ sich gar nicht jeder

Basler durch das malerische, lustige Garnisonsleben bestechen. Man vernimmt in den Zeitungen manchen Notschrei über Belästigungen dieser und jener Art. Da wundert sich einer über den durch die Verhältnisse nicht gerechtfertigten Truppenandrang Mitte August, ein anderer ärgert sich über Getrommel und Gepfeife zur Unzeit, z. B. einmal Tagwacht früh 2 Uhr auf der Rheinbrücke, dritte und vierte fahren dann derartigen Raisonneurs sehr massiv übers Maul.

Einige Wirkungen der Kriegserklärung auf das bürgerliche Leben wurden schon vorhin namhaft gemacht. Alle die weniger bedeutenden Folgen des Ereignisses zu nennen, reichen weder Raum noch Zeit. Wir erwähnen darum nur weniges. Mit dem 20. Juli häufen sich die Anzeigen, daß Geschäftsleute wegen Militärdienstes abwesend sind; die Vereine stellen ihre Sitzungen und Uebungen ein. Felix Schneider empfiehlt Karten vom Kriegsschauplatz; Kern-Schalch stellt sich mit eisernen Soldatenbetten ein; die Empfehlungen diebsicherer Geldschränke und guter Baumwolltuche für Militärbetten dürften auch auf den Krieg zurückgehen. Ob in der Stadt eine besonders gedrückte Stimmung herrschte, wird nicht gesagt. Jedenfalls waren zwei Komiker und eine Wiener Soubrette, unterstützt durch Herrn Honesta, dieser Ansicht, die am 21. Juli im Pflug eine „Aufheiterungs-Soiree“ veranstalteten. Die Zeitungen laden zu freiwilligen Schießübungen ein. Das Vereinshauskomite ordnete auf den 28. Juli eine Gebetsstunde an. Diese fand solchen Anklang, daß sie für die erste Zeit des Kriegs wenigstens — nachher wird sie nicht mehr erwähnt — zu einer feststehenden Einrichtung (jeden Dienstag und Freitag) wurde, und daß man sichs nicht reuen ließ, den Teilnehmern einen gewissen Komfort in Aussicht zu stellen mit dem Versprechen zur zweiten Versammlung: „Für die nötigen Sitze und bessere Lüftung wird gesorgt.“

Das erste direkte Anzeichen vom Krieg, wenn man von den zur Armee durchreisenden Deutschen absieht, war eigentlich die zu-

nehmende Nervosität der Leute. Man bot die wildesten Gerüchte herum, und je weniger wahrscheinlich ein Klatsch klang, mit um so größerer Freudigkeit glaubte ihn jedermann. Ein sorgfältiger Beobachter fand heraus, daß die Phantasie jeweilen über den Sonntag besonders zügellos spielte; ob da der Mangel an Zeitungen wirkte oder die ungewöhnlich langen Sitzungen auf der Bierbank, bleibe dahingestellt.

Zur gleichen Zeit, da nach Zolas pathetischem Ausdruck über das benachbarte Sundgau un souffle de défaite hinstrich, begann auch bei uns diese geheimnisvolle Macht zu wirken. Die Situation in unmittelbarer Nähe war damals so, daß beträchtliche Teile des 7. französischen Armeekorps sich von Belfort her über Altkirch Mülhausen näherten. Grund genug, daß am 30. Juli blinder Lärm wissen wollte, 8000 Franzosen forcierten einen Rheinübergang bei Hüningen und weiter abwärts, und daß deshalb in aller Frühe die Grenzbesetzung allarmiert wurde! Man erfuhr am 1. August sicherer, daß das 4. französische Husarenregiment als äußerste Vorhut des Armeekorps bei Obermichelbach biwakiert habe. Gleichzeitig wurden aus dem Schwarzwald, von Waldshut bis Lörrach und von Lörrach bis Oppenau, württembergische Truppen signalisiert. Aber wie werden diese einfachen Thatsachen aufgebauscht! Auf beiden Seiten des Rheins haben sich Truppen der kriegführenden Staaten gezeigt; „in Süddeutschland marschiert eine Armee auf;“ „ein Armeekorps sucht bei Kembs den Rheinübergang zu erzwingen;“ „seit dem 8. August durchziehen Truppenmassen den westlichen Schwarzwald, als wären sie aus dem Boden gestampft. Es sind meist Württemberger . . . . Man sagt, es seien zwei Armeekorps.“ (Württemberg stellte aber in den Krieg überhaupt nur eine starke Division.) Solche unglückschwangere Nachrichten liest man in den Basler Blättern jener Tage. Schlägt man aber das deutsche Generalstabswerk hierüber nach, so erfährt man

(Band I, Tl. 1, S. 101 u. 102): „Der württembergische Kriegsminister von Sukkow hatte zur Beruhigung der lebhaft besorgten Bevölkerung eine fliegende Kolonne unter dem Kommando des Oberst von Seubert, bestehend aus dem 6. Infanterieregiment, einer Ersatzeskadron und einer Ersatzbatterie, per Bahn über Plochingen und Donaueschingen und von dort in Fußmärschen, resp. auf Bauernwagen, durch den Schwarzwald nach dem Rheinthal vorgeschoben." (S. 205): „Das Ende Juli von Ulm aus in die Schwarzwaldpässe vorgeschobene Detachement Seubert stand am Abend des 1. August in der Gegend zwischen Freiburg und Schaffhausen bei Neustadt und St. Blasien; zwei Kompagnien und ein Zug Reiter befanden sich weiter nördlich auf den Kniebisstraßen und im Kinzigthal. Um die Aufmerksamkeit des Gegners im südlichen Elsaß auf sich zu ziehen, ließ Oberst v. Seubert am 2. August seine Truppen auf der ganzen von ihm besetzten Linie gegen den Rhein vorrücken. Die rechte Flügelabteilung wandte sich nach Oppenau und nach Biberach im Kinzigthal und patrouillierte gegen Kehl und Lahr. Eine Kompagnie ging zu Wagen mit einem Reiterzug durch das Höllenthal nach Freiburg und streifte von dort gegen die Rheinstrecke zwischen Freiburg und Neuenburg. Auf dem äußersten linken Flügel begab sich Oberst von Seubert mit zwei Kompagnien nach Waldshut, fuhr von da auf der badischen Eisenbahn nach Rheinfelden und bezog mit Anbruch der Nacht ein von Landleuten vorbereitetes Lager in der Gegend von Lörrach. Um den Feind irre zu führen, suchte man durch wiederholtes Rühren der Trommeln, Fackeltragen und Anzünden zahlreicher Wachtfeuer den Glauben an größere Truppenansammlungen bei Lörrach zu erwecken. Von feindlichen Truppen konnte hierbei nichts bemerkt werden, obwohl in Lörrach gemeldet worden war, daß das 4. französische Husarenregiment als Avantgarde des Douay'schen Korps in Hüningen eingetroffen sei. Am 3. August ging Oberst v. Seubert,

um seine Schwäche nicht zu verraten, im allgemeinen in seine alten Quartiere zurück."

Bei den Franzosen des 7. Korps that diese dünne Postenkette auf den Höhen des Schwarzwalds ihre Wirkung. In fluchtähnlichem Rückzug gewannen sie vom 5. August an auf den Wegen, auf denen sie gekommen waren, wieder ihre kaum verlassenen Quartiere. In Basel aber hätte man nicht ohne weiteres auch auf die Kriegslist reinfallen sollen. Unter den Hunderten von Landstürmern aus Thumringen, Tüllingen, Lörrach, Stetten u. s. f., die am Nachmittag des 1. August von Tüllingen bis zum Käferholz die zwanzig gewaltigen Holzstöße schichteten und das Stroh zum nächtlichen Biwak aufschütteten, unter den Bewohnern von Degerfelden und Eichsel, die am Abend und in der Nacht das winzige Häuflein Württemberger zum Teil unter Fackelschein bei gewaltig schallender Musik Lörrach entgegenziehen sahen, muß sich mehr als einer befunden haben, der in den nächsten Tagen zu Basel die Wahrheit erzählte. Aber die Neigung ging damals auf das Gruslige, und Erzählungen, in denen kleinere Einheiten als Armeekorps auftraten, fanden nicht den geringsten Kredit. Je fürchterlicher, desto besser. Dies galt auch für die nichtschweizerische Umgebung, und zwar in so hohem Grade, daß man in Bourglibre die ersten Patrouillen jenes Husarenregimentes für Deutsche hielt, andrerseits im Badischen die romantischten Franktireursgeschichten aus dem Elsaß von Mund zu Munde gingen.

Die Panik, die diese Truppen, obschon sie sich nur meteorartig in der Gegend gezeigt hatten, im Sundgau hervorriefen, erwies sich als unerhört. Dem nun eintretenden Exodus gegenüber erschien die erste Welle der Flüchtigen unmittelbar nach der Kriegserklärung als Kinderspiel. Die Landstraße genügte nicht mehr zur Aufnahme der Flüchtigen. Auch auf der Bahnlinie, deren Betrieb eingestellt war, zogs einher, Wagen an Wagen. Und als der

Schreck über die württembergischen Wachtfeuer geschwunden war, da kam die Hiobspost von Wörth und überredete die zu Hause gebliebenen zur Flucht. Der traurige Zug hielt noch an, als man in Basel an keine unmittelbar drohende Gefahr mehr glaubte. Am 8. August fuhren die Wagen des Elsaßes auf der Bahnlinie vor dem Schützenhaus vorbei, und auf der Schützenmatte hatten Scharfschützen der Grenzbesetzung einen fröhlichen bal champêtre arrangiert. Noch in der Nummer des „Volksfreund“ vom Donnerstag, 11. August liest man, das Flüchten aus dem Elsaß daure fort, wenn auch nicht mit der gleichen Intensität wie anfangs. Man rechne, daß seit Sonntag Nachmittag mehr als tausend Wagen aus dem Elsaß nach Basel gekommen seien. Auch die benachbarten Dörfer seien mit Flüchtigen gefüllt. Außer Getreide und Vieh werde dermalen hauptsächlich Wein nach der Schweiz geführt.

Auch der Erwerbssinn lenkt sich bereits auf diese Einwanderung. In diesen Tagen von Mitte August findet sich das erste Inserat „Für Kriegsflüchtige“ in der Tagespresse. Die Rubrik wurde dann bis zum Ende des Kriegs nicht mehr unterbrochen, wenn vielleicht auch der Titel wechselte.

Denn die Rolle der Schweiz und insbesondere Basels als des rettenden Hafens für alle Bedrohten und Unglücklichen fing erst an. Außer diesen wiederholten Wellenschlägen flüchtiger Sundgäuer erlebten wir in diesen Monaten noch eine Reihe anderer Invasionen. Gleichzeitig mit der zweiten Woge Elsäßer kam von Süden her nicht minder zahlreich, womöglich in noch bitterer Not als jene, die Schar der aus Süd- und Mittelfrankreich vertriebenen Deutschen, die sämtlich durch das Ausfallthor Basel ihrer Heimat zustrebten. Vielfach von allen Mitteln entblößt, hungrig und leidend, wurden sie liebevoll von den in Basel wohnenden Landsleuten aufgenommen und verpflegt, zum großen Aerger unverständiger Basler, die sich darüber aufhielten, daß man durch öffentliche Aufrufe Gaben für

diesen edlen Zweck sammelte. Weiter sah Basel im spätern Verlaufe des Krieges die Masseneinwanderung der aus ihrer belagerten Stadt geretteten Straßburger, den Zuzug der Tausende notdürftig geheilter, meist französischer Verwundeter, endlich den Aufenthalt des baselstädtischen Kontingents der Bourbakiarmee.

Von all dem wird später zu reden sein. Für den Augenblick verweilen wir kurz bei den Elsäßern. Nur langsam floß der Strom wieder ab, und wenn auch manche wieder heimkehrten, andere in den Dörfern des Baselbiets und des westlichen Jura Zuflucht fanden, bei uns blieb doch die Hauptmasse. Kaum hatten diese in der damals noch, verglichen mit den heutigen Verhältnissen, ziemlich kleinen Stadt (Basel zählte nach der Volkszählung vom 1. Dez. 1870 47,760 Einwohner) sich häuslich niedergelassen, so kamen seit dem 12. September neue Scharen Flüchtiger aus dem Sundgau zu uns. Der „Volksfreund“ meldet an einem dieser Tage, statt des gewohnten Baseldeutsch schlage einem jetzt überall „das Französische oder das elsäßische Axiom“ (sic) ans Ohr. Am 15. langte dann auch, 400 Köpfe stark, die erste Kolonne Straßburger an, am badischen Bahnhof von einer tausendköpfigen Schar Mitleidiger und Neugieriger empfangen, um folgenden Tags weiter in die Innerschweiz spediert zu werden; am Abend des Samstags, 17., folgte ein zweiter Zug mit 435 Personen. Diese Zuzüge trafen die Stadt Basel nicht nur außergewöhnlich belastet durch die flüchtigen Elsäßer, sondern auch durch jene aus Frankreich ausgewiesenen Deutschen, die sich bei uns zu Tausenden stauten.

Schon am 31. August waren nämlich etwa 60 Franktireurs über den Rhein gegangen und hatten von Bellingen bis Kirchen als Feinde gehaust. Zwar wurden sie durch das aus Rastatt herangezogene Ersatzbataillon des 5. badischen Regiments bald verscheucht, aber von ihrem Ufer aus bedrohten sie die Züge der badischen Bahn, so daß diese ihren Fahrplan nicht mehr auszu-

führen wagte und den deutschen Flüchtigen in Basel der Heimweg abgeschnitten war. Auf über 2000 wurde die Zahl dieser Gäste in der Stadt geschätzt, und ebenso viele, nahm man an, hielten sich zwischen Basel und Olten auf. Dadurch erklärt sich zur Genüge, daß in der ersten Septemberhälfte nicht nur alle Privatlogis besetzt und alle Gasthäuser überfüllt waren, sondern daß man auch das Kleine Klingenthal, ja das Hilfsspital als Massenquartiere in Anspruch nahm. Bei dieser Wohnungsnot in dem zunächst betroffenen Basel suchte die nähere und fernere Umgebung für etwa leer stehende Zimmer gut zahlende Mieter zu finden. Die Fremdensaison der Innerschweiz hatte zur besten Zeit, Mitte Juli, ein jähes, unerwünschtes Ende genommen — der Kronprinz von Preußen z. B., der im Hotel Jungfraublick zu Interlaken für einen Monat eine Etage gemietet hatte, mußte am 19. Juli telegraphisch abbestellen —, jetzt schien sie zu einer Jahreszeit, wo man auf den Gewinn in der Fremdenindustrie sonst nicht mehr zählen darf, einen neuen Aufschwung zu nehmen.

Die Inserate der Tagesblätter waren voll Empfehlungen von Pensionen in der Innerschweiz. Das damals aufstrebende Zermatt hielt sich „gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen wegen seiner Ruhe und Sicherheit“ für besonders geeignet als Aufenthaltsort. Man würde irren, wenn man alle die Invasionen von Kriegsflüchtlingen, die damals Basel überschwemmten, als zusammengesetzt aus bettelarmen Bedürftigen sich vorstellte. Es fanden sich im Gegenteil viele Vermögliche darunter, die einen Landaufenthalt auch in einem teuren Gasthaus wohl zu bezahlen vermochten. In einem Zeitungsartikel über die Belagerung von Straßburg („Tägl. Rundschau“ vom 1. Oktober 1895. Feuilletonbeilage) findet sich sogar geradezu die Behauptung, es seien „nach dem Wunsch der Schweizer zumeist Wohlhabendere“ aus Straßburg herausgelassen worden.

Straßburg war nach der Schlacht bei Wörth durch den General von Werder eingeschlossen worden. Seit den letzten Tagen des August wütete in der unglücklichen Stadt ein Bombardement. Die Maßregel wird als militärisch notwendig geschildert. Die zahlreiche Civilbevölkerung Straßburgs und auch die Neutralen von damals empfanden sie als unnötige Grausamkeit. Wenn es so schwer hält, die Nachkommen der damals beschossenen Straßburger heute, nach 25 Jahren, an Deutschland anzugliedern, so mag man sich erinnern, daß vielen von ihnen jetzt noch der Knall der auf dem Dache des Elternhauses krepierenden Granate im Ohre nachtönt. Aber damals waren die Schweizer und vor allem die Basler nicht in der Stimmung und nicht gewöhnt, dem Elend der Mitmenschen unthätig klagend zuzusehen. Wir werden später Gelegenheit haben, die Wirksamkeit Basels auf dem Gebiete der Menschenliebe im Zusammenhange zu betrachten. Jetzt muß diese Straßburger Episode vorweg genommen werden. Es darf dies um so eher ganz kurz geschehen, als das eben erschienene Werk Dr. Rudolf Wackernagels diese Verhältnisse gründlich schildert.

Daß den alten Verbündeten an der Ill wenn irgend möglich geholfen werden müsse, stand in der Schweiz fest. Zuerst suchte man den Bundesrat für eine Intervention zu gewinnen. In richtiger Auffassung seiner neutralen Stellung aber lehnte er amtliche Schritte in der Angelegenheit ab. So bildete sich denn ein meist aus Baslern, Bernern und Zürchern bestehendes Komite, an dessen Spitze sich die Präsidenten der drei beteiligten Stadtgemeinden stellen sollten, und das sich der moralischen Unterstützung des Bundesrates erfreute. Leider erkrankte der Präsident von Basel, Hieronymus Bischoff-Respinger, und an seine Stelle trat der Basler Staatsschreiber Dr. Gottlieb Bischoff, dem der Ruhm gebührt, die Organisation dieser Hilfe angebahnt und im Wesentlichen durchgeführt zu haben. Man darf bei der heutigen Generation die Persönlich-

keit dieses vielseitigen, hochbegabten und gewandten Mannes als bekannt voraussetzen. Ich habe nicht nötig, des Nähern auszuführen, was für eine unermüdliche Arbeitskraft, welch unerschöpfliche Summe steter Bereitwilligkeit und welch erquickende gute Laune mit ihm das Komite gewann. Seitdem ging alles durch ihn.

Bischoff wandte sich an Werder, ob er nicht Kinder, Kranke und Greise von der Civilbevölkerung aus der Festung entlassen wolle. Mit Werders Einwilligung sich nicht begnügend, begrüßte er auch den Großherzog von Baden, der seine Hilfe bereitwillig zur Verfügung stellte. Durch Bischoff gingen die Verhandlungen über die Modalitäten des Transportes so vieler Flüchtlinge, der nötige Briefwechsel mit Eisenbahnen, Fuhrhaltern u. s. w. Als man nach Straßburg hinein kam, und die Behörden den Schweizern am Thor einen höchst unerwarteten feierlich-gerührten Empfang bereiteten, da war es wiederum Bischoff, der im Namen seiner Kollegen Römer aus Zürich und von Büren aus Bern das Wort zu wohlgesetzter Gegenrede ergriff. Auch als die Entlassung im Gang war, überwachte Bischoff unermüdlich den Verlauf der Angelegenheit. Er ging jeder Kolonne entgegen, wenn er sie nicht direkt begleitete; und das war damals kein Spaß, denn die badische Bahn mußte benützt werden und lief nur bis Dinglingen. Bischoff kehrte erst mit den allerletzten, deren Befreiung er noch hatte durchsetzen können, am 20. September wieder heim.

Ihm standen seine Mitbürger im engern Sinne nach Gaben und Vermögen treulich zur Seite. Man wird es uns Baslern nicht als Selbstüberhebung und Eigenruhm auslegen, wenn wir uns darüber aufrichtig freuen. Der Aufruf des Straßburger Komites bat um Gaben in Bar und um Ueberlassung von Privatlogis. Beiden Bitten wurde über Erwarten entsprochen. Zimmer in großer Zahl wurden angemeldet; und diese Bereitwilligkeit wirkte ansteckend auf die Nachbarschaft; einzig aus dem Bezirk

Sissach gingen Offerten von Logis ein für die Aufnahme von 350 Straßburgern. Die ganze Schweiz beteiligte sich an dem Liebeswerk und vielfach hörte man Klagen, daß die Anmeldungen nicht seien berücksichtigt worden. Wer in solchen Zimmern untergebracht wurde, der sah sich mit ungekünstelter Herzlichkeit empfangen und fühlte sich bald als zur Familie der Gastgeber gehörig. In Basel öffnete man den Straßburgern den Zunftsaal zu Spinnwettern als salle de réunion et de conversation. Auch auf den Rebleutensaal legten sie Beschlag, wenigstens mittelbar, indem dort ein Erkundigungsbureau sein Heim aufschlug. Denn wer jetzt etwas oder jemanden aus Straßburg erwartete, der wandte sich an Basel, und auch hiefür fanden sich sofort freiwillige Kräfte zur Besorgung der nicht geringen Arbeit. Täglich von 2—4 Uhr wurden im Vereinshaus den armen Flüchtlingen Bibeln und Testamente ausgeteilt. Aber auch die Polizeidirektion nahm sich in ihrer Art der Einwanderer an. Sie bat um genaue Personalien aller Flüchtlinge und gab zu dem Zweck Formulare aus. Wer sich nicht durch Ueberlassung von Logis den Straßburgern freundlich zeigen konnte, der that es, indem er ein Scherflein spendete, und gleich die erste Danksagung des Komites am 23. September bescheinigt den Empfang von 13,794 Fr. Liebesgaben.[1])

Die erste Liste der geflüchteten Straßburger erschien am 22. September. Sie erwies sich als unvollständig und unzuverlässig, weil das Komite sich vielfach hatte begnügen müssen, seine Schützlinge aus der Festung auf neutralen Boden zu bringen. Von den ca. 2500 Geflüchteten waren nur 1400 zum Bleiben in die Schweiz.

---

[1]) Für Näheres über die Liebesthat der Schweiz und insbesondere Basels an dem belagerten Straßburg sei nochmals verwiesen auf die im Herbst 1895 herausgegebene, von Staatsarchivar Dr. Rudolf Wackernagel verfaßte treffliche Denkschrift zur Einweihung des Straßburger Denkmals in Basel (20. Oktober 1895).

gekommen, und auch von diesen manche aus Basel selbständig weitergereist. Deshalb konnten auch bei weitem nicht alle aus dem Innern der Schweiz kommenden Quartierofferten berücksichtigt werden, während Basel, das Eingangsthor, stets überschwemmt war. So mußte das Komite viele Flüchtige aus dem Auge verlieren, und man war froh über die laut tönende Stimme der Zeitungen. Beispielsweise wird in diesen Tagen eine Straßburger Witwe, die auch geflohen war, durch Inserat in Kenntnis gesetzt, ihr Bruder habe sich beim Komite nach ihr erkundigt. Oder eine Dame wird gebeten, wenn ihre Flucht nach der Schweiz gelungen sei, so solle sie ihre Freunde davon benachrichtigen. Ein Straßburger Notar findet die Aufforderung, sich, wenn er überhaupt in Basel sei, nach der Leonhardstraße 10 zu verfügen. Die Brüder Constantinescu aus Bukarest, früher Gymnasiasten in Straßburg, „deren gegenwärtiger Aufenthaltsort unbekannt ist," sollen bei einem Lörracher Bierbrauer Nachrichten von ihrer Familie in Empfang nehmen u. dgl. m. Aehnliche Inserate häufen sich nach Straßburgs Fall und treffen zusammen mit solchen, durch die flüchtige Elsäßer Verdienst suchen, z. B. Klavierstunden oder Unterricht in den Gymnasialfächern zu erteilen wünschen. Zu gleicher Zeit las man viel über Wohlthätigkeitskonzerte des Männerchors, von Musikgesellschaften u. dgl. zu Gunsten Straßburgs. Die letzte September- und die erste Oktoberwoche hindurch drehte sich ein wesentlicher Teil des öffentlichen Lebens in Basel ausschließlich um Straßburg und die Straßburger.

Aber wir sind den Ereignissen weit vorangeeilt. Was Basel von den ersten Tagen nach der Kriegserklärung bis Ende August, abgesehen von dem eben gemeldeten, erlebte, hat im Grund auf einem kleinen Raume Platz. Man betrachtete es natürlich in der ganzen Stadt als ein Ereignis, als unmittelbar nach der Schlacht bei Wörth die Professoren Socin und Hoffmann mit

Dr. Breiting telegraphisch in die Militärlazarete nach Karlsruhe berufen wurden. Im Zusammenhang mit dem Tage von Wörth, der ersten Schlacht ganz großen Stils in diesem Krieg, begannen die Besuche, die Basel einen unmittelbaren Begriff von den Feindseligkeiten gaben. Am 23. August kamen auf der badischen Bahn etwa fünfzig französische Aerzte und Krankenwärter in Basel an. Sie waren in jener Affäre abgeschnitten worden und zogen jetzt, nach unfreiwilligem Aufenthalt in Deutschland, ihren Korps wieder zu. Der letzte Tag des Monats bot gar Gelegenheit, italienische Uniformen zu bewundern, indem ein Schub Aerzte und Krankenwärter dieser Nationalität auf der Reise nach Paris einmal bei uns übernachtete.

Die gewaltigen politischen Umwälzungen der ersten Septembertage wurden in Basel nur langsam bekannt. In der Nacht vom 4. auf den 5. September erst brannten im Badischen die Freudenfeuer für den Tag von Sedan und Napoleons Gefangennahme. Gleichzeitig flammten auch auf dem Elsäßer Rheinufer die Holzstöße auf als Zeichen der Freude, daß man den Kaiser losgeworden sei. Am Montag, 5. September, als eben erst die Proklamation der französischen Republik bekannt geworden war, begab sich eine kleine Gemeinde feuriger Freiheitsfreunde an das Grab des Obersten Charras auf dem St. Elisabethengottesacker. Dr. Karl Brenner, der Sprachengewandte, hielt eine seiner zündenden Ansprachen, im Namen der Franzosen antwortete Herr Petit-Bertelé und still ging man wieder auseinander. Der Ernst der Zeiten widerriet lärmende Kundgebungen.

Fast gleichzeitig sahen wir am Mittwoch (7. Sept.) deutsche und französische Soldaten innerhalb unserer Kantonsgrenzen. Bei Kleinhüningen hatte sich eine badische Patrouille im Herbstnebel verirrt und war so durch Versehen auf Schweizer Boden gekommen. Die Truppen der neutralen Macht führten sie zuvorkommend wieder

auf den rechten Weg und wiesen sie ins Vaterland. Die badische Bahn aber brachte Personal einiger französischer Ambulancen, die über Basel ihren Leuten zugeschoben wurden. Dann trafen nach Straßburgs Fall am 29. September Offiziere aus der Festung hier ein, die auf Ehrenwort entlassen waren. „Ihre Berichte würden unglaublich lauten,“ läßt sich der „Volksfreund“ von französischer Seite schreiben, „wäre die Schlechtigkeit des Mannes auf der Wilhelmshöhe, den König Wilhelm nicht umsonst seinen Bruder nennt und mit fürstlichen Ehren umgiebt, nicht leider nur allzu bekannt.“ Am gleichen 29. September war auch Uhrich von Freiburg her angekommen; er begab sich zu seiner seit längerer Zeit im Gasthof Drei Königen wohnenden Gattin und reiste am 1. Oktober nach Tours weiter.

Dieser beständige Wechsel von Gestalten und Uniformen ließ auch die Besatzung, die Schweizer Soldaten, nicht unberührt. Im August waren mit der gesamten 1. Division auch die Basler entlassen worden. An ihre Stelle waren Appenzeller (Bat. 47, Major J. J. Hohl), dann vier Kompagnien Waadtländer und Walliser Scharfschützen unter Major Paschoud getreten. Namentlich diese flotten Welschen hatten es den Baslern angethan, sie wurden eigentlich verhätschelt. Am Vorabend ihrer Abreise, 29. September, bewirtete sie der Stadtrat in der Reitschule. Beim Abmarsch am 30. trugen sie Maien und Kränze, die Abschiedsrufe der Basler und Baslerinnen, die Dankesworte der Ausziehenden hallten durch alle Straßen. Wenige Stunden nachdem diese Truppe uns verlassen hatte, wurde sie abgelöst durch vier Kompagnien Zürcher Scharfschützen unter Major Hans von Mechel.

Es ist hier nicht der Ort zu schildern, wie durch die großen Ereignisse, die sich gleichzeitig mit diesen unbedeutenden Erlebnissen in der neutralen Grenzstadt auf dem Kriegsschauplatz zutrugen, aus dem Elsaß nach und nach die französische Verwaltung ver-

schwand, während ein deutsches Beamtentum nur sehr langsam und zögernd eingriff. Viele Zweige der öffentlichen Verwaltung schliefen für Monate gänzlich ein, so vor allem das Zollwesen, andere gaben nur noch stoßweise ein Lebenszeichen von sich, z. B. die Eisenbahnen. Hatte der erstere Umstand auf Basels Handel und Verkehr den günstigsten Einfluß, so wurden die Vorteile aufgewogen durch den Schaden des mangelhaften Bahnbetriebs.

Durch das Wegfallen der Zollschranken an der Schweizer Grenze wurde es dem Elsaß möglich, in der Eidgenossenschaft seinen Bedarf an solchen Waren zu decken, die hier billiger zu haben waren, als in Frankreich. Das Elsaß holte damals in Basel hauptsächlich Zucker und Kaffee. Aus Mülhausen und noch weiter her kamen die Händler, um die Vorräte aufzukaufen. Von Kramladen zu Kramladen, von Comptoir zu Comptoir gingen sie. Selten besaß in jenen Zeiten ein Kolonialwarengeschäft Stock. Das Absatzgebiet war ganz Frankreich, soweit es hinter dem Rücken der Invasionsarmee lag. Die Elsäßer Händler folgten den deutschen Heeren auf dem Fuß. In den eroberten Provinzen waren sie nicht nur von allen Abgaben frei, sie konnten dazu für ihre Waren Phantasiepreise verlangen und machten so die glänzendsten Geschäfte. Auch die Basler Kaufleute verdienten in jenen Jahren schnell und viel. Manches Haus datiert aus jenen Zeiten einen unerwarteten Aufschwung. Doch blieben auch die Nachteile nicht aus. Es war bei dieser Nachfrage nicht möglich, die innerschweizerische Kundschaft ordentlich zu bedienen. Das machte sich die Konkurrenz zu Nutze und verdrängte den Basler Großhandel bleibend aus Gegenden, die bisher ihm gehört hatten.

Gegen das Ende der zweiten Maiwoche 1871 erst wurde ein geordneter Grenzdienst von den deutschen Behörden an der Elsäßer Grenze organisiert. Als die Basler Kaufleute das Ereignis kommen sahen, warfen sie vor Thorschluß noch nach St. Ludwig und

Hüningen, was sie erreichen konnten. Das Personal der Bureaux, die einzelne seit Monaten dort draußen hielten, wurde verstärkt und arbeitete Tag und Nacht. Als das Verzeichnis der deutschen Zollämter gedruckt erschien, bemerkte der Chef eines hochangesehenen hiesigen Hauses das Fehlen eines Straßenübergangs weit hinten im welschen Berner Jura, wo Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen. Schnell entschlossen, schickte er einen vertrauten Angestellten dorthin, und dieser nutzte nun die Galgenfrist in einer für sein Haus sehr gewinnbringenden Weise aus, bis auch die reichsländischen Behörden den Vergeß inne wurden.

Wie der Handel, so lief die Industrie aufs beste. Insbesondere deren wichtigster Zweig in Basel, die Bandfabrikation, erfreute sich goldener Zeiten. Denn die Abnehmer, England, sowie Nord- und Südamerika, gedachten auf seidene Bänder nicht zu verzichten, trotz den Schlägen, die die Königin der Mode in diesen Tagen trafen. St. Etienne war durch die weltgeschichtlichen Ereignisse nahezu lahmgelegt und dadurch Basels gefährlichster Konkurrent von vornherein aus dem Felde geschlagen. Unter diesen Umständen verdiente auch die Fabrik ein Heidengeld und nach dem Friedensschluß standen alle Kassen desselben Basel gefüllt, in dem man während der ersten Kriegswochen Mühe gehabt hatte, 100 Franken in Bar zu erhalten. Unternehmende Leute machten sich diese Sachlage zu Nutzen, so lange das Geld den Baslern noch locker in der Tasche saß. Die Pläne zu einigen der Allgemeinheit dienenden Unternehmungen wurden in die Oeffentlichkeit geworfen. In den ersten 70er Jahren entstanden Theater, Musiksaal und Zoologischer Garten, die bleibenden und der gesamten Bevölkerung dienenden Früchte jener Geld spendenden Kriegsmonate.

Ernsthafte und bleibende Verkehrsunterbrechungen kamen im Zusammenhang mit den kriegerischen Ereignissen nur auf der Linie Basel-Mülhausen vor. Es wäre unnütz, aufzuzählen, wie oft und

auf wie lange jeweilen der Betrieb dieser Linie eingestellt wurde. Sie gehörte damals zum Netz der französischen Ostbahnen und wurde von Beamten französischer Staatsangehörigkeit bedient. Diesen warf die deutsche Regierung des Reichslandes wiederholt vor, von dem neutralen Basel aus das Sundgau mit im Elsaß verbotenen Druckschriften zu versorgen. Dann wurde der Betrieb der Bahn gänzlich eingestellt und der Verkehr mit Mülhausen hatte für einige Tage überhaupt ein Ende. Eine Omnibusverbindung fuhr sehr unregelmäßig. Endlich um die Neujahrszeit verfiel man auf den Ausweg, die Bahn durch die Direktion der Schweizerischen Centralbahn mit badischen Beamten betreiben zu lassen. Dadurch kam man zu einer wahrhaft kosmopolitischen Eisenbahn. Direktion und Betrieb waren schweizerisch, das Material französisch, das Personal deutsch. Doch blieb auch so der Verkehr auf zwei Züge in jeder Richtung beschränkt.

## 2. Was man in Basel aus Anlaß des Krieges geleistet hat.

Die Kriegszeit bot den Baslern reichen Anlaß, den Sinn der Nächstenliebe zu bezeugen, den man ihnen so vielfach nachrühmt. Die Ereignisse forderten auf zu einer Thätigkeit in dieser Richtung. Es wurde vorhin erzählt, wie Ende September und Anfang Oktober 1870 fast gleichzeitig in Basel die vom Nötigsten entblößten Straßburger und bedürftige, aus Frankreich ausgewiesene Deutsche sich mit den Flüchtlingen aus der nähern Umgegend trafen. Sie alle erhoben Ansprüche an die Basler Wohlthätigkeit und keiner vergebens. Die Buntscheckigkeit dieser darbenden Schar vermehrten päpstliche Soldaten deutscher Nation, die durch die Ereignisse vom 20. September ihr Brot verloren hatten und heimwärts eilten. Auch sie hielten heischend die Hand hin, auch sie wurden genährt

und getränkt, bekleidet und erwärmt. Gings doch mit den vielen andern in einem hin!

Man suchte eine gewisse Ordnung bei diesen Wohlthätigkeitsäußerungen zu beobachten. Denn die Versuchung lag nahe, daß Unwürdige die allgemeine Spendefreudigkeit mißbrauchten und durch Privatgänge von Hausthür zu Hausthür dem Einzelnen die Mühe ersparten, seine Gabe einem Komite zuzutragen. Solche wirkten damals in großer Menge in unsern Mauern, und wenn wir im Folgenden auch einige davon aufzählen, so dürfen wir von ferne nicht den Anspruch der Vollzähligkeit erheben.

Schon am 18. Juli bildete sich von hier niedergelassenen Deutschen ein Ausschuß, der in bescheidener Weise seine Landsleute um Gaben für deutsche Verwundete bat. Gleich finden sich aber auch die Hyperpatrioten, die mit groben Worten drein fahren; das Hemd liege näher als der Rock; es werde doch niemand den Verwundeten einer fremden Macht Gutes thun wollen; es sei kluger, die eigenen Leute zu bedenken und für die Schweizer Soldaten zu sorgen. O, wie wenig kannten diese engherzigen Banausen die Bereitwilligkeit der ganzen Schweiz und nicht am mindesten Basels zum Gutes thun und nicht müde werden! Immer und immer wieder sah sich im Laufe der kommenden Monate die Schweiz vor neue Bitten, neue Aufgaben gestellt; immer schwerer wurde deren Erfüllung, immer mehr moralische Kraft und materielle Mittel forderte die Pflicht der Menschenliebe, aber immer leichter schiens zu gehen, es bildete sich eine wahre Virtuosität der Hilfsbereitschaft und der Wohlthätigkeit aus. Wir können nicht die Formen verfolgen, in denen die Thätigkeit der einzelnen Komites sich äußerte, wir dürfen nicht die Barsummen und die Naturalgaben aufzählen, über die jedes einzelne in regelmäßigen Zwischenräumen quittierte. Das würde ermüdend wirken. Ein besonderes Kränzchen verdient aber dieses deutsche Komitee, weil es, sobald es aus der Stille

seines Wirkens an die Oeffentlichkeit trat — und es mußte dies wiederholt thun — von solchen Kläffern angebellt wurde. Allein unbeirrt dadurch that es seine schöne Pflicht. Der deutsche Hilfsverein, der ähnliche Erfahrungen machen mußte, konnte gerade im Höhepunkt seiner Thätigkeit, als es galt, die aus Frankreich ausgewiesenen Deutschen unterzubringen, inne werden, daß nicht ganz Basel so unfreundlich denkt. Auf seinen Aufruf um Angabe von Privatwohnungen zur Beherbergung der Heimatlosen wurden ihm 1100 Betten zur Verfügung gestellt.

In anderm Zusammenhang wurde bereits der Hilfsverein für schweizerische Wehrmänner und das Komite für Straßburg erwähnt. Am 11. August eröffnet der französische Konsul als Seitenstück zu jener deutschen Unternehmung eine souscription pour secours aux blessés. Vom 22. September an wird von einem besonderen Komite gesammelt für die notleidende Bevölkerung der schwer heimgesuchten Gemeinden Wörth, Fröschweiler, Elsaßhausen u. s. f. im Niederelsaß. Mitte November erweitert dieses Komite den Kreis seiner Thätigkeit durch Beifügung von Neubreisach. Am 8. Januar 1871 traten einige Basler Bürger zusammen und baten bei ihren Mitbürgern für die aus dem deutsch verwalteten Elsaß-Lothringen mit kurzem Prozeß ausgewiesenen Polen, die ihr ursprüngliches Vaterland 1830, 1848 oder 1864 verlassen hatten und zum Teil in gebrechlichem Alter standen. Wenige Tage darauf ertönt ein Hilferuf für Sedan und Umgegend; hier fehlte es namentlich an Saatgut, und die Bewohner der Landgemeinden machten sich eine Ehre daraus, in diesem Fall durch reiche Naturalgaben dem Eifer der Städter gleichzukommen.

Gegen Ende des Kriegs rückten Elend und Not in fast unerhörtem Maß wieder in unsere Nähe. Die Bewohner der Lizaine-Gegend wurden nicht bloß durch die Greuel einer dreitägigen Schlacht heimgesucht; ein beispiellos strenger Winter führte sein hartes Re-

giment und ohne die Hilfe der Nachbarn wäre die Hungersnot in schrecklichster Gestalt eingezogen. Aber wieder stand Basel auf seinem Posten. Ein Komite für Montbeliard und Umgegend sammelte Bar- und Naturalgaben und beförderte sie an ihre Bestimmung. Um Jedermann die Beteiligung an dem Werke zu ermöglichen, verfiel man auf die originelle Idee, Bettelfuhren durch die Straßen zu schicken. Möbelwagen tauchten in allen Gassen auf und kündeten sich von ferne durch lautes Geklingel an. Aus jedem Haus strömten die Bewohner hervor mit ihren Liebesgaben, Mehl und Kartoffeln, Butter und Wein, Gemüse und Schinken und Würsten; es hat mancher Vierspänner mit diesen Gaben an die Westgrenze können spediert werden. Und dann kamen die Internierten und ganz Basel wurde vollends ein großes Hilfskomite und bethätigte sich in Verteilung von Lebensmitteln, Näschereien und Tabak an die stets zur Abnahme bereiten Franzosen. Wie bei allem dem die Basler noch Muße fanden, auch ihrer Einquartierung zu gedenken, und beispielsweise von dem am 6. Januar die Stadt verlassenden Neuenburger Bataillon 23 (Morel) jedem Mann ein Dutzend ächter Basler Leckerli zu verabfolgen, das bleibt ein wahres Rätsel.

Wie sich an ein Werk der Menschenliebe in dem Maße des sich zeigenden Bedürfnisses im Verlaufe des Krieges stets neue und neue Unternehmungen ähnlicher Art anschlossen, so wirkte auch lokal die Wohlthätigkeit ansteckend. Die Handreichung für das notleidende Mömpelgard beschränkte sich nicht auf die neutrale Schweiz. Sie überschritt die Grenzen und erfaßte auch Feindesland, die badische Markgrafschaft und das Wiesenthal: Am 13. Februar 1871 trafen in Basel 13 Wagen voll Lebensmittel, Liebesgaben aus dem Wiesenthal ein und wurden folgenden Tages weiter befördert.

Man wird nach den Persönlichkeiten fragen, die bei allen diesen menschenfreundlichen Unternehmungen ihre Zeit und ihre

Arbeit in die Schanze schlugen. Es scheint passend, die Namen in diesem Falle zu verschweigen, da deren Träger großenteils heute noch unter uns weilen. So viel muß gesagt werden, daß offenbar die eigentliche treibende Kraft in einer verhältnismäßig kleinen Gruppe von Baslern am nachhaltigsten wirkte. Gewisse Namen wiederholen sich in den meisten dieser Ausschüsse. Das waren die Leute, von denen die Initiative ausging, die ihrem Unternehmen Freunde zu gewinnen, diesen Liebe und Begeisterung für die Sache einzuflößen wußten, in denen die praktischen Gedanken Gestalt gewannen, Männer mit Einem Wort, um mich mit einem Beispiel deutlich zu machen, die aus dem gleichen Holz geschnitzt waren, wie Staatsschreiber Gottlieb Bischoff.

Ein eigenes Kapitel verdient, wenn man von den Wohlfahrtseinrichtungen jener Zeit in Basel spricht, die Unternehmung des Roten Kreuzes. Wie man weiß, hat die Stiftung Dunants ihre Heimat am Geburtsort, in Genf. Als aber der Krieg erklärt wurde, verfügte sich der Präsident des internationalen Komites, Moynier, sofort nach Basel. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß unsere Stadt, wenn sie nicht vom Sturme selber erfaßt wurde, voraussichtlich dem Kriegsschauplatz näher liegen mußte, als jeder andere größere neutrale Ort. Gleichsam an der Spitze eines Keiles zwischen die beiden feindlichen Staaten eingezwängt, mußte Basel die ersten Schlachtfelder verhältnismäßig leicht erreichen, mochten diese nun im Elsaß oder in Süddeutschland liegen. Daraus erklärt es sich, daß das Rote Kreuz seine Hauptagentur in unsern Mauern einrichtete.

In bescheidenem Rahmen begann das Werk, nahm aber bald eine solche Ausdehnung an, daß man sich entschloß, monatlich, später von zehn zu zehn Tagen einen „Bericht der Agentur in Basel über ihre Thätigkeit in Empfang und Verwendung der ihr anvertrauten Hilfsmittel" im Druck erscheinen zu lassen. Man

weiß, daß der Zweck der internationalen Genfer Konvention vom Roten Kreuz die Neutralisierung der Spitäler und Ambulancen im Krieg und die Sorge für Verwundete und Kranke ist. Da der erste Punkt von sämtlichen europäischen Staaten in der Konvention vom 22. August 1864 garantiert ist, so hatte die Basler Agentur sich ausschließlich mit dem zweiten Teil der Aufgabe zu befassen. Sie stellte als erste Richtschnur für ihre Handlungsweise die Regel auf, da zu helfen, wo Not sei. Zu diesem Zweck betrachtete sie alle ihr zur Verfügung gestellten Hilfsmittel als ein großes Ganzes. Mit ängstlichem Halbieren der Geschenke gab sich die Agentur so wenig ab, als sie die sich meldenden persönlichen Hilfskräfte auf ihre Abkunft hin ansah. Auch sie wurden gedeckt durch den internationalen Charakter des Instituts und ließen sich dahin versenden, wo's Not that.

Die Agentur setzte sich sofort in Verbindung mit den Komites der kriegführenden Staaten, um ihnen Offerten machen zu können, anderseits mit denen aller andern Länder, um deren Hilfeleistung anzuregen. Informationen wurden verlangt und erteilt, offene Fragen erörtert. Deutschland und die Schweiz bewilligten für Personen- und Sachentransport auf Bitten der Agentur Frachtfreiheit, Frankreich gewährte einen Rabatt von 75 %, andere Staaten folgten dem Beispiel. An der Spendung von Liebesgaben beteiligte sich ganz Europa von Petersburg bis Lissabon. Schon Anfang September war die tausendste Kiste Lazaretbedürfnisse auf den Kriegsschauplatz abgegangen, waren über 100 Personen, meist Aerzte, durch Vermittlung der Agentur in das Werk gestellt. Aber auch die Thätigkeit von weniger enge mit ihr in Verbindung stehenden Personen wußte die Agentur zu ihren Zwecken zu benutzen. Wie manches Mädchen-Kränzchen Binden nähte und rollte, Kompressen saumte und sonst für den Verbandsaal thätig war, wie mancher Familientisch vom vierjährigen Brüderchen bis zum

Gymnasiasten, den Eltern und der Großmama sich Abend für Abend Charpie zupfend um die Lampe sammelte, das weiß nur, wer damals selber mitgemacht hat.

Einen schwachen Begriff von dieser Thätigkeit bieten die Gabenlisten der Agentur. Ein Damenkomite, das mit seiner Hilfe ihr zur Seite stand, hat im Lauf des Monats September den Inhalt von 443 geschenkten Paketen und Kisten „erlesen und geordnet." Es entnahm ihnen u. a. 22,854 Kompressen, 1005 Pfund Charpie, 3521 Leibbinden, 80 Nachtmützen, 85 Paar Pantoffeln, 31 Stroh- und 313 Sandsäcke ꝛc. Das meiste davon war nicht neu, aber dem Geber besonders wert. Denn seit Goethes Zeit entbehrt bekanntlich die Hausfrau am wenigsten gern die abgetragene Leinwand:

„Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf."

In der Liste der Geldgaben zeichnen sich Oberitalien und Skandinavien durch besonders reiche Spenden aus. Am 30. September zählt die Agentur einen Barsaldo von über 59,000 Fr. Unter den Gebern im engern Vaterlande verdient eine besondere Ehrenerwähnung der Kanton Waadt. Im Ganzen glaubt man die Beobachtung zu machen, daß die ersten Gabenlisten mehr Unbrauchbares anführten als die spätern, wenn nicht die zahllosen Kisten „Diverses" manchmal sonderbare Ueberraschungen bargen.

Freilich wurden so vielgestaltige Begehren an die Agentur gestellt, daß sie kaum für Verwendung irgend einer Gabe in Verlegenheit kam. Denn in Lazareten kann man alles brauchen. Leichtverwundete lassen sich gerne Delikatessen schmecken und rauchen zur Abwechslung eine Cigarre, während in den Sälen der Schwerverwundeten sich auch für den raffiniertesten Komfort Verwendung findet. Zudem standen stets ungenierte Leute bereit für den unwahrscheinlichen Fall, daß einmal die Lazarete keine Bedürfnisse

[illegible] in der französischen Be- [illegible] mit [illegible] wurde mit einer [illegible] — [illegible]

[illegible] zu erkundigen, der als [illegible] in einem [illegible]-Regiment gedient hatte und von dem sie [illegible] nichts mehr gehört hatte. [illegible] die arme Frau, die nur wußte, daß das Regiment in Sedan gefangen sei, die Hilfe des Roten Kreuzes an. Sie kam nach Basel, wurde da mit Empfehlungsbriefen ausgerüstet und fand in der fernen preußischen Stadt wenigstens den Trost, daß ihr ein Regimentskommandeur sagen konnte, er habe vor einem der großen Reiterangriffe des 1. September noch neben ihrem Sohn geritten. Einem Bauersmann aus dem Herault-Departement konnte man aus einem Lazaret bei Pont-à-Mousson seinen glücklicherweise nur leicht verwundeten Sohn losbitten. Der Soldat kam auf seiner Heimreise — der richtige französische Pavian in Blouse und weißer Zipfelmütze — auch über Basel.

Die Deutschen nahmen gleichfalls gern die Vorräte der Agentur in Anspruch. Die Johanniter Graf Schlieffen von Schlieffenstein und Fürst von Hohenlohe-Langenburg, die vor Belfort für die Kranken sorgten, der Graf von Treskow u. a. wurden wiederholt in den Bureaux der Agentur empfangen. Die von ihr erbetenen Waren wurden in besondere Convois zusammengepackt und an den Bestimmungsort geleitet. Bei der Unsicherheit aller Eisenbahnen

in jener Zeit genügte aber Frachtbrief oder Begleitadresse nicht. Da mußte ein vertrauter Mann mit, der die Wagen bei Tag und bei Nacht nicht verließ. Er sorgte dafür, daß ihr Inhalt nicht weit hinter der Front schon requiriert wurde, daß man nicht das rollende Magazin bei Nacht und Nebel auf ein totes Geleise schob, wo er dann sehen mochte, wie er es wieder in Gang brachte, daß nicht die ganze Sendung von nicht wirklichen Lazaretgehilfen in Empfang genommen wurde u. dgl. m. Es bildete sich eine eigentliche Praxis in dieser Begleitung der Wagen aus. Die Geübten rieten, auf einer Matratze bei den Waren zu schlafen und den geladenen Revolver als den zuverlässigsten Gefährten zu betrachten. Einzelne Basler Bürger, wie z. B. Gedeon Meyer-Simmen, der mit seiner Gattin mannigfach die Wohlthätigkeitswerke dieser Monate unterstützte, besuchten wiederholt, gewiß nicht zum Vergnügen, auf diese Weise den Kriegsschauplatz. Auch unser jetziger Antistes hat nach den Schlachten um Metz als Student eine solche Reise nach Moselbrücken unternommen, wie bei den Deutschen Pont-à-Mousson genannt war. Er traf in den dortigen Lazareten eine ganze Reihe von Basler Medizinern thätig, wie denn die meisten der ältern Aerzte Basels damals als Studenten oder junge Praktikanten auf dem Kriegsschauplatz ihre chirurgischen Kenntnisse erweiterten. Wir bedauern, aus Mangel an verfügbarem Raum die frischen Skizzen nicht wenigstens auszugsweise wiedergeben zu können, die der junge Theologe damals von seiner Reise durch Frankreich heimbrachte und in den „Basler Nachrichten" veröffentlichte.

Als die Agentur ihre Thätigkeit begann, war vielfach eine Verteilung der Liebesgaben zu je 50% an deutsche und an französische Lazarete gewünscht worden. Namentlich der Ehrenpräsident des Roten Kreuzes, der französisch gesinnte General Dufour, scheint diese Stimmung vertreten zu haben. Praktisch ging aber dies nicht an, wäre auch nicht angegangen, wenn man den unsinnigen, seither

aus den Statuten der Genfer Konvention gestrichenen Paragraphen hätte ausführen können, daß Verwundete durch die Vorposten ihrem Heere wieder sollten zugeführt werden. Die Verhältnisse fügten es vielmehr so, daß die Agentur beinahe nur mit deutschen Lazareten zu thun bekam, und daß ihre meisten Sendungen, sofern sie nicht direkt gingen, den Hauptdepots in Karlsruhe und Mannheim zuflossen. Auch Berlin, München, Stuttgart, Speyer, Niederbronn, Nauheim nahmen die Hilfe der Basler Agentur in Anspruch. Es gelang anderseits, Straßburg noch unmittelbar vor der Einschließung mit Aerzten und einigem Material zu versorgen. Damit wurde das Rote Kreuz wohl scheinbar seinen internationalen Verpflichtungen ungetreu. Thatsächlich aber kamen seine Wohlthaten in größerem Maße französischen als deutschen Verwundeten zu statten. Denn wenn in den Lazareten auf dem Kriegsschauplatz beide Nationalitäten ungefähr gleich stark vertreten waren, so lagen in denen von Deutschland in überwiegender Mehrzahl französische Gefangene. Der deutschfreundliche Schein aber, den die Agentur auf sich zog, veranlaßte immer und immer wieder in der damaligen einseitig auf französische Sympathien eingeschworenen Basler Presse kleinliche Angriffe gegen das schöne Unternehmen.

Rein unmöglich erscheint es, aus den langen Listen der Gaben, die alle nur denkbaren Naturalien betreffen, Bezeichnendes, Auffallendes hervorzuheben. Alles fand irgendwo Verwendung. Die Männer, die an der Spitze standen und bald nicht mehr die gesamte Arbeitslast zu bewältigen vermochten, wußten in geschickter Weise Hilfskräfte heranzuziehen. Es entstand das schon erwähnte Damenkomite und ein kantonales Hilfskomite; für den Verkehr mit Frankreich erwies sich die Thätigkeit eines Unterausschusses in St. Ludwig, für die Beziehungen zu Deutschland die Hilfe von badischen Bahnbeamten als überaus wertvoll. Das viele Geld, das in Basel zusammenfloß, wurde vielfach in der Stadt selber in

Ware umgesetzt. Ueber all dies erstattete das schon angeführte Korrespondenzblatt eingehenden Bericht; es eröffnet einen Blick weit über Basel und die Schweiz hinaus, auf alle am Krieg nicht beteiligten Staaten, in denen die Nächstenliebe mächtig sich regte und in rührender Weise sich kund that. Man erfährt aus diesen Blättern, daß in Lugano ein ursprünglich politischer Verein sich in ein Hilfskomite für Verwundete umgegründet hat, und das ebenso Unerwartete, daß die Polen durch Absendung von Liebesgaben und Aerzten für ihre Mitmenschen etwas leisteten.

Stets zu neuer Bewunderung regt die nimmer ermüdende Thätigkeit der Agenturherren an. Hatte man anfangs nur für die Verwundeten sorgen müssen, so wurde bald die Aufgabe unabweislich, die Vermittlung der Korrespondenzen für Gefangene an die Hand zu nehmen. Eine Hochflut von Briefen nahm von da an ihren Weg über Basel. Ihre Vermittlung verursachte unendliche Mühe, rief aber auch viele Zeugnisse aufrichtigen Dankes hervor. Unter ihre schönsten Ehrentitel wird die Agentur stets den Namen zählen, den eine Mutter ihr gab: Der Verein, der sich der Mütter erbarmt. An dieses Kriegskorrespondenz-Bureau gliederte sich ein Informations-Bureau für Gefangene an. Es hatte von Anfang an mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die dadurch fast unüberwindlich wurden, daß die Anfragen von Tag zu Tag sich häuften. Im Stadtkasino fand dieses Bureau sein Unterkommen. Wie manche kummervolle Frage etwa in den Septembertagen, wo der Andrang am stärksten war, eine lange bange Zeit unbeantwortet blieb, bleiben mußte, geht aus den Verhältnissen hervor: die Franzosen stellten keine Totenlisten zusammen, die Feststellung der Listen französischer Gefangener in Deutschland erschienen außerordentlich langsam und die Verwundetenlisten trafen erst spät in Basel ein. Es mußten namentlich die Fragen nach französischen Soldaten vielfach lange liegen bleiben.

So schloß sich wie bei einem Krystallisationsprozeß ein schönes Werk der Menschenliebe nach dem andern an die Agentur an, bis sie zusammen ein glänzendes Kleinod bildeten, auf das Basel und die Schweiz stolz sein dürfen. Mit dem kälter werdenden Herbstwetter meldeten sich neue Bedürfnisse. Der Mangel an genügender Kleidung und an weichem, warmhaltendem Bettzeug machte sich in den Lazareten um so fühlbarer, als bei der längern Dauer der Notlage die Naturalgaben spärlicher flossen. Herzzerreißend klingen die Klagen mancher Aerzte im mehrgenannten Blatte der Agentur, so Dr. Albert Burckhardts. Dieser schildert sein elendes Lazaret in Tremery bei Courcelles vor Metz, wo auf kaltem Heuboden Ruhr- und Typhuskranke ohne Decke schlotterten, und ruft aus: „Es giebt für uns Aerzte kein deprimierenderes Gefühl, als da hilflos stehen zu müssen, wo es mit einem Stück Flanell gelänge, einen armen Burschen glücklich zu machen." Unter diesen Umständen hielt die Agentur für ihre Pflicht, die vielen müßigen Hände darauf aufmerksam zu machen, wie wertvoll jetzt warme Strümpfe, Socken, Leibbinden u. dgl. seien, und sie hat es nicht vergebens gethan!

Ende Oktober fiel Metz, und dieser Fall ließ die Zahl der gefangenen Franzosen in Deutschland auf 300,000 ansteigen. Bei diesen Gefangenen herrschte vielfach bitterster Mangel und tiefes Elend. In der naßkalten Witterung, zu einem großen Teil in Kasematten und Baracken untergebracht, mit einer ungewohnten Kost genährt und in zerlumpte Kleider gehüllt, fielen sie der Dysenterie und ähnlichen Krankheiten anheim. Man wandte sich mit der Bitte um Abhilfe wiederum an das Rote Kreuz. Ohne die Statuten der Unternehmung zu verletzen, hätte zur Not die Agentur den kranken Gefangenen ihre Wohlthaten zuwenden können, denn die Genfer Konvention dient verwundeten und kranken Kriegern, nimmermehr aber den gesunden. Und doch galt es hier vor Allem vorsorglich zu verfahren, den Anlaß zur Erkrankung wegzu-

räumen. So bildete sich denn aus Männern, die der Agentur nahe standen, und unter dem Vorsitze des einen ihrer Mitglieder ein internationales Komitee für Kriegsgefangene, das sich als Abzeichen ein grünes Kreuz auswählte.

Auch dieses Werk vom Grünen Kreuz eröffnete seine Thätigkeit mit Aufrufen in aller Herren Ländern. Und die außerordentliche Not weckte außerordentliche Liebe. Von überall her wurde reichlich gespendet. Namentlich Italien und Frankreich, so weit es nicht vom Krieg heimgesucht war, ließen sich die notleidenden Soldaten angelegen sein. Deutschland nahm dankbar die Hilfe an, die ihm der neutrale Staat bei der Pflege seiner Kriegsgefangenen anbot. Wir können trotz dem großen Umfang, den diese Unternehmung gewann, und trotz dem vielen Segen, den sie zu stiften berufen war, aus Gründen des Raumes und der Zeit auf ihre weitere Entwicklung und Thätigkeit nicht eintreten und müssen uns mit dieser kurzen Nennung begnügen. Wer Genaueres erfahren möchte, der lasse sich auf die gedruckten Berichte des Hilfskomites verweisen, die ähnlich wie die des Roten Kreuzes, bei Bonfantini in Basel wie diese, von zehn zu zehn Tagen erschienen.

War so der Agentur vom Roten Kreuz eine schwere Sorge abgenommen, so blieb ihr noch genug und übergenug Arbeit, ja es häufte sich zur alten neue. Aus den Lazareten des Niederelsaß wurden amputierte oder sonst dienstuntauglich gewordene frühere französische Soldaten der Heimat zugewiesen, und zwar meist auf dem badischen Rheinufer über Basel. Nachdem am Anfang dieser Zuzug wenig zahlreich gewesen war, so daß man ohne System den einzelnen Fall je nach den besonderen Verhältnissen erledigte, melden die Mitteilungen von der Mitte Oktobers, es sei jetzt ein fester Modus für diese Beförderungen eingeleitet. Die Leute wurden in Gruppen von je etwa 50 Mann nach Basel gebracht, hier von Delegierten der Agentur in Empfang genommen, beherbergt und

über Genf oder Neuenburg nach Hause spediert. Bei diesem Unternehmen hatte sich das Komite der werkthätigen Hilfe der Behörden bis hinauf zum Bundesrat, befreundeter privater Gruppen, z. B. zu Freiburg i. B., Genf und Neuenburg, sowie dienstbereiter Basler Bürger in großer Zahl zu erfreuen. Von Mitte Oktober bis zum 10. November reisten 254 geheilte französische Verwundete hier durch. Viele Verwundete konnten ihres Zustandes wegen nicht sofort weiter spediert werden und blieben längere oder kürzere Zeit im improvisierten Spital, dem Kleinen Klingenthal. Da bekam man die schwersten chirurgischen Fälle zu sehen. Einem französischen Artillerieoffizier war bei Wörth der rechte Unterarm und ein Stück des Magens weggerissen worden. Der Mann wurde geheilt, aber mit einer bleibend gestörten Verdauung. Dies verursachte ihm derartige Schmerzen, daß er sich mehrere Jahre nach dem Krieg entleibte. Ein Gemeiner hatte einen Schuß durch den Mund erhalten. Er war auf der Heilung begriffen, als sich plötzlich in der einen Schulter heftige Schmerzen einstellten. Die Untersuchung ergab, daß fast sämtliche Zähne des Unglücklichen in der Schulter saßen. Man sah damals die schauerlichsten Verstümmelungen aller Art und die mitleidenswürdigsten Opfer des Kriegs durch Basels Straßen sich schleppen oder geschleppt werden. — Am 5. November 1870 registriert das Korrespondenz-Bureau die erste von ihm vermittelte Geldsendung aus Deutschland an einen deutschen Gefangenen in Frankreich, nachdem schon Tausende von Geldsendungen ihren Weg aus Frankreich in die deutschen Festungen gefunden haben.

In den deutschen Festungen machte sich mit dem Vorrücken des Winters unter den Kriegsgefangenen mehr und mehr Krankheit geltend; die Verwundungen heilten nur langsam. In Mainz, Koblenz, Erfurt, Hannover, Magdeburg, Stettin lagen je 500 bis 1000, ja mehr Kranke, deren Bedürfnisse zu befriedigen an Ort und Stelle die Mittel mangelten. Die Agentur hielt sich um so eher

zu dieser Handreichung für ermächtigt, als das occupierte Frankreich, wo zu dieser Zeit, im November, blutige Kämpfe stattfanden, ihren Sendungen so zu sagen verschlossen war. Es mag damit zusammenhängen, daß das Korrespondenzblatt die Geber wiederholt bittet, ihm keine Spenden mit genauer Bestimmung, z. B. an dieses oder jenes Lazaret, an diesen oder jenen Arzt, zugehen zu lassen. Das Komite ersucht vielmehr von Anfang an, ihm die freie Verfügung über die Liebesgaben zu überlassen.

Von Tag zu Tag meldeten sich neue Bedürftige. Ende November kam zu allen andern Kriegsschauplätzen das männermordende Belfort, das um seiner Nachbarschaft willen Anspruch auf besondere Berücksichtigung erheben durfte. Einer Winterstation für Verwundete und Kranke beider Heere in Baden-Baden spendete unsere Agentur 1000 Fr. Als bald darauf Baden im Aargau sich zur Unterbringung rekonvalescenter Offiziere und Soldaten gegen billigen Entgelt bereit erklärte, zögerten die Basler Herren nicht, auch diesem Unternehmen ihre moralische Hilfe zuzuwenden. Sie unternahmen es, für Wicherns Felddiakonie und für deren Bibliotheken, d. h. für die Lazarete, Lesestoff zu sammeln. Sie hängten den Bettelsack um und mahnten die Besitzenden auf, damit Geld zusammenkam zur Bestreitung der Fahrtaxe heimkehrender Invalider. So waren sie unermüdlich in der Ausdehnung ihres Arbeitsfeldes. Freilich machten sie auch ermutigende Erfahrungen, und wir lesen, Ende November, als aus belgischen Agenturen eine vollständige Erschöpfung der Mittel gemeldet wurde, habe Basel dankbar feststellen können, daß in der Schweiz sich die Freudigkeit im Geben wieder gehoben habe.

In der Weihnachtszeit suchte man auch den armen Lazaretinsaßen etwas von der Festfreude zu vermitteln. In Epernay z. B. sorgte ein Delegierter der Gesellschaft dafür, daß in jedem Saal ein Baum aufgestellt wurde. Er ging bei den deutschen Offizieren

der Umgegend auf einträglichen Bettel von Festgeschenken, er machte selber beim Zuckerbäcker die nötigen Einkäufe, schaffte auch Pfeifen, Dosen, Cigarrenetuis u. dgl. als Festgeschenke an; in jedem Saale hielt ein Feldprediger eine Ansprache. „Lichter, Aepfel, Nüsse, nichts fehlte zur Erfreuung der armen Kranken und sie freuten sich auch herzlich.“ Ein übrig gebliebener Baum wurde vierzehn armen Kindern, meist Waisen, herausgeputzt. So gewann jeder einzelne Delegierte, wenn er mit Kopf und Herz bei der Sache war, eine Praxis im Wohlthun und im Freude machen, die aus den schlichten Meldungen dieser Leute sehr deutlich hervorblickt.

Ueber eines der gelungensten dieser Feste lassen wir den Mitteilungen der Agentur vom 2. Januar 1871 das Wort: „Am Abend des 27. Dezember bereitete das Damenkomite (sc. in Basel) den gerade anwesenden durchreisenden Invaliden, 43, worunter sechs Turkos, ein Fest. Nach einem Mahl, das mit einer Zugabe von Rotwein und Kaffee illustriert war, begaben sich die Gäste auf ihren Krücken, unterstützt und zum Teil getragen von den Wärtern, in den durch seine altertümliche getäfelte Holzdecke merkwürdigen ehemaligen Kapitelsaal der Nonnen des Klosters Klein-Klingenthal, wo ein reich geschmückter Christbaum und eine lange Tafel mit Gaben prangte. Für jeden war ein Teller mit Cigarren, Portemonnaies, Pfeifchen, Kämmen, Messern, Seife und anderen kleinen Nützlichkeiten auf eine Schachtel gestellt, in welcher er die Sachen aufbewahren konnte. Herr Conod richtete eine kleine Ansprache an die Anwesenden, in welcher er tröstend die Vergänglichkeit des irdischen Krieges und Elends der Unvergänglichkeit des Friedens gegenüberstellte, der mit dem Weihnachtsfest seinen Anfang genommen hat. — Der gerade anwesende Herr Lowitz, der des arabischen Turkodialekts mächtig ist, sprach auch zu den Turkos einige Worte, die einen sichtbaren Eindruck von Freude und Rührung hervorbrachten, so daß ihn die überraschten Zuhörer

fast nach jedem Satz durch Ausrufungen der Zustimmung unterbrachen. — Alsdann überreichten die Damen jedem einzelnen seine Gabe mit einem freundlichen Wort und ein Glas Punsch schloß die kleine Feier, die nach dem Geständnis aller Invaliden als etwas nie Erlebtes in ihrer Erinnerung haften wird. Am 30. Dezember wiederholten die Damen für 49 andere Invaliden die schöne Feier." Von privater Seite wird als der Vater dieses Gedankens einer solennen Weihnachtsbescherung Ratsherr Adolf Christ genannt.

Aber nicht nur den unglücklichen Verwundeten gönnte Basel in diesen Festtagen eine Festesfreude. Kein Fremdling in unsern Thoren blieb unbedacht. Die Neuenburger Füsiliere (Bat. 23) erhielten ihr Weihnachtsfest in der Kaserne, und die Offiziere nahmen als Ehrengäste an den Jahresschlußfeiern verschiedener Vereine, der Liedertafel, des Quodlibet, teil.

Das neue Jahr begann mit stets wachsenden Ansprüchen. Die Not in Mittelfrankreich ist aufs äußerste gestiegen. In den Lazareten in und um Orleans liegen wohl 16,000 Verwundete und Kranke. Es mangelt nicht nur am nötigen Verbandzeug und an Medikamenten; die unglücklichen Opfer des Kriegs liegen notdürftig gekleidet ohne Decken auf dem harten Stroh der ungeheizten Scheunen in der bittersten Winterkälte; ja vielen bleiben nicht einmal Hunger und Durst erspart. Das Werk der heimreisenden Invaliden nimmt immer größere Verhältnisse an. Auf dem Informationen- und Korrespondenzbureau herrscht ein „übermäßiger Drang" trotz der Hilfe, die in weitgehendem Maße das Grüne Kreuz leistete. Daneben muß die Agentur bemerken, daß ihre „fast unerschöpflich geglaubten Vorräte an Charpie und Verbandzeug vollständig alle geworden sind" und daß sie nicht im Stande ist, dringende neue Begehren zu erfüllen. Eine weitere Schwierigkeit erwuchs daraus, daß das bisher vom Hilfsspital zur Benützung bei der Herbergung der Invaliden überlassene Bettwerk dem Komite

entzogen werden mußte. Wohl hauptsächlich infolge des unerhört starken Grenzverkehrs, der eine Sanitätspolizei auch beim besten Willen der Behörden beinahe unmöglich machte, waren die Blattern in Basel ausgebrochen. Eine Panik wegen angeblichen Ausbruchs der Cholera unter den zuwandernden Invaliden hatte sich glücklicher Weise als unbegründet erwiesen. Genug, der Hilfsspital, damals noch im sog. Thüringischen Haus am untern Rheinweg, bedurfte selber seines Bettwerks. Da sprang das Basler Lokalkomite für Verwundete mit Leintüchern, Kissen, Unterlagen und Betten bei. Der deutsche Hilfsverein, der sich schon im September und Oktober bei der Durchreise der aus Frankreich ausgewiesenen Deutschen hilfreich erwiesen hatte, trat der Agentur seit Beginn des neuen Jahres an die Seite zur Verpflegung durchreisender deutscher Kranker und Verwundeter auf dem badischen Bahnhof. Diese Patienten erhielten eine Erfrischung, die je nach Bedarf in Frühstück, Mittagessen oder Zwischenmahl bestand. Die Agentur steuerte zu dem Zweck Wein und Cigarren.

Seine Hauptthätigkeit wandte indessen in diesen Januartagen das Rote Kreuz in Basel naturgemäß dem nur 12 Stunden von hier sich abwickelnden, beispiellos blutigen Verzweiflungskampfe zu, den Bourbaki gegen die deutschen, um Belfort konzentrierten und zur Verstärkung dieser Position heraneilenden Heeresmassen führte. Dieses Gefühl der Nachbarschaft und das Bewußtsein der Pflicht zu nachbarlicher Hilfe wurden beständig wach erhalten durch den aus Westen vernehmlich herüber dröhnenden Kanonendonner. In den höhern Lagen der Stadt vernahm man durch die reine Winterluft am offenen Fenster jeden Schuß. Und auf der Schützenmatte legten wir Buben klopfenden Herzens das Ohr an den hartgefrorenen Boden. Das dumpfe Rollen des Erdreichs, das von den beständigen Schüssen der schweren Belagerungsartillerie sich bis hierher fortpflanzte, die fast spürbare Erschütterung des Bodens

stehen vielen noch heute deutlich in Erinnerung. Die Berichte über das namenlose Elend, das die dreitägige Schlacht um die Lizaine herbeigeführt hatte, machten mobil, was die Schweiz an Aerzten entbehren konnte. Aus Basel gingen auf ein Aufgebot der Agentur hin zwei Professoren, ein praktizierender Arzt und fünf ältere Studenten der Medizin am 22. Januar ab. Zwei Wagen, ein dreispänniger und ein zweispänniger, gefüllt mit Vorräten aller Art, etwa hundert Centner schwer, reisten ihnen schon am 21. Januar voraus. Eine Zürcher Kolonne von 24 Professoren, Aerzten Studierenden und hilfsbereiten Privatleuten wurde von Basel aus gleichfalls mit zwei dreispännigen Wagen voll Material ausgerüstet. Mit diesem Personal richtete die Basler Agentur eigene Ambulancen und ein besonderes Depot in Montbeliard ein.

Die ganze Umgegend der Jurafestung wurde von Basel aus mit Lazareten versehen und aus den baslerischen Depots wurde die Krankenpflege ermöglicht. Es ist durchaus unthunlich, die einzelnen Feldspitäler hier auch nur aufzuzählen. Aus der ganzen Schweiz strömten wie durch einen neuen Ansporn nicht nur Liebesgaben und Geldsendungen der Agentur zu, es stellten sich ihr auch Männer zur Verfügung in einer während des ganzen Kriegs fast nicht erhörten Zahl. Sie alle vermochten schöne Erfolge zu erzielen. Ihre Berichte sind voll Genugthuung über die viele Freude, die sie in den Krankensälen verbreiteten. Das Geheimnis dieser Erfolge lag wohl zum großen Teil in dem Umstande, daß das Komite seinen Delegierten fast unbeschränkte Freiheit ließ in Bezug auf die Art, wie sie die ihnen anvertrauten Mittel verwenden wollten. Es durfte seinen freiwilligen Hilfskräften zutrauen, daß sie mit genauer Einsicht in die an Ort und Stelle studierten Verhältnisse die Gaben am besten anlegen würden. Die deutschen Depots dagegen standen in dem Ruf, daß in ihnen oftmals nicht die Rücksicht auf das Wohl der Verwundeten und Kranken, sondern auf die Vorschriften

des Reglements den Ausschlag gebe. Die private Unternehmung der Basler Agentur nahm z. B. mit Vergnügen die Nachricht entgegen, daß einer ihrer Delegierten, den sie auf die Schlachtfelder von Orleans geschickt hatte, schließlich nach — Leipzig gelangt war. Der Vertrauensmann, der einen Wagen voll Liebesgaben und eine Summe Geldes mit sich führte, wurde in Lagny inne, daß er vielleicht Wochen lang würde warten müssen, bis sein Reiseziel ihm zugänglich würde. Da ließ er seinen Wagen einem nach Deutschland fahrenden, bis Sorau vordringenden Sanitätszug anhängen und versorgte dessen Insassen mit dem Nötigen, von ihnen als der „gute Schweizer" gepriesen.

Das Ende des Kriegs brachte dem Informations- und dem Korrespondenzbureau immer wachsende Arbeit. Diese Institute verzeichnen die Ziffern eines stattlichen Postbureaus. — Im Informationsbureau langten während der letzten Wochen täglich im Durchschnitt 200 Anfragen an, von denen manche weitläufige Korrespondenzen verursachten. Von ihnen konnten leider nur etwa ein Fünftel vollständig befriedigend erledigt werden. Es mag hervorgehoben werden, daß die Fragen nach deutschen Gefangenen meistens rasch und leicht Dank der Beihilfe der französischen Behörden beantwortet wurden. Die verwirrende Menge französischer Gefangener in Deutschland und die mit dieser großen Zahl zusammenhängende Schwierigkeit, zuverlässige Listen aufzustellen, erlaubten dagegen nur in verhältnismäßig seltenen Fällen eine befriedigende Beantwortung von Anfragen nach Franzosen. Das Korrespondenzbureau vermittelte um die Januar- und Februarwende durchschnittlich 720 Briefe im Tag.

Einen namhaften Zuwachs an Arbeit verursachten diesem Zweig des Roten Kreuzes die 80,000 internierten Bourbakisoldaten. Doch blieben in anderer Hinsicht die aus der Internierung erwachsenden Ansprüche an die Agentur unter den Erwartungen. Es gehört

nicht in den Rahmen dieser sich nur mit Basel befassenden Darstellung, zu erzählen, wie durch die unerwartete Einwanderung noch einmal eine wahre Begeisterung menschenfreundlicher Gastfreiheit alle 22 Kantone durchlohte. Die Basler Agentur wurde namentlich durch das opferwillige Einstehen der Neuenburger Bevölkerung und durch ein in Genf zur Fürsorge für die Internierten gegründetes Komite entlastet. So kräftig machte sich die Opferfreudigkeit der Schweizer Bevölkerung geltend, daß Delegierte aus aller Herren Ländern, die gekommen waren, die Not an Ort und Stelle zu studieren und Hilfe zu bringen, meist nur feststellen konnten, daß die Schweiz für alle ihre unglücklichen Gäste selber aufkam. Man dirigierte viele von ihnen in die Gegend von Belfort, wo noch immer ein reiches Arbeitsfeld ihrer harrte.

Mit dem Abschluß der Feindseligkeiten hörten aber die mannigfachen Ansprüche an die Agentur keineswegs auf. Zwar konnte sie ihren Freunden mitteilen, daß sie jetzt voraussichtlich keinen Bedarf mehr an Verbandzeug haben werde, da der Zufluß frischer Verwundeter in die Lazarete ein Ende habe. Dagegen bat sie um fernere Ueberlassung von Nahrungsmitteln und von Geld, weil sie ihre Spitäler nicht von heute auf morgen evacuieren konnte. Auch hatte sie eine von ihren Mitgliedern gegründete internationale Anstalt zur Herstellung künstlicher Gliedmaßen und deren unentgeltlicher Abgabe an bedürftige Invalide mit 20,000 Fr. unterstützt. Erst am 28. Februar, nach dem Friedensschluß, ersuchte die Agentur, ihr nun keine Gaben, weder Geld noch Material mehr zu senden. Eine der letzten größern Unternehmungen des Basler Roten Kreuzes war die Versorgung des von der Belagerung endlich befreiten Belfort mit Nahrungsmitteln und Medikamenten. Ein Versuch, vor der Kapitulation die Festung für die Civilbevölkerung zu öffnen, wie es mit Straßburg geschehen war, hatte keinen Erfolg.

Die Nummer der Mitteilungen vom 1. April meldet ein Zurückgehen der Hochflut von Arbeit. Unter den Eingängen figurieren noch wie üblich reiche Sendungen feiner Weine aus Portugal. Daneben meldet das Blatt das definitive Aufhören der hauptsächlichsten Ambulancen; das Informations- und Korrespondenzbureau konnte sein Personal auf vier Mann reduzieren, von allen Seiten gingen mit dem letzten Empfangsschein auch Dankschreiben ein und es ist zu bedauern, daß die Agentur in ihrer Bescheidenheit von diesen nur das wenigste mitteilt. Aber wir stellen uns leicht vor, aus wie vielen Herzen Segenswünsche aufstiegen für diese Männer, die, lediglich vom Gefühl der Nächstenliebe getrieben, ihre höchste Ehre in ein stilles Wirken zu Gunsten der armen Opfer des Kriegs setzten. Wir sind stolz in dem Bewußtsein, daß bei ähnlicher Not das heutige Basel sich der alten Traditionen würdig erweisen und durch die Männer von 1870/71 nicht beschämen lassen würde.

Zum Schluß noch einige Zahlen. Die Agentur nahm außer Naturalgaben, deren Wert sich hoch in die Hunderttausende beläuft, aber nicht genau zu schätzen ist, an Bar 420,000 Fr. ein. Dazu trugen alle Länder Europas bei, die Schweiz 118,282 Fr., der Kanton Baselstadt 18,531 Fr., wobei nicht zu vergessen ist, daß die Naturalgaben des kantonalen Hilfskomites den Wert von 20,000 Fr. weit überstiegen. Ueber die Brief-Vermittlung stehen genaue Zahlen nicht zur Verfügung. Von Mitte August an beförderte das Korrespondenzbureau täglich Hunderte von Briefen von und an Kriegsgefangene. Die Briefe galt es zu sortieren, zu öffnen, teils neu zu adressieren und zu versenden. Bis zum 31. März wurden in 18,411 Sendungen 506,486 Fr. an Kriegsgefangene zugeleitet. Für die Arbeit des Informationsbureaus gebricht es an genauern Anhaltspunkten. An verschiedene Depots und Lazarete wurden versandt 6425 Colli.

Nach diesem Ueberblick über die großartigste Aeußerung werkthätiger Menschenliebe in Basel, ja vielleicht in weitem Umkreis während der Kriegsmonate nehmen wir den Faden wieder auf, wo wir ihn fallen ließen. Aber es erscheint unmöglich, weiterhin nach zeitlicher Reihenfolge jedes kleine Ereignis zu erwähnen, das in Basel vorfiel und an den Krieg erinnerte. Im Ganzen wiederholte sich stets das Nämliche. Der Durchzug mißverständlich abgefangener Ambulancen, die auf weitem, zeitraubendem Umweg über neutralen Boden vom Feind hinter ihre Vorpostenlinie gesandt wurden, nahm kein Ende. Kranke und Invaliden in zerfetzter Uniform erregten das Mitleiden der Basler und Baslerinnen. Schweizer Soldaten mit der roten, Aerzte mit der weißen Armbinde belebten unsere Straßen mit ihren bunten Uniformen. Ein in der Nähe niedergegangener Ballon mit Briefschaften lieferte einen Gesprächsstoff, der eines pikanten Reizes nicht entbehrte. Dann kam die Internierten-Zeit mit ihren ganz neuen Figuren und elektrisierte die Massen plötzlich mit einem neuen Interesse und mit einem unerhörten Mitleid. Bei diesen müssen wir zum Schlusse dieses Abschnittes noch einige Augenblicke verweilen.

Auf die Vorgeschichte der Internierung von Clinchants Armee kann hier nicht eingegangen werden. Wir können uns nur mit dem Kontingent unglücklicher Franzosen befassen, das unserem Kanton zugeschieden wurde, nicht ohne Widerspruch besonders kluger Bürger. Sie befürchteten von einer solchen Besatzung bei der Nähe der deutschen Grenze für unsere ohnehin exponierte Stadt Unannehmlichkeiten und hätten lieber gesehen, wenn einige Ortschaften der Central- oder der Ostschweiz reichlicher bedacht worden wären. Item, nach Basel wurde eine Schar von 1300 Mann der internierten Armee geschickt und in der Klingenthalkaserne einquartiert.

Schon seit dem 10. Januar 1871 war es in Basel wieder besonders lebhaft zugegangen. Die Lizaine-Schlachten und die

andern mit der Belagerung von Belfort zusammenhängenden Ansammlungen hart an unserer Nordwestgrenze hatten neue bedeutende Konzentrationen schweizerischen Militärs in dieser Gegend zur Folge. Was aus dem Osten kam, das passierte durch unsere Stadt. Kaum von einer Einheit signalisieren die Blätter das Eintreffen, ohne dazu zu bemerken, dem Vernehmen nach werde diese bei uns bleiben. Mit ermüdender Einförmigkeit müssen sie dann am folgenden Morgen den Weitermarsch des Bataillons oder der Batterie in die Gegend von Pruntrut melden. So sah Basel in der ersten Hälfte des Januars auf kurze Zeit Waadtländer Truppen. Durch den Abmarsch dieser Mannschaft wurde die Stadt in beinahe besorgniserregender Weise entblößt und es erhöhte nicht das allgemeine Behagen, daß das Gerücht verbreitet und mit allen wünschbaren Einzelheiten ausgeschmückt wurde, Waadtländer und Deutsche hätten sich auf dem Boden des Elsgaues eine Schlacht geliefert. Endlich traf am 17. Januar ein Thurgauer Bataillon mit einer Aargauer Batterie ein, beide setzten aber am nämlichen Tag zum Leidwesen der Bürgerschaft ihren Marsch fort. Alle Bereitschaftslokale wurden in Stand gesetzt. Die Quartiere bei den Bürgersleuten standen zum Empfang bereit. Bald diesem, bald jenem Viertel brachte der Stadttambour Kunde, daß es Einquartierung auf den Abend erhalten werde. Von den Truppen zeigten viele in ihrer Ausrüstung, daß sie vom Krieg gelernt hatten; ein Zürcher Bataillon z. B. trug weniger reglementsmäßig als praktisch gerollte Wolldecken auf den Tornistern. Auf der Reise nach seinem Hauptquartier Delsberg brachte der General Herzog eine Nacht im Hotel Euler zu, durch eine Serenade der Militärmusik gefeiert. Zugleich mit dem großen Generalstab weilten damals vorübergehend hier die Stäbe der Division Meyer und der Brigaden Brändlin und Munzinger. Und immer noch lösten sich im Durchpassieren Aargauer, Thurgauer, Zürcher, Luzerner ab.

Man begann nachgerade den Kriegszustand als ein chronisches Uebel zu betrachten, mit dem man sich so oder anders abfinden müsse. Hatte er in der ersten Zeit alle die gewöhnlichen Aeußerungen des bürgerlichen Lebens gehemmt, so nahm man sie jetzt wieder auf, bezog sich dabei aber oft und viel auf die großen Weltereignisse. Basel sah sich auch, abgesehn von den eidgenössischen Zuzügern, auf Schritt und Tritt an den Krieg ermahnt. Man erinnert sich aus dem Abschnitt über das Wirken des Roten Kreuzes, wie gewaltig gerade in diesen letzten Wochen der Feindseligkeiten dessen Arbeit angeschwollen, wie intensiv dessen Thätigkeit geworden war. Alle Sendungen in die Reihen der Belforter Krieger, die zum Teil in Fuhrwerken von abenteuerlicher Größe durch die Straßen knarrten, alle Kolonnen von Aerzten und Gehilfen, die das Genfer Abzeichen am Arm trugen, die durchreisenden Invaliden und die versprengten Ambulancen gaben unserm Straßenleben ein eigenartiges Gepräge.

Die Basler gewannen nach und nach beinahe eine Art von Stolz auf die bevorzugte Lage ihrer Stadt und auf die Thatsache, daß in den Weltblättern täglich Depeschen aus Basel zu lesen standen. Allerdings erwiesen sich diese oft als gründlich unrichtig. So wurde, als die Katastrophe bei Pontarlier unmittelbar bevorstand, vom badischen Bahnhof ins Ausland telegraphiert, die französische Armee sei samt den Kanonen über Pruntrut und Neuenburg in die Schweiz eingerückt. Die Nachricht erregte begreifliches Aufsehn, nicht zum wenigsten jenseits der Grenze. Noch am 1. Februar, als Clinchant bereits die Schweiz als Internierter betreten hatte, befaßte sich auf Reklamationen von Oberst Paravicini hin der Kleine Rat mit der Angelegenheit. Genauere Nachrichten wußten die Generalstäbe der beiden kriegführenden Mächte über Basel zu gewinnen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Namen geheimer Agenten, die sicherlich von hüben und drüben

damals in Basel lebten, jetzt noch nicht bekannt sind; die beidseitigen Konsulate bethätigten sich kaum nach dieser Richtung. Thatsache ist, daß sowohl in den Publikationen über die Wirksamkeit des Kriegsministeriums in Bordeaux, als auch im deutschen Generalstabs-, ja schon im kleinen Moltkeschen Geschichtswerk vielfach von Informationen aus Basel die Rede ist, und namentlich in dieser letzten Phase des Kriegs.

So sah es in Basel aus zu der Zeit, da den Bürgern die Internierten als neue Gäste angesagt wurden. Die ersten Bourbakisoldaten, die unsere Stadt zu sehen bekam, waren Ausreißer; sie strebten auf dem Umweg über Basel dem heimatlichen Boden Frankreichs zu. Dies veranlaßte die preußische Kommandantur in St. Ludwig zu der Mitteilung, daß sie solche Ankömmlinge, Offiziere und Soldaten, anhalten und als Kriegsgefangene behandeln werde. Auf die erste Meldung, daß auch zu uns Internierte kommen würden, verfügten sich Unteroffiziere des Infanterie-Auszugs zu deren Empfang nach Biel. Ihnen schlossen sich weitere Militärs und einige Civilpersonen an. Am späten Abend des Dienstags, 7. Februar, gegen 10 Uhr, langte der erste Schub an, etwa 900 Mann, meist vom 42. Linienregiment. Eine ungeheure Volksmenge erwartete sie auf dem Centralbahnplatz. Mitleid und Neugier hatten die Häuser der Stadt geleert und alle Bewohner in die Nacht gelockt. Die Ankömmlinge stellten sich in Haltung und Kleidung so schlimm nicht dar, wie man nach den Schilderungen erwartet hatte. Aber das Bild, das sie boten, war bejammernswürdig genug und wird keinem aus der Erinnerung schwinden, der seine Blicke darauf ruhen ließ.

Nominell zum großen Teil der gleichen Einheit angehörend, trugen die armen Leute doch Uniformen jeder Art; auch Civilistenkleidungen kamen vielfach in der Menge vor. Keine militärische Kopfbedeckung fehlte, vom ehemals stolzen, jetzt aber stark mitge-

nommenen Kürassierhelm bis zur simpeln Polizeimütze, und viele hatten den Kopf mit elenden Lumpen umwunden. Neben dem Husarendolman bemerkte man die Jacke des Turkos, den Waffenrock des Artilleristen, den phantastischen Mantel einer Franctireurstruppe, die gewöhnliche Blouse und vielfach auch die wollene Decke, die möglicherweise von Basel aus als Liebesgabe in ein Lazaret gewandert und jetzt, Gott weiß auf welchen Umwegen, wieder hieher zurückgekommen war. An den Beinkleidern fiel die Verschiedenheit nicht so sehr auf; sie waren bei den Strapazen der letzten Wochen durch Kot und Schnee mehr oder weniger einheitlich gefärbt worden, und uns erbarmten nur in der kalten Februarnacht die großen Löcher, die diese Kleidungsstücke aufwiesen. Jammervoll sahs vollends mit der Fußbekleidung aus. Wie viele marschierten ganz oder beinahe barfuß durch den auftauenden Schnee! Glücklich, wer wenigstens einige Fußlappen besaß, beneidenswert glücklich, wessen Füße in strohgefütterten Holzschuhen staken! Manche litten an erfrorenen Zehen; man erkannte es an deren Mißfarbe, wenn nicht schon am schwankenden Gange die Fußkrankheit zum Vorschein kam. Die Mehrzahl gingen beschwerlich an Krücken und Knüppeln oder am Arm des Kameraden.

So bewegte sich an diesem Abend ein mühseliger Zug unter fröhlichem Fackelschein durch die Aeschenvorstadt, die Freie Straße hinunter nach dem Klingenthal. Ein scharfer pfeifender Husten begleitete die Kolonne; wenige unter den Ankömmlingen litten nicht an Erkältungskrankheiten. Dieser Husten ertönte als charakteristisches Erkennungszeichen, wo immer eine einigermaßen nennenswerte Zahl von Internierten beisammen stand. Ein übler Geruch, wie ihn Krankheit und Unreinlichkeit ausströmen, schwebte über dem Zug. Um die langsam stadtabwärts marschierenden Franzosen drängte und schob sich die Stadtbevölkerung, schon jetzt durch Cigarren- und andere Spenden ihrem guten Herzen Luft machend. Die Zeitungen

melden, es hätten bei dem Regiment 42 eine Anzahl Elsäßer gestanden und seien gleich am Abend ihrer Ankunft von den sie erwartenden Verwandten aus dem Sundgau erkannt und begrüßt worden. Mit den Gemeinen waren auch Offiziere angekommen, die nicht avisiert waren und nicht zur Truppe gehörten. Sie waren nach Baden unterwegs gewesen und wahrscheinlich in Olten in den Basler Zug geraten. Der Gleichklang von Bade und Bâle, sowie ihre Unkenntnis der Schweizer Geographie mußten sie entschuldigen. Zum Vergnügen suchten die Offiziere die Gesellschaft ihrer Soldaten nicht auf. Wo sich einer zeigte, wurde er mit Beschimpfungen überschüttet, manchmal gar von den ehemaligen Untergebenen thätlich mißhandelt.

Am folgenden Tag, Mittwoch 8. Februar, wurden weitere 400 Mann von dem nämlichen Regiment in Empfang genommen und gleich den bereits eingetroffenen Kameraden in der Klingenthalkaserne untergebracht. Für Kranke war besonders gesorgt worden dadurch, daß man im Spital des Kleinen Klingenthals, sowie in dem seit Mitte Januar wieder geöffneten Blatternspital je einige Betten bereit hielt. Leider erwies sich diese Vorsicht als in hohem Grad angezeigt: Vom 13. Februar bis zum 16. Mai verzeichnen die amtlichen Anzeigen den Tod von 23 Internierten. Am 6. Februar war außerdem ein junger badischer Soldat, am 16. April auf der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft in Rastatt, ein Franzose gestorben.

Für die mehr oder weniger gesunden, genußfähigen Internierten, die das Klingenthal bevölkerten, bewacht von einer halben Kompagnie Reserve, später von ebensoviel Landwehr, sorgte das offizielle Basel und die Einwohnerschaft in ausgiebiger Weise. Nach einigen Ruhetagen in der Kaserne wurden die Armen an jedem milden Frühlingstag spazieren geführt, hinaus in die Langen Erlen. Die bleichen Gestalten, in Viererrotten aufgestellt, machten ihre Ausflüge

unter Führung des Obersten Bachofen, der zu diesem Anlaß große Uniform anzulegen pflegte und der langen Kolonne mit gezogenem Säbel voranritt.

Für diese bedürftigsten seiner Gäste stand Basel wiederum mit offenen Händen da. Wenn sie auch von der Eidgenossenschaft genährt wurden, so verschmähten sie doch nicht den von Bürgern gebotenen Tabak und die Leckerbissen, die man ihnen durchs Gitter des Kasernenhofs reichte. Namentlich mit frischer, reiner Leibwäsche und mit warmem, wollenem Unterzeug wurden sie reichlich versehen; für neue Uniformierung kam Frankreich auf. Bevor man einen neu kleidete, pflegte man ihn einem in der Regel dringend nötigen Reinigungsbade zu unterwerfen. Auch sammelte man mit Erfolg Geldgaben, um den Soldaten allerlei Annehmlichkeiten des Lebens bieten zu können. Ideale Güter trachtete man ihnen gleichfalls zu vermitteln. Man hielt ihnen Vorträge; man führte sie in kleinen Abteilungen ins Museum und Sachverständige, z. B. Ferdinand Schlöth und Albert Landerer, erklärten ihnen die Kunstsammlung; man bot ihnen ein Orgelkonzert im Münster, wobei sie in ungenierter Weise den Boden durch Spucken verunreinigten; auf Spaziergänge in der ganzen Stadt führte man sie und pflegte auch ihre patriotischen Gefühle, indem man sie am 16. März auf dem Grabe des Obersten Charras eine Ovation veranstalten ließ; man schrieb ihnen Briefe nach Hause; ein Vikar wurde vom katholischen Pfarramt für die Internierten bestellt, und zweimal wöchentlich hielt man ihnen Gottesdienst in der Klarakirche. Besonders feierlich soll ein Totenamt für die gefallenen Kameraden verlaufen sein. Auch für Unterhaltung sorgte man nach Kräften durch Schenkung französischer Lektüre, und an Vergnügen gingen sie nicht leer aus. An der Fastnacht statteten ihnen auf Anordnung von oben die gelungensten Züge Besuche im Kasernenhof ab, so daß sie anstatt der französischen Trommel- und Claironsignale, die sie gewöhnlich zum

Aufstehn, zu den Mahlzeiten und zum Lichterlöschen riefen, auch einmal einen währschaften Schweizermarsch rußen hörten.

Bei all dem bunten Treiben fehlte die ernste Note nicht. Die Internierten empfingen zahlreiche Besuche aus dem nahen Elsaß. Das Kasernenhofgitter wurde der Zeuge mancher ergreifenden Scene des Wiederfindens, der Erkundigung und des Berichtens. Manche Mutter, manche junge Frau kam hierher, um einem Soldaten des 42. Regiments nachzufragen. Und von gar vielen, so sagt ein Blatt jener Tage, lautete der Bericht derart, daß sich die Fragerin eilig aus dem Gedränge wegmachte, um eine Trauernachricht in der Einsamkeit zu verwinden.

Die Disziplin ließ im Ganzen wenig zu wünschen. Einen Desertionslustigen faßte an der Wiesenbrücke Oberst Bachofen persönlich. Ein anderer, ein Turko, wurde, als er schon auf dem Klingenthalgitter saß, durch energische Mahnung eines Bajonnets wieder zum Rückzug veranlaßt. Ein zweiter Turko versetzte einem deutschen Rekonvaleszenten zwei Messerstiche. Auch mit der Gesundheit hätte es schlimmer stehen können. Immerhin mag eine heftige Typhusepidemie im Frühjahr 1871 durch die Internierten befördert, wenn nicht unmittelbar veranlaßt worden sein. Gegen das Ende ihres hiesigen Aufenthalts waren sozusagen alle diese Franzosen vom Kopf bis zum Fuß neu und reinlich gekleidet. Einiges von den Kleidern, die sie über die Grenze gebracht hatten und etwaige der Grenzbesetzung verborgen gebliebene Waffen waren trotz strengem Verbot durch geheime Kanäle zu den Tröblern gewandert und dort neben Orden, Ausrüstungsgegenständen und Epauletten ausgestellt worden. Die Regierung verbot solchen Handel; als er dennoch insgeheim weiter ging, appellierte der General Herzog an das Ehrgefühl der Schweizer. Aber bei manchen war der Wunsch nach einem derartigen Erinnerungsstück stärker als alle Verbote. Es haben in diesem Fall bürgerliche und militärische

Respektspersonen gegen den Befehl gehandelt, und noch heute findet man hier und da in Basler Häusern auf diesem Weg erworbene Trophäen aus jener Zeit. Namentlich Helme und Kürasse der Hüninger Gardekürassiere waren gesucht. War doch diese durch ihren heldenhaften Untergang bei Fröschweiler ansprechende Truppe den Baslern durch langjährige Nachbarschaft besonders vertraut.

Im Gegensatz hiezu hatten die Behörden selber den Verkauf der Pferde an die Hand genommen. Ueber diese armen Tiere wäre ein besonderes Kapitel zu schreiben. Tage, ja teilweise Wochen, bevor Clinchants Armee die Schweizer Grenze überschritt, waren sie nicht mehr aus dem Geschirr gekommen, hatte man ihnen kein Futter mehr vorgeschüttet. Erst hatten sie ihren Hunger gestillt mit den Halmen, die sie aus dem Schnee scharrten, später benagten sie das Holzwerk von Geschützen und Wagen und fraßen einander gegenseitig das Haar von Mähne und Schweif. Ausgehungert, zu Gerippen abgemagert, wurden die Tiere an die Gant gebracht. Es gehörte ein gewisser Mut dazu, auf sie zu bieten, aber man konnte unter Umständen einen Glücksschuß thun. Einer aus Augst ersteigerte z. B. einen arabischen Schimmel für 5 Fr.; als er das Tier glücklich herausgefüttert hatte, verkaufte er es um mehr als das 300fache. Allerdings kamen genug andere Fälle vor. An eine Herrschaftskutsche wurde ein Paar egale Füchse gekauft, die, als sie wieder im Stande waren, sich als ein prächtiges Gespann auswiesen. Aber einmal um das andere brannten sie durch. Man konsultierte den Tierarzt, der sie als verrückt erklärte. Sie wurden an einen Droschkenhalter weiter verkauft, der dann gründlich dafür sorgte, daß der Uebermut ihnen verging.

Am 19. März hatte man den Internierten im Klingenthal durch Ueberreichung eines Abschiedstrunkes und durch den Vortrag schweizerischer Vaterlandslieder das Scheiden versüßt. Am 21. folgte dann der wirkliche Abmarsch. Die erste Kolonne, etwa 1000 Mann

Linientruppen, verließ in bester Haltung früh um 6 Uhr mit Tambour und Clairons die Kaserne. Mit dieser ersten Truppe reiste die stramme Marketenderin, die man stets angestaunt hatte. Mit frischer Wäsche und wollenen Decken waren sie ausgestattet, was sie um so besser brauchen konnten, als sie nach ihrer Ankunft auf französischem Boden im Freien nächtigen mußten; reichlich beschenkt und verproviantiert zogen sie zum Bahnhof. Auf dem ganzen Marsch riefen die Scheidenden: „Vive la Suisse, mille mercis, vive la ville de Bâle.“ Hatte diese erste Kolonne fast ausschließlich aus Liniensoldaten bestanden, die, zum großen Teil neu uniformiert, auch in Gang und Haltung einen militärischen Eindruck machten, so bildete zu ihnen die zweite, schwächere, um 10 Uhr am Vormittag abgehende Abteilung einen unerfreulichen Gegensatz. Die Waffengattungen waren hier bunt durcheinander gewürfelt: Moblots, Zuaven, Artillerie. Viele waren angetrunken; im Zuge herrschte keine Ordnung. Das war der Abschied der letzten Gäste, die uns dieser Krieg in größerer Menge gebracht hatte.

### 3. Was man in Basel zum Krieg gesagt und gedacht hat.

Wenn es sich zum Schlusse darum handelt, ganz allgemein einiges über Stimmung und Gesinnung Basels während der Kriegszeit zu sagen, so dürfen wir hier noch viel weniger als im vorangehenden den Anspruch erheben, vollständig zu sein. Mehr als sonst handelt es sich hier um die unwägbaren Einwirkungen, denen die Seele des Volkes gehorcht. Mehr als sonst hängt man hier von den Quellen ab. Mehr als sonst droht die Gefahr, Subjektives mit dem Material der Quellen zu mischen, Zwischenglieder nach Gutfinden zu ergänzen.

All die ungewohnten Schauspiele, der von außen eindringende Gesprächstoff, nicht zum wenigsten auch mannigfache Ungewißheit

und Sorge um die nächste Zukunft raubten den Baslern in der Kriegszeit den Geschmack an ihren gewöhnlichen Vergnügungen und Zerstreuungen. Die Kriegserklärung fiel zusammen mit dem Beginn der großen Basler Hundstagferien, in deren erster Woche übungsgemäß eine Reihe von Jugendfesten abgehalten werden. Obschon für diese Kinderspaziergänge bereits alles angeordnet war, hielt man doch für passend, sie „in Anbetracht der kriegerischen Ereignisse“ zu verschieben. Freunde und Subvenienten versicherte man, die Spenden seien „bis auf weiteres bestens angewendet.“ Das Aeschenquartier holte am 4. Oktober, in einem Augenblick verhältnismäßiger Ruhe, das Festchen nach. Die Sorge um die Zukunft erstickte auch das St. Jakobsfest des Jahres 1870. Nur einige Vereine sammelten sich zu patriotischer Feier in ihren Lokalen. Der „Volksfreund“ brachte auf den 26. August anstatt eines Festartikels eine Abhandlung zu Gunsten eines schweizerischen Bürgerrechts und über den gleichen durch die in Vorbereitung liegende Bundesrevision in den Vordergrund gerückten Gegenstand verhandelte an jenem Tag der Basler Grütliverein.

Mitte September öffneten Konzertsaal und Theater ihre Pforten. Nicht ohne Zagen trat namentlich der Theaterdirektor Sowade vor das Basler Publikum. Der arme Kerl hatte noch im tiefsten Frieden die Direktion übernommen, die Engagements mit seinen Künstlern abgeschlossen und sah sich nun genötigt, mitten im rauhen Waffengeklirr die Basler zum holden Dienste der Musen einzuladen. Er that es in eindringlicher und zugleich unterwürfiger Weise, sich entschuldigend, daß er komme und zugleich sein Unternehmen rechtfertigend. Er ahnte wohl das Schicksal der Saison. Ein paar Wochen lang suchte er sich zu halten. Man liest Ende September und im Oktober Theaterkritiken voll des höchsten Lobes. So herzbrechend schien Käthchen von Heilbronn noch nie geseufzt, so glockenrein Robert, der Herzog der Normandie, noch nie seine Arien

hinausgeschmettert zu haben, wie dies Jahr. Am 16. November mußte Sowade dennoch wegen Teilnahmlosigkeit der Bevölkerung schließen.

Aber das Vergnügungsbedürfnis scheint damals in Basel keineswegs gefehlt zu haben. Davon wollen wir nicht reden, daß jeder Deklamations- und Gesangverein Theateraufführungen oder Konzerte veranstaltete zu Gunsten sei's der Straßburger, sei's der notleidenden Umwohnern von Wörth und Fröschweiler, sei's der Verwundeten irgend eines Lazarets, sei's der im belagerten Paris eingeschlossenen notleidenden Schweizer, und daß alle diese Anlässe von ungezählten Mengen besucht wurden. Das ist eine andere Art der Wohlthätigkeit, wie auch die musikalischen Unterhaltungen, die von Straßburgern, von einer Sängergesellschaft aus Languedoc u. dgl. bald hier, bald dort gegeben wurden, und deren Ertrag ganz oder teilweise den Opfern des Krieges zufiel. Wohl aber scheinen die Abonnementskonzerte wenigstens leidlich besucht worden zu sein. Man liest von ihnen nichts, und dies erscheint nicht als ein schlimmes Zeichen. Doch mögen sie dem Bedürfnis nach klassischer Musik in diesem unharmonischen Jahr genügt haben. Mitte Oktober teilt wenigstens die Kommission für die auf den Monat November in Aussicht genommene Beethovenfeier (Beethoven geb. 16. Dezember 1770) mit, daß sie ihren Plan fallen lasse.

Der Basler suchte wohl seine Zerstreuung in dieser Kriegszeit mit Vorliebe da, wo ein Austausch von Neuigkeiten und politischen Ansichten möglich war. Dazu konnten Konzerte und Theater weniger dienen als die ungezwungenen Zusammenkünfte am Wirtstisch oder im Lokal geselliger Vereine. Solcher Gelegenheiten bieten die Zeitungen eine ziemliche Menge. In den ersten Monaten freilich sind sie gänzlich verschwunden. Die Bestürzung hält die Geister zu sehr gefangen, als daß man über die Pflichten der Gastfreundschaft hinaus an Unterhaltung dächte. Nur der Alpenklub ladet

Klubgenossen anderer Sektionen, die etwa als Offiziere hier weilen, in seine Sitzungen ein; der Jünglingsverein fordert Soldaten, welche Gott lieben, zum Besuche seines Lokals auf; die Grütlianer in Uniform finden laut Inserat in den Vereinsräumlichkeiten Lesestoff und Schreibgelegenheit. Mit der Messe wagen sich die Einladungen zu Vergnügungsanlässen deutlich hervor. An einzelnen Sonntagen findet sich eine Sintflut von Sauser= und Meßball=, Küchli= und Konzertempfehlungen. Alle Vereine fordern zum Beitritt auf. Nachdem das Gesamtbataillon 80 im Schützenhaus eine gemütliche Zusammenkunft zur Erinnerung an den Dienst des Sommers abgehalten hat, treten auch die kleinern Einheiten an die Oeffentlichkeit. Die 4. Kompagnie hat laut Inserat am 23. Oktober wie gewohnt leichten Dienst beim Feldwebel. Tagesbefehl: Theorie über den Lachsfang.

Auch die Herrlichkeiten der Messe drehten sich im Jahr 1870 um die große Tagesfrage. Ein Kunstsalon auf dem Barfüßerplatz zeigt die „naturgetreu kopierten“ Schlachtfelder von Weißenburg und Wörth; ein Konkurrent preist 10 Ansichten aus dem zerschossenen Straßburg an, wird aber übertrumpft von einem dritten, der 113 Stereoskopbilder aus der unglücklichen Stadt vorführt. Was für Geschäfte Agoston machte, das erfahren wir nicht, dagegen lobt die Presse wiederholt jene drei Schaustellungen als besonders lohnend. Ein Händler empfiehlt die Photographien deutscher und französischer Heerführer in verschiedenen Größen zu billigem Preis.

Wenig fehlte, so wäre Basel im Frühjahr 1871 um sein großes Nationalvergnügen, die Fastnacht, gekommen. Die Regierung fand den Ernst der Zeiten wenig passend zu ausgelassenem Mummenschanz. Auch wurden Befürchtungen laut, es möchten taktlose Anspielungen auf den Krieg und auf die kriegführenden Mächte vorkommen und dem Kanton Verlegenheiten bereiten. Doch glaubte der kleine Rat, nicht hinter die gewöhnlichen Schranken zurückgehen zu sollen, außer darin, daß er die Maskenbälle untersagte. Die

Fastnacht fiel 1871 auf den 27. und 28. Februar und den 1. März. Ende Januar war der Waffenstillstand vor Paris geschlossen worden, am 26. Februar hatte Kaiser Wilhelm die Friedenspräliminarien in Versailles unterzeichnet. Die Gefahr brannte nicht mehr unmittelbar auf die Nägel. Schon jammerte auch einer von der „jüngeren Generation“ über jene Beschränkung der Maskenfreiheit. Für die kleinere Zahl der Bälle wußte man sich schadlos zu halten durch verlängerte Tanzübungen und Repetitionen ohne Zahl.

Die Fastnachtwochen waren wie gewohnt eingeläutet worden durch einige Trommelkonzerte Severins in der Brauerei Glock. Aber diese wirkten nicht ansteckend wie sonst. Ich erinnere mich nicht, je eine mattere, flauere Fastnacht gesehen zu haben, als diese 1871er. Es wurde blutwenig getrommelt, eine dünne Hecke von Zuschauern stand in den Straßen. Auch hätten die paar geringen Masken gar nicht mehr Aufmerksamkeit verdient. Am Mittwoch, als sich die Friedensnachricht verbreitet hatte, zogen unter allgemeinem freudigem Zuruf ein Turko und ein deutscher Infanterist Arm in Arm durch unsere Straßen.

Gern möchte man einiges wissen über die Stimmung und die Beschäftigung der Bürger in ihrer Häuslichkeit. Aber da vermissen wir aufs schmerzlichste persönliche Aufzeichnungen einzelner über den Krieg. Die Zeitungen, die in erster Linie als Quellen dienen müssen, fließen vielfach spärlich oder trübe. Die großen Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz nahmen das Interesse und den Raum der Tagesblätter vollständig in Anspruch. Was in Basel passierte, erfährt man nur beiläufig oder durch die Inserate oder gar nicht. Dürften wir aber aus den Annoncen darauf schließen, was man damals im Familienkreise trieb, so würden wir wieder auf den Krieg hingewiesen. Die Buchhändler empfehlen Karten vom Kriegsschauplatz und Aufzeichnungen aus der Zeit des belagerten Straßburg, Pläne von Paris u. dgl. Die Musikalienhandlungen schreiben am Anfang

des Krieges die ursprünglich sozusagen unbekannte Wacht am Rhein aus; es folgt ein Arrangement des schweizer. Zapfenstreichs für Klavier, in den ersten Septemberwochen „Lulus Kugelspritzengalopp“ von Fritz Zündnadel, sowie „Zündnadel und Chassepot“, komisches Duett für zwei Hinterlader (Tenor und Baß). Das Spiel der Kinder sogar trägt den Stempel der rauhen Zeitläufte; im Oktober findet sich die Annonce „Bleisoldaten, Infanterie, Artillerie, Kavallerie, Lager nebst den neuesten Schlachten und schöne Gegenstände für Mädchen.“ Daß wir Jungen auf der Straße und im Schulhof fast nur noch Franzosen und Preußen spielten, versteht sich von selbst.

All dieser das ganze Leben in tiefstem Grund aufregenden Bewegung gegenüber verhielt sich die offizielle Kirche äußerlich beinahe teilnahmlos. Ob im Inhalte der damaligen Predigten viel auf den Krieg Bezug genommen wurde, vermag der Schreibende nicht zu vermelden. Jedenfalls macht das vollkommene Fehlen von Bittgottesdiensten oder ähnlichen besondern kirchlichen Veranstaltungen den Ruf von Basels Frömmigkeit beinahe zu Schanden. Zum Teil mag diese scheinbare oder wirkliche Teilnahmlosigkeit damit zusammenhängen, daß das Haupt der Basler Kirche, Antistes Preiswerk, stark kränkelte und seinem Totenbett entgegenging. Das einzige Mal, wo die Kirche von den Ereignissen in der großen Welt amtlich Notiz nahm, geschah es durch die obrigkeitliche Bettagsproklamation. Unterzeichnet ist das Schriftstück von der weltlichen Behörde, von Karl Felix Burckhardt als Amtsbürgermeister und Gottlieb Bischoff als Staatsschreiber. Es ist so würdig gehalten, daß der Leser den Abdruck an dieser Stelle entschuldigen mag. Die Proklamation lautet:

„Liebe Mitbürger, in außerordentlicher, in ganz ungewöhnlich ernster Zeit treten wir vor Euch, um Euch aufzufordern zu würdiger und gesegneter Begehung des eidgen. Dank-, Buß- und Bettages. Ganz von selber wenden sich alle Gedanken nach den großen Ereignissen, welche in diesen Tagen die Welt bewegen. In einer

Zeit, wo Gottes Gerichte an Ländern und Völkern mit erschütternden Schlägen sich vollziehen, wo Große der Erde klein geworden sind und in unserer nächsten Nähe ein mächtiges Reich schwere Demütigung erleidet, da schickt das Schweizervolk sich an, seinen vaterländischen Festtag in althergebrachter Art und von außen hoffentlich ungestört zu feiern.

„Wir können zurückblicken auf ein Jahr gedeihlicher Arbeit, aufblühenden Fleißes; wir sind nicht lange gestört worden durch den Waffenlärm im eigenen Lande; wir fanden uns einig und rasch bereit in der Rüstung zur Abwehr; wir fanden auch willige Herzen und Hände zur Linderung der Not bei unsern kriegführenden Nachbarn. Während dort zahllose Thränen der Waisen, der Verarmten, der Besiegten ungestillt fließen, ist unser Land wenig, über alle Erwartung wenig berührt worden. Da sind fürwahr der Ursachen zum danken genug gegen unsern gnädigen Gott.

„Es wäre aber übel gethan, nur dankbare Hände emporzuheben oder gar im Blick auf anderer Unglück jene zu richten und uns selbst zu überheben. Sondern, wenn wir andere fallen sehen, so wollen wir zusehen, ob und wie und warum wir noch stehen, wollen uns prüfen an der Wahrheit, daß Gerechtigkeit ein Volk erhöhet, aber die Sünde der Leute Verderben ist. Da haben wir als Volk, als Stadt, als Dorf genug zu bekennen und zu beklagen, das anders sein sollte: Ungehorsam der Jugend, sich Gehenlassen der Alten, Abwendung von dem Nächsten, selbstsüchtigen Gewerbsbetrieb, Lauheit im Verwerfen des Bösen, Unzufriedenheit, feinere und gröbere Entfremdung von Gott, bald offen und bald mehr versteckt. Wir wollen nicht warten, bis das reinigende Feuer großer Trübsal auch unser Land ergreift, sondern jetzt, sofort soll der Bußtag uns der Anlaß sein zur Rechenschaft, zur Demütigung, zur Umkehr.

„Dann, nur dann können wir auch aus aufrichtigem Herzen beten für Rückkehr des Friedens, des äußeren sowohl, als nament-

lich des innern Friedens in die Gewissen, für Versöhnung der Entzweiten, für Heilung der schweren Wunden, für Lösung der dunkeln Rätsel, welche unsere Zukunft verhüllen. Und wenn wir als Volk beten, das heißt, wenn wir alle in unserm Thun und Lassen Gott und seinem Willen die Ehre geben, dann brauchen wir auch vor den Gefahren und vor den Versuchungen nicht zu verzagen, die darin liegen, daß die großen Reiche der Menschen menschlich gesprochen immer größer und stärker werden und die kleinen daneben fast schwach und schutzlos erscheinen. Mit solcher Gesinnung wollen wir, liebe Mitbürger, in einem trüben, sorgenschwer gewordenen Jahr den eidgenössischen Bettag begehen. Dazu gebe Gott seinen Segen für jede einzelne Seele, für unsere Familien, unsere Gemeinden, unsern Kanton, für das ganze schweizerische Vaterland."

Auch nicht zur Veranstaltung eines offiziellen Dankgottesdienstes nach Abschluß des Friedens sahen sich die Organe der Landeskirche veranlaßt. Ein von privater Seite am 9. März 1871 gefeiertes kirchliches Friedensfest im Vereinshaus, bei dem Ratsherr Adolf Christ und Pfarrer Ernst Stähelin sprachen, bewies durch die gewaltige Beteiligung, wie sehr es einem Bedürfnis der Bevölkerung entgegenkam. Ueberhaupt hat das Vereinshaus in Hinsicht auf religiöse Erbauung damals viel geboten. Bereits am Anfang wurden die regelmäßigen Dienstag- und Freitag-Betstunden erwähnt. Außerdem kamen von Beginn des Krieges an nicht selten auch ausländische Redner auf dieser Kanzel zu Wort. Es sei erwähnt der Pastor Quistorp, der „über die bekannten Anstalten zu Ducherow in Pommern und über die gegenwärtige weltgeschichtliche Krisis im Lichte des göttlichen Worts" sprach. In andern Lokalen predigten Leute, die vielleicht das Bedürfnis nach Erbauung und Trost zu Gunsten einer Sekte ausnützten.

Eine der häufigsten Fragen, die man bei Besprechung der Kriegszeit zu hören pflegt, ist die nach der damaligen politischen

Stellung der Schweiz. Die Antwort lautet dahin, daß die formelle Neutralität vom einzelnen Bürger durchaus nicht respektiert wurde. Man nahm für und gegen Partei: In Basel erscholl am lautesten und am häufigsten den Franzosen freundlicher Schlachtruf. Freilich machten die während der ersten Hälfte des Krieges erscheinenden ansehnlichen Zeitungen, die „Basler Nachrichten" und der „Schweizerische Volksfreund" (heute „Nationalzeitung"), aus ihrer Sympathie für Frankreich kein Hehl. Aber wenn etwas, so ist die schüchterne Art, in der seit 1871 die „Grenzpost" den Deutschen die Stange hielt, für die allgemeine Stimmung bezeichnend. Andrerseits brauchte man nur einige besonders deutliche Stellen der franzosenfreundlichen Presse anzuführen zum Beweise, wie hoch die Zuneigung zu den Geschlagenen stand. Im allgemeinen hielten sich die „Nachrichten" sorgfältiger, diplomatischer als der „Volksfreund." Dieser wurde dafür auch im Februar vom Gouverneur von Elsaß-Lothringen, Bismarck-Bohlen, für die Reichslande verboten.

Verwunderlich erscheint dies nicht bei einem Blatte, das den König Wilhelm als Allerhöchsten Gotteslästerer bezeichnet und über den bekannten Depeschenstil Wilhelms an Augusta höhnische Verse abdruckt. Von den Titeln, die Bismarck gelegentlich abkriegt, wollen wir gar nicht erst reden! Bezeichnender als einzelne Ausdrücke sind die Nachrichten, die man den damaligen Bürgern aufzutischen wagte. Einmal ist („Volksfr." vom 12. Okt.) die Rede von im Elsaß neu eingetroffenen deutschen Truppen. Es seien meist Polen. „Viele wohnen nach eigener Aussage tief in Rußland, sprechen russisch und sind meiner (d. h. des Elsäßer Korrespondenten) Vermutung nach eigentlich russische Soldaten, welche Preußen als Hilfstruppen beigegeben sind." So darf denn auch nicht wundern, daß dieses Blatt die Nachricht abdruckt, Garibaldi habe vor Dijon die Deutschen zermalmt; daß es noch Mitte

Januar aus dem „Siècle“ die zuversichtlichen Worte übersetzt, Paris werde nicht kapitulieren, sondern seine Pflicht thun; daß es noch in der Nummer vom 1. Februar, als bereits der traurige Uebertritt über unsere Grenze begonnen hatte, sich berichten läßt, die Bourbaki-Armee ziehe sich „in aller Ordnung“ der Schweizer Grenze entlang südwärts. Die Neuigkeit vom bevorstehenden Uebertritt sei eine Ente. In der nämlichen Nummer aber wird aus der Bundesstadt gemeldet, der Bundesrat habe alles Rollmaterial der Centralbahn und der Nordostbahn zur Beförderung der Internierten requiriert! Gerne glaubt und verbreitet der „Volksfreund“ das Märlein, die Württemberger hätten sich aus dem Schwarzwald zurückziehen müssen, weil Baden bereits einen fetten Brocken, Elsaß, in Aussicht genommen habe und die Anwesenheit der Schwaben den Großherzog befürchten lasse, diese könnten die neue Provinz an sich reißen. Unter solchen Umständen wirkt es komisch, daß gelegentlich der „Volksfreund“ die „Nachrichten“ tadelt um der Freudigkeit willen, mit der sie jede tendenziös gefärbte französische Meldung glauben. Es entspricht dieser Stimmung, daß man in Basel die Hetze gegen die französischen Offiziere eifrig mitmachte. Wenn sich bei uns ein solcher öffentlich zeigte, war er so wenig vor Verhöhnung sicher, wie im eigenen Vaterland. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß auf dem Markt einer dieser Aermsten zum Ziel für faule Zwiebeln und Aepfel dienen mußte.

Mit den kleinlichsten Mitteln gab die Basler Presse ihrer Abneigung gegen deutsches Wesen und ihrem Schmerz über deutsche Siege Ausdruck. „Nachrichten“ und „Volksfreund“ befolgten gegenüber den größten Ereignissen oft die Taktik des Vogel Strauß: sie verschwiegen sie einige Tage lang, bis sie wohl oder übel gezwungen wurden, sie auch ihren Lesern aufzutischen. Die Aufrufe des deutschen Hilfsvereins für seine aus Frankreich ausgewiesenen Landsleute hatten, wie gemeldet, sofort das Erscheinen kleinlicher,

abmahnender Artikel in der Tagespresse zur Folge. Die Basler wurden darin an die eigenen darbenden Landsleute erinnert, man stellte ihnen die Pflichten der Neutralität vor, die aber das stets wiederholte Erscheinen eines Aufrufs des französischen Vizekonsuls zu Gunsten der Verwundeten seines Heeres in keiner Weise zu hindern schienen. Allein das Wohlthun ließen sich die Basler nicht verleiden, das Wohlthun nach dem rechten und nach dem linken Rheinufer, und auch die Agentur vom Roten Kreuz, die im Rufe deutscher Sympathien stand, wurde durch das Gekläff hämischer Gegner, die bei der Presse bedauerlichen Vorschub fanden, in keiner Weise geschädigt. Es wurde im Vorstehenden wohl etwas viel von der Presse gesprochen. Aber sie ist das einzige Organ der allgemeinen Stimmung in jenen Tagen, und wenn der Verfasser den „Volksfreund“ häufig anführte, so bittet er zu glauben, daß es aus keinem andern Grunde geschah, als weil dieser die bezeichnendsten Stellen lieferte.

So hatte wenigstens bei der Basler Presse die vom Bundesrate zu Beginn des Krieges erlassene Mahnung wenig gefruchtet, man möge ganz besonders auch in den Zeitungen sich sorgfältig neutral verhalten und dazu beitragen, daß der Landesregierung in dieser schweren Zeit alle Konflikte erspart bleiben. Leider beweist allein schon diese Haltung der Tagesblätter, daß die Bürgerschaft Basels sich an diese bundesrätliche Weisung für ebenso wenig gebunden erachtete. Zu einer Erklärung dieser Erscheinung tragen eine Reihe von Thatsachen bei. Erstens liebte und liebt man in der Schweiz norddeutsches Wesen nicht; man teilt diese Abneigung mit den süddeutschen Nachbarn. Zum zweiten bestanden von jeher die engsten freundschaftlichen Beziehungen zum Elsaß, während das badische Oberland von Basel aus nur in dem Jahrzehnt zahlreich besucht wurde, als unmittelbar nach den 1833er Wirren das Baselbiet den Städtern verschlossen war. Von unsern Kaufleuten hatten

drittens viele eine gewisse Zeit in Paris, im Havre, in Marseille gelebt und von da Verständnis und Liebe für französisches Wesen mitgebracht. Zahlreiche Handelsbeziehungen gingen hinüber und herüber. Die Rücksicht auf unsere Landsleute aus den welschen Kantonen mochte weiterhin in franzosenfreundlichem Sinn wirken, wie auch die Angst, einmal von Deutschland aufgefressen zu werden.

Ganz schuldlos an dieser nicht nur in Basel, sondern in der ganzen Schweiz sich kundgebenden Gereiztheit gegen deutsches Wesen waren freilich unsere badischen Nachbarn nicht. Auch hier muß die Haltung der Presse als das bezeichnendste Symptom der allgemeinen Stimmung erwähnt werden. Die Schweiz und insbesondere Basel wurde von kleinen und großen Blättern, die drüben erschienen, immer in Verruf gebracht, weil da die Franzosen liebevollste Aufnahme finden, weil man da Spione dulde und Lügendepeschen fabriziere. In That und Wahrheit hatten in dem eben berührten Punkt die beiden kriegführenden Mächte einander nichts vorzuwerfen. Ein Nachrichtenbureau muß, wie früher erwähnt, sowohl Deutschland als Frankreich bei uns unterhalten haben, und was die journalistische Entenzucht angeht, so betraf die auffälligste dieser erfundenen Nachrichten einen Korrespondenten deutscher Zeitungen. Es war jene vom badischen Bahnhof ins Ausland telegraphierte Depesche, die Bourbakiarmee sei samt ihren Kanonen über Pruntrut und Neuenburg in die Schweiz eingerückt. In badischen Blättern las man die von A bis Z erfundene Neuigkeit, in Basel sei der angebliche französische Sieg bei Saarbrücken durch Beflaggung der Häuser und durch Umzug mit Musik gefeiert worden. Bei den Deutschen scheint, je weiter ihre Heere auf der Siegeslaufbahn ins Innere Frankreichs vordrangen, eine um so zartere Empfindlichkeit und ein um so stärkeres Selbstbewußtsein Platz gegriffen zu haben. Ihre Wortführer drohten, jetzt werde man am Café Spitz bald die Inschrift: „Deutsches Zollhaus" aufhängen u. dgl. Das machte

dann wieder in der ganzen Schweiz böses Blut. Besonders viel zu reden und zu schreiben gab die Durchreise einer deutschen Ambulance, etwa 60 meist bei Nuits verwundete Badenser mit dem zugehörigen Aerzte- und Wärterpersonal. Am späten Abend des 2. Februar kamen sie von Genf her an. Man trommelte nicht ohne Mühe in so später Stunde einige Basler Aerzte und einiges Personal des Roten Kreuzes zusammen. Denn die deutschen Krankenpfleger hatten, übermüdet, wie sie waren, nach baslerischer Darstellung sofort bei ihrer Ankunft Labung und Ruhe gesucht. In Möbelwagen, in Omnibus und auf Bahren waren die Verwundeten in die Wartesäle des badischen Bahnhofs geschafft und am folgenden Tag nach gehöriger chirurgischer und sonstiger Besorgung ihren Aerzten wieder übergeben worden, nachdem die Basler diesen noch gastlich hatten auftischen lassen. Eine Darstellung dieser Durchreise in einer Korrespondenz des „Frankfurter Journals" klagte die Basler der Herzlosigkeit gegen die Verwundeten, des Mangels an Zuvorkommenheit gegen deren Begleiter an. Das wurde selbst der deutschfreundlichen „Grenzpost" zu stark. Sowohl redaktionell als mit dem Zeugnis der beteiligten Aerzte wehrte sie energisch die Verunglimpfung Basels ab durch die, die bei uns Wohlthaten empfangen hatten.

In wohlthuendem Gegensatze zu diesen Rempeleien stehen die gegenseitigen Beziehungen der Behörden. Bei der damaligen Stimmung in der ganzen Schweiz erscheint es als ein Lob für den Bundesrat, daß man ihm Liebedienerei gegen Preußen vorwarf. Die heftig angefeindete Antwort der schweizerischen Exekutive an das Reichskanzleramt auf den Brief, in dem die Aufrichtung des deutschen Kaiserreiches angezeigt worden war, bewegt sich in konventionellen Höflichkeitsformen. Der Schweizer Pfahlbürger hätte einen Brief mit urwüchsigen Ausdrücken vorgezogen. Auf die Notifikation der Neutralität der Schweiz am Anfang des Krieges

lief von Berlin die Antwort ein: „Die Neutralität der Schweiz steht vertragsmäßig fest. Wir haben zur Wahrung derselben durch die eidgenössischen Streitkräfte volles Vertrauen, und es bürgen unsere Vertragstreue und Deutschlands freundnachbarliches Verhältnis zur Schweiz für die Achtung der Neutralität durch Deutschland. Bismarck." Die bekannte Antwort des Staatsmannes an den Minister Kern in Versailles auf dessen Vorstellungen, Deutschland möge doch der Schweiz die Last der Internierten abnehmen, trägt geradezu einen freundschaftlich-gemütlichen Anstrich.

Diese guten Beziehungen von Behörde zu Behörde herrschten auch zwischen der Regierung von Baselstadt und den Autoritäten der Nachbarschaft. In der Nacht vom 8. auf den 9. Januar hatte der Sohn eines nahe bei der Landesgrenze gegen Burgfelden hin in einsamem Hause wohnenden Bauers unkluger Weise auf Schneegänse gejagt. Ein bei finsterster Nacht in unmittelbarer Nähe der preußischen Vorposten abgegebener Schuß mußte diesen höchst verdächtig vorkommen. Sie setzten dem Schützen nach und ereilten ihn im väterlichen Hof, also nicht ohne die schweizerische Neutralität zu verletzen. Auf Intervention der Basler Regierung bei dem deutschen Kommandanten von St. Ludwig wurde die Grenzverletzung gegen den unvorsichtigen Schuß wettgeschlagen und der Schneegansjäger nach kurzer Haft wieder springen gelassen.

Die Bewilligung, das ausgehungerte Montbeliard mit den in Basel gesammelten Nahrungsmitteln zu verproviantieren, gewährte dem unermüdlichen Parlamentär für alle humanitären Unternehmungen jener Zeit, dem oft genannten Staatsschreiber, ein höherer deutscher Offizier in Hüningen ohne Umstände auf Grund einer bloßen Besprechung vor der Front. Auch untergeordnete Organe scheinen gut mit einander ausgekommen zu sein. Ein Basler Blatt registriert einmal, allerdings im Tone entschiedenster Entrüstung, auf der Grenze beim Lysbüchel haben ein deutscher und ein schweizerischer

Offizier, und zudem in Gegenwart von Gemeinen beider Parteien mitten auf der Straße sich kameradschaftlich unterhalten, und sie hätten einander sogar einen Schluck aus der Feldflasche und eine Cigarre angeboten! Es wird keiner besonderen Versicherung bedürfen, daß viele Einwohner Basels auch die deutschen Siege mit Sympathie verfolgten, vor allem die zahlreichen bei uns niedergelassenen Deutschen. Im Gefühl, daß sie entschieden die Minderheit bildeten und im Bewußtsein, daß die Schreier nicht auf ihrer Seite standen, beschränkten sie sich darauf, ihre in so großer Zahl hier durchreisenden bedürftigen Landsleute zu unterstützen. Der nicht besonders kräftige deutsche Hilfsverein hat ein großes und segensreiches Werk vollbracht mit der bereits erwähnten Unterstützung der im September aus Frankreich ausgewiesenen Landsleute. So groß war damals die Zahl dieser Flüchtigen, daß das Gepäck, zu hohen Mauern aufgebaut, den ganzen Perron der badischen Bahn in Anspruch nahm und der Verkehr der Reisenden sich auf schmale Gänge zwischen diesen Gebäuden beschränken mußte. Zu diesen glücklichen Besitzern von Gepäckstücken kamen noch viele Hunderte, die nichts mitbrachten als hungrige Mägen, leere Hände und einen dürftig bedeckten Leib. Für diese sorgte der Hilfsverein, allerdings in weitgehendem Maße unterstützt von Baslern. Wenn das Gedächtnis vieler damals bei dem Werk thätiger Deutscher nicht ohne Bitterkeit die Anfechtungen aufbewahrt hat, die von einzelnen Einsendern in der Tagespresse kleinlich genug gegen ihr Unternehmen erhoben wurden, so ist dies wohl begreiflich und darum sehr entschuldbar. Wir aber dürfen dem gegenüber, ohne uns dem Vorwurf des Eigenlobes auszusetzen, hinweisen auf die schönste Erwiderung gegen diese galligen Erörterungen, auf die reichen Gabenlisten und auf die Zeitungs-Einsendungen, die auch von Baslern jeweilen ausgingen gegen solche dem Grundsatz der Neutralität im Innersten widersprechende Aeußerungen.

Der Gegensatz von Französisch- und Deutschgesinnten machte sich in Basel in allen Kreisen geltend. Daß wir in der Schule diese neue Gelegenheit zu Prügeleien willkommen hießen, braucht niemandem versichert zu werden, der auch einmal jung war. Aber auch in Gesellschaften, in Freundschaften, selbst in Familien wurde dieser Gegensatz hineingetragen. Die Basler von dazumal, unbeschadet ihrer persönlichen Sympathien für diese oder jene kriegführende Macht, bewiesen ihre im Grunde doch gut neutrale Gesinnung dadurch, daß sie solche Streitigkeiten nicht an die Oeffentlichkeit trugen, sondern im stillen abmachten. Es ist dem Schreiber nicht ein einziger Fall bekannt, wo solche Antagonismen, die, wie er bestimmt weiß, vielfach bestanden, irgendwie öffentlich wären erörtert worden. Etwas anderes war es, als am Tage der Schlacht bei Wörth auf unserem Marktplatz Neudörflerinnen und Markgräflerinnen einander eine erbitterte Schlacht lieferten, so daß die Polizei einschreiten mußte.

Bei einem andern Anlaß ist erwähnt worden, wie der Krieg alle noch so berechtigten Interessen zum Schweigen brachte und als rechter Tyrann unumschränkt zu herrschen begehrte. Das bekamen auch Bildung und Wissenschaft zu spüren. Das Institut der öffentlichen Vorträge, der akademischen wie der populären, lief zwar weiter, aber oft erfreute es sich eines sehr mäßigen Zuspruchs. Gewisse Abende dagegen müssen den Zuhörern um so eindrücklicher geblieben sein; wir meinen vor allem die Serien von je drei Stunden, in denen der Meister edler populärer Darstellung, Jakob Burckhardt, offenbar mit leiser Anspielung auf die Zeitereignisse über Alexander den Macedonier und über historische Größe sprach. Andere Vortragende richteten ihre Hinweisungen deutlicher ein, so daß sie jedermann verstehen mußte; wenige kamen um eine Erwähnung des Krieges in dieser oder jener Form herum. Ja selbst ein populärer Vortrag von so unpolitischem Inhalt wie „der Jura“

schloß mit den Worten: „Wir verdanken die Fruchtbarkeit unserer Gegend großen kosmischen Umwälzungen, gewaltigen Aeußerungen scheinbar zerstörender Naturkraft. So darf man auch hoffen, daß sich aus dem gegenwärtigen alles umwälzenden Krieg eine segensreiche Zukunft entwickeln werde."

Für den denkenden Zuschauer war auffallend, wie gewisse, bis jetzt nur aus der Geschichtsstunde bekannte, gleichsam archäologische Begriffe nun plötzlich zu konkretem Leben geweckt wurden. Man hörte und las von Belagerungen kleiner und großer Festungen, die man für einen antiquierten Begriff zu halten sich gewöhnt hatte; man erlebte ein einiges Deutschland, nachdem man vor wenig Jahren noch in Rastatt, der Bundesfestung, die Uniformen von 30 Vaterländern hatte bewundern können; als erste Besatzung des deutschen Hüningen fand man Ulanen, die man bisher in der Einbildungskraft neben Isolanis Kroaten gestellt hatte; auch die vollständige kahl gefressene, von allen Hilfsmitteln entblößte Umgegend von Belfort gemahnte aufs lebhafteste an die schlimmen Zeiten des dreißigjährigen Kriegs; das Konzil mag mit in diesem Zusammenhang genannt sein. Und mußte nicht dieses gewaltige Gegeneinanderschmettern zweier Großmächte trotz aller Technik des 19. Jahrhunderts an die Kriege der Völkerwanderung erinnern?

Haben die Kriegsläufte vielfach den frommen Sinn gefördert und einen erstaunlichen Willen der Wohlthätigkeit entbunden, so weckten sie auch unerwartete Fähigkeit, die Erscheinungen der Natur zu deuten, und eine merkwürdige Sehergabe bei Leuten, denen man dies zuletzt zugetraut hätte. Als am 15. Juli die Sonne in blutigem Abendrot unterging, erinnerte man sich eines gewaltigen Nordlichtes, das im April 1870 den Himmel gerötet hatte, und wollte schon damals das Kommende geahnt haben; man raunte sich das seltsame Gesicht zu, das in der Sylvesternacht 1869 der Turmwärter des Münsters auf seiner einsamen Höhe sollte gehabt haben u. dgl. m.

Der Krieg hat unserer Vaterstadt auf materiellem Gebiet einen unerwarteten Aufschwung gegeben. Er bot ihr Gelegenheit, die schöne Aufgabe, die ihr der Bundesbrief von 1501 für den Fall von Streitigkeiten in der Eidgenossenschaft überbindet, auch in einem großen europäischen Krieg an ihrem Teil zu erfüllen. Denn Basel hat damals redlich darin gearbeitet, „vffrur, zweyung vnd Spen hynzulegen.“ In diesem Werk haben ihre Bewohner eine unübersehbare Menge von gemütlichen Beziehungen angeknüpft mit Angehörigen beider kriegführenden Mächte. Darunter verstehen wir nicht bloß persönliche Bekanntschaften baselstädtischer Wohlthäter, die ein zahlreiches Trüpplein von Waisen aus Montbeliard zeitweilig an Tisch und Herd nahmen, oder die einen verwundeten Offizier in ihrem Familienkreis gesund pflegten. Uns erscheinen ebenso wohl als gemütliche Beziehungen jene rein idealen Verbindungen, die den Schenker einer Liebesgabe mit dem ihm unbekannten Empfänger verknüpfen und umgekehrt. Denn jeder, der einmal für die Verwundeten seine Hand geöffnet hatte, kam jedem unglücklichen Krieger mit einem persönlichen Interesse entgegen und ein Invalide sah in jedem, der einmal sich bei dem Liebeswerk der Krankenpflege beteiligt hatte, einen persönlichen Wohlthäter.

Diesen materiellen und idealen Gewinnsten steht kein Verlust gegenüber. Ja es gesellt sich zu ihnen noch ein Weiteres. Jene Monate boten den Baslern Gelegenheit, die Schrecken des so nahe an ihren Grenzen rasenden Krieges fast aus unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen. Sie verbanden unser kleines Gemeinwesen durch neue starke Bande mit dem größern Vaterland. Noch heute, nach einem Vierteljahrhundert ununterbrochenen Friedens, halten wir auf Grund der Erfahrung jener Monate besonders fest an der aus ähnlicher wilder Zeit hervorgegangenen schönen Bitte unserer Vorfahren:

Domine, conserva nos in pace.

## 4. Die Quellen.

Da die vorliegende Arbeit vor allem das äußere Leben und Treiben in Basel vom Juli 1870 bis in den Frühling 1871 schildern sollte, so boten sich als Quellen in erster Linie die Zeitungen, und zwar noch vor den amtlichen Publikationen, wie Kantonsblatt und Bundesblatt, die Tagesblätter. Es erschienen ihrer in Basel im Jahr 1870 zwei, „Basler Nachrichten“ und „Schweizerischer Volksfreund“; das „Basler Tagblatt“ dürfen wir nicht rechnen. Es erhob sich nicht über das Niveau geringster Litteratur. Zu den beiden seriösen Blättern gesellte sich als drittes im Januar 1871 die „Schweizer Grenzpost.“ Wer an den heutigen Nachrichtendienst gewöhnt ist, der kommt beim Durchblättern dieser Bände aus der Verwunderung nicht heraus. Das Publikum muß vor 25 Jahren unglaublich anspruchslos gewesen sein, und die Zeitungsschreiber machten sich diese Anspruchslosigkeit im weitestgehenden Maße zu Nutze. Eine der wichtigsten Abteilungen heutiger Blätter, der lokale Teil, existierte damals kaum in unscheinbaren Anfängen. Es konnten die wichtigsten Dinge in Basel passieren, ohne daß ihrer in den Zeitungen Erwähnung geschah. Man erfährt nichts von dem Eindruck, den die Kriegserklärung in Basel hervorrief; kein Referat erinnerte, wie schon früher erwähnt wurde, an die große Parade; daß verschiedene deutsche Siege, wie Wörth und Gravelotte, zuerst durch Hissen der französischen Fahne auf dem französischen Vicekonsulat als französische Erfolge und erst nachher nach dem wirklichen Sachverhalt bekannt wurden, erfuhr der Verfasser aus Privaterinnerungen. Zur Kennzeichnung dieses Zustandes mag auch einiges beigezogen werden, was mit dem Kriege nichts zu thun hat, aber eine um so deutlichere Sprache redet: die Volkszählung vom 1. Dezember 1870 sowie die Einführung des Metersystems am 1. Januar 1871 gingen sozusagen

unbeachtet vorüber. Es konnten hervorragende Männer das Zeitliche segnen, ein Buxtorf-Falkeysen, ein Bischoff-Respinger, ein Antistes Preiswerk, ohne daß die Tagespresse davon Notiz nahm. Die „Grenzpost" dagegen machte sich von Anfang an die Pflege der Lokalnachrichten mehr zur Aufgabe als ihre Kolleginnen.

Man mag für die Monate, die uns beschäftigen, eine Entschuldigung der vernachlässigten Stadtneuigkeiten darin sehen, daß die großen Ereignisse des Kriegsschauplatzes und wichtige Vorgänge im engern Vaterland — die Bundesrevision, Tessiner Angelegenheiten — die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen: der Mangel bleibt doch bestehen und wer die damaligen Zeitungen als Quelle für die städtischen Tagesereignisse benützen will, der muß sich dem Inseratenteil zuwenden und hier suchen, was ihm allenfalls dienen kann. Mit mehr Gewinn blättert man in den Bänden 1870 und 1871 des „Christlichen Volksboten." Dieser bringt hier und da zusammenfassende Darstellungen gerade über Basel während der Kriegszeit, die wertvolle Züge liefern. Der Schreiber ist dem gegenwärtigen Redakteur des Blattes, Theodor Sarasin-Bischoff, für freundliche Ueberlassung der sonst nicht leicht erhältlichen Bände vielen Dank schuldig. Individuell gefärbte Einzelheiten indessen, die einer Darstellung wie die vorliegende so wohl anstehen, fehlen auch hier. Wer die Augen offen hielt und in den Geschäften stand, hatte 1870 und 1871 anderes zu thun, als Memoiren zu schreiben. Um so mehr verpflichtet es den Schreiber zu Dank, daß Herr Otto Stuckert, damals Schüler einer hiesigen Mittelschule, ihm sorgfältige Notizen zur Verfügung stellte, die in jenen Tagen entstanden und aus denen einige bezeichnende Schilderungen und thatsächliche Angaben dieser Blätter stammen. Prof. Hans Heußlers Mitteilungen wurden schon erwähnt. Ueber die Thätigkeit des Roten und des Grünen Kreuzes verdankt der Verfasser das vollständige Material Herrn Adolf Vischer-Sarasin.

Endlich sind viele gelegentliche Mitteilungen auf Grund persönlicher Erinnerung diesen Blättern einverleibt; es wäre aber ebenso umständlich als in vielen Fällen indiskret, die Gewährsmänner zu nennen. Der Autor spricht ihnen hier noch einmal den Dank aus, dessen er die meisten schon mündlich versicherte.

## Anhang.

Basler Garnisonen während des Kriegs, ausgenommen die Stäbe und die zu deren speziellem Dienst beorderten Truppen. (Aus der „Schweizer Grenzpost“ Nr. 34 vom 9. Febr. 1871.)

Infanterie. Bat. 80, Baselstadt, 16.—18. Juli 1870; 4, Aargau, 17. Juli; 72, Solothurn, u. 41, Aargau, 8.—17. Aug.; 36, Bern, 22. Juli bis 17. August; 7, Thurgau, 17.—21. August; 54, Bern, 1.—17. August; 21, St. Gallen, 17.—24. August: 47, Appenzell A.-Rh., 18.—26. August; 52, St. Gallen; 82, Appenzell I.-Rh., 17.—21. August; 64, Zürich, u. 28, St. Gallen, 21. August; 68, St. Gallen, u. 37, Bern, 23. August; 33, Luzern, 26. August; 80, Baselstadt, 17.—22. Sept.; 23, Neuenburg, 4. Dez. bis 6. Jan. 1871; 10, Waadt, 6.—11. Jan.; 14, Thurgau, 18. Jan.; 17, Aargau, 18. und 19. Jan.; 49, Thurgau, 19.—24. Jan.; 34, Zürich, 20.—24. Jan. Scharfschützen: Kompagnien Nr. 40, 15 u. 38, Aargau, 16. Juli bis 17. Aug.; 19, Baselland, 1, 4 und 9, Bern, 77, Solothurn, 17. Juli bis 17. August; 75 u. 76, Waadt, 26. August bis 29. Sept; 7 u. 32, Wallis, 28. August bis 29. September; 2 und 21, Aargau, und 35, Bern, 30. September bis 3. November.

Genie. Sappeurkompagnie 3, Aargau, 17. Juli bis 17. Aug.; aus diversen Kantonen 27. Juli bis 17. August; 7, Zürich, 17. bis 21. August; 1, Waadt, 21.—23. Jan.

Artillerie. Batterie 15, Baselland, 23. Juli bis 17. Aug.; 6, Bern, 23. August; 7, Baselstadt, 16. Juli bis 22. August; 8, St. Gallen, 17. Juli bis 21. August; 20, Thurgau, 6. bis 9. August; 18, Aargau, 18. Januar; 4, Zürich, 18. u. 19. Jan.; 23 und 9, Waadt, 21.—23. Jan.

Kavallerie. Dragonerkompagnien 18 und 16, Aargau, 17. Juli bis 17. August; 1, Schaffhausen, 17.—25. August; 14, Thurgau, 17.—21. August; 12, Zürich, 22.—24. Jan.; 3, Zürich, 21. und 22. Jan.

Der Divisionspark VI mit 161 Mann am 24. August.

Die Gesamtzahl der in Basel in Garnison gelegenen Truppen beläuft sich auf 17,772 Mann, die sich nach den Kantonen verteilen wie folgt: Zürich 1824, Bern 2575, Luzern 660, Schwyz 28, Solothurn 846, Baselstadt 698, Baselland 339, Schaffhausen 66, Appenzell A.-Rh. 680, J.-Rh. 337, Aargau 2854, Thurgau 2115, St. Gallen 2706, Wallis 202, Waadt 1395, Neuenburg 373. Keine Mannschaft schickten somit nach Basel Uri, beide Unterwalden, Zug, Glarus, Freiburg, Graubünden, Tessin und Genf. Die kleine Differenz, die sich beim Addieren der erwähnten Zahlen ergiebt, rührt her von kleineren Truppenkörpern, die aus verschiedenen Kantonen kombiniert waren.

# Die Weihnachtskrippen.

---

**Von E. A. Stückelberg.**

Zu den Reliquien, deren Entdeckung der Kaiserin-Mutter Helena zugeschrieben wird, gehört auch der hölzerne Trog, die Krippe, in welcher der Heiland geboren wurde.

Die Reliquie wurde von Helena in Silber gefaßt, in der Geburtskirche zu Bethlehem aufbewahrt, wo sie noch im VI. Jahrhundert von Antonius von Piacenza gesehen wurde. Unter dem Papst Theodor I., der aus Jerusalem stammte, kam die Krippe dann gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts nach Rom; hier gab sie bald einer Basilika den Namen, die nach ihr Beata Maria ad Praesepe genannt wurde. In dieser Kirche umschloß ein Altar die Reliquie, welche wahrscheinlich durch ein Gitter für die verehrenden Gläubigen sichtbar war.

Die Krippe besteht heutzutage nur noch aus fünf kleinen Brettern, deren Umfang durch das Abbrechen von Partikeln stark vermindert wurde. Von der alten Fassung ist nichts mehr vorhanden, dagegen erfahren wir, daß die Krippe 1289 von Kardinal Colonna, 1606 vom König oder der Königin von Spanien neue Behälter erhielt. Auch diese mußten aber anfangs des XIX. Jahrhunderts einem neuen Kasten weichen.

Am 24. Dezember wurde die Krippe jeweilen in die sixtinische Kapelle übertragen und nach feierlicher Prozession auf dem Hochaltar niedergelegt.

An diese im Original zu Rom aufbewahrte Reliquie knüpft sich nun offenbar die Verbreitung der Krippenverehrung im Abendland. Dieser und jener Kirchenfürst, der über Weihnachten in Rom gewesen war, wird, zurückgekehrt, in seinem Sprengel oder seiner Kirche das Krippenfest eingeführt haben, indem er die Reliquie nachbilden und ausstellen liess. Oft mag auch der Besitz eines Krippensplitters die Kopie der Reliquie hervorgerufen haben, wie denn im Mittelalter der Brauch herrschte, die Gestalt eines Reliquiars rekonstruierend der ursprünglichen Form des Heiligtums nachzubilden. So entstanden die Kreuz-, Haupt-, Arm-, Fuss- u. a. Reliquienbehälter.

Als sich die plastischen Bilder in den occidentalischen Kirchen mehrten, begann man auch das Jesuskind der Krippe beizufügen; später traten auch die geschnitzten Figuren der Eltern Jesu, Ochs und Esel, die drei Könige, die Hirten und allerlei accessorische Menschen- und Tierfiguren hinzu.

Diese Darstellungen, ob sie nun nur aus der Krippe mit dem Kind, oder aus mehreren Figuren, oder ganzen Gruppen bestanden, nannte man lateinisch praesepe, praesepium, deutsch Krippen, Krupfe, Krüpfe, schweizerisch Kripfeli oder Wiehnacht, französisch crèches,[1]) italienisch presepe.

Wann der Gebrauch der Krippen in den Kirchen des Abendlandes allgemein wurde, wird kaum auszumachen sein, denn die litterarischen Belege aus älterer Zeit sind sehr spärlich, und die monumentalen Beispiele setzen, wie es scheint, erst im XV. Jahr-

---

[1]) In Berry: écrèche, Bresse: crèce, Burgund: creiche, wallonisch: crèpe, cripe, provençalisch: crepia, crepcha, crupia.

hundert ein. Ein Manuskript des XII. Säkulums[1]) berichtet, in Saint-Benoît-sur-Loire sei das praesepe bei der Thür des Klosters oder des Münsters (monasterii), also wahrscheinlich in dem romanischen Narthex dieses Baues aufgestellt worden. In Rouen dagegen, so meldet eine Handschrift des XII.—XIV. Jahrhunderts,[2]) war das Bildwerk hinter dem Altar d. h. dem Haupt- oder Kreuzaltar aufgestellt worden. Da hier beigefügt wird, das Bild Mariä soll auf den Altar bezw. das retabulum desselben gestellt werden, so darf man annehmen, unter presepe sei damals nur die Krippe mit dem Kind, aber ohne die Figuren Mariä, Josefs u. a. verstanden worden, denn daß die Madonna doppelt wäre aufgestellt worden, ist nicht wahrscheinlich.

Einen neuen Aufschwung in der Verehrung der Krippe brachte der hl. Franz von Assisi. Dieser ließ in Grecio, im Thal von Rieti, ein presepe, bestehend aus der Krippe, dem Jesuskind, dem Ochsen und dem Esel,[2]) herstellen und veranstaltete an Weihnachten des Jahres 1223 ein eigentliches Krippenfest für die Umwohner. Nach der Verlesung des Evangeliums redete er zum Volk und sprach von der Liebe, die man dem Heiland schulde. Seine Worte gingen besonders dem Schloßherrn von Grecio, Giovanni Velata, zu Herzen, und dieser erfüllte von da an die Wünsche des hl. Franz. Velata sah im Traum, wie das Jesuskind den Heiligen liebkoste.[4])

Auf Verlangen des hl. Franz erteilte der Papst die nötige Lizenz, damit „die Erinnerung an die Geburt des Jesuskindes zur Erweckung der Andacht“ [5]) durch diese Darstellung wach bleibe.

---

[1]) Cod. 178 der Bibliothek von Orleans.

[2]) Das Ordinarium Rotomagense.

[3]) Jes. 1. 3. und Hab. 3. 2.

[4]) Rohault de fleury. La Messe I s. 79.

[5]) S. Bonaventura, Leg. de S. Francisco c. 10. Opp. ed Lugd. 1668. VII. s. 291.



Ein Gemälde, das nicht lange nach dem Tod des Heiligen (1226) in Assisi ausgeführt wurde, stellt den Heiligen dar, wie er den bambino aus der Krippe nimmt, und daneben die kauernden Schnitzbilder des Ochsen und des Esels. Um ihn herum steht der Geistliche und eine Gruppe Männer, unten denen man den Herrn von Grecio zu suchen hat. Die ganze Handlung ist auf dem Bild in den Chor, d. h. in Uebereinstimmung mit dem Ordinarium von Rouen hinter den Kreuzaltar verlegt. J. Perret, der dieselbe Scene gestochen hat, läßt auch die hl. Clara auf dem Bilde erscheinen.

Von Assisi hat sich der Gebrauch der Krippen in alle Klöster des Franziskanerordens verbreitet, und hier ist er auch am zähesten, und zwar bis auf den heutigen Tag festgehalten worden; speziell Kapuziner werden da und dort als die Verfertiger von Krippen genannt.

Die Krippen pflegten am Weihnachtsabend aufgestellt zu werden und blieben bis Epiphanie, an welchem Tage die Figuren der hl. drei Könige dem Bilde noch zugesellt wurden. An einigen Orten bleibt die Gruppe bis Mariä Lichtmeß stehen;[1]) da und dort werden auch die drei Könige schon vor dem genannten Tag aufgestellt, aber in einiger Entfernung, und dann täglich näher gerückt. Während des Festes der unschuldigen Kindlein wird die Krippe verhüllt, um anzudeuten, daß der bambino auf der Flucht nach Aegypten gedacht wird. Kinder pflegten von Weihnachten bis Epiphanie durch Recitation oder Gesang von Liedern und Ansprachen das Jesuskind zu verehren; auch in den Straßen sangen dieselben und wurden durch zugeworfene Geldstücke dafür belohnt.

Wie die echte Krippe schon im IV. Jahrhundert als Reliquie von den Gläubigen geküßt wurde, so ziehen noch heutzutage Kinder und Damen an Weihnachten am bambino vorbei, um durch Küsse oder Kußhände dem Gedenkzeichen ihre Verehrung zu erweisen. In

---

[1]) Wetzer und Welte, Kirchenlexikon IV. 1431—1433.

den Niederlanden existiert eine Spezialität der Krippen; es sind dies die sogen. Jesuswiegen. Das Vorkommen dieser Kultgeräte wird urkundlich beglaubigt von 1420—1540, auch sind uns eine Anzahl Exemplare aus dieser Zeit erhalten geblieben. Dieselben befinden sich in Kirchen, Museen und Privatsammlungen zu Brügge (Ste.-Godelieve und S. Jean), Lüttich (2), Köln (2), Trier (1), München (2) und in der Sammlung Viktor Gay. Diese Jesuswiegen wurden im Chor der Kirche zwischen brennenden Lichtern aufgestellt und durch die Nonnen geschaukelt.[1])

Die gewöhnlichen Krippen zerfallen in verschiedene Gattungen: Die älteste Art derselben besteht in mobilen, aus Holz geschnitzten Einzelfiguren, die hinter dem Altar zu einer Gruppe zusammengestellt wurden. Die Figuren erreichen oft beinahe Lebensgröße; Krippen dieser Art finden sich noch in vielen Klosterkirchen, sie stammen aber meist aus neuerer, oft aus der neuesten Zeit. Beispiele finden sich u. a. noch in Stans, in St. Anna im Bruch zu Luzern, in Bennau, Solothurn, Ober-Aegeri und in Einsiedeln. Die „Weihnacht" des letztern Stifts besteht nur aus drei fast lebensgroßen Figuren, die vom 24. Dezember bis zum 13. Januar auf den Hochaltar gestellt werden.[2]) Die Krippe von St. Anna in Luzern besteht aus großen Puppen deren Köpfe und Hände aus Holz bestehen, und die mit Kleidern aus Tuch angetan sind.

Ein Schnitzwerk „unser frouwen kintbed mit den heiligen drien Königen" [3]) wird im XV. Jahrhundert unter den Zierden der Andreaskirche zu Basel erwähnt; offenbar handelt es sich um eine Krippe.

---

[1]) Riffle-Anciaux in: Ann. de la Soc. Archéol. de Namur XVIII. 1890. Die beiden Jesuswiegen in München sind abgebildet in „Kunstschätze aus dem bayrischen Nationalmuseum" Lief. X Blatt 91. Gütiger Nachweis von Herrn Konservator Mayer.

[2]) Freundliche Mitteilungen von P. Gabriel Meyer, Stiftsbibliothekar in Einsiedeln.

[3]) R. Wackernagel im „Anz. f. schweiz. Altertumsk. 1883, S. 410.

Das Neuanstreichen und Aufstellen von Weihnachtsgruppen findet sich im „Graphic“ [1]) abgebildet.

Die zweite Gattung der Krippen besteht aus Reliefs; Otte, der unserm Gegenstand ganze 6 Zeilen widmet, erwähnt ein Exemplar in Berlin, von 1,90 m Höhe und 1,23 m Breite, ferner ein Stück aus Metallguß in Marienfeld bei Gütersloh. [2]) Geschnitzte, bemalte und vergoldete Reliefkrippen besitzt das Musée Cluny in Paris (z. B. Katalog=Nr. 840 aus dem XVI. Jahrhundert); zwei Presepien von Giovanni della Robbia enthält das Nationalmuseum zu Florenz.

Den Stall von Bethlehem mit der Krippe, Maria, Josef und den Tieren hat auch der verstorbene Bildhauer V. von Meyenburg modelliert; das Werk dürfte der Kunstgattung nach am ehesten als Hochrelief bezeichnet werden.

Die dritte Gattung der presepien besteht aus Glasgehäusen, in denen der Stall oder die Grotte von Bethlehem mit allen nötigen und unnötigen Figuren in kleinen Rundbildern dargestellt ist. Die Figuren bestehen meist aus Holz, Porzellan, Pappe oder Wachs und sind wie Puppen mit Kleidchen aus Stoff angethan. Berge, Bäche, Häuser, Bäume, das lange und bunte Gefolge der heiligen Könige u. dgl. sind ebenfalls in dem Glaskasten dargestellt. Die Arbeiten dieser Art sind in der Regel höchst geschmacklos und man würde sie lieber als Spielzeug in den Händen von Kindern sehen, als in den Kirchen. Die Verschiedenartigkeit der für Figuren und Scenerie verwendeten Stoffe nebst allerhand Flitter verhindern die Erzeugung irgend welchen ernsthaften Eindrucks. Beinahe komisch wirken derartige Krippen aus der Rokokozeit, in denen die Figürchen im Zeitkostüm, etwa gar mit Fächern erscheinen.

---

[1]) Jahrgang 1894, S. 741.

[2]) Handbuch der kirchl. Kunstarchäol. 5. Aufl. 23. 368.

Die Größe dieser Glasgehäuse ist eine sehr verschiedene: es giebt welche, die kaum einen Kubikfuß halten und andere, die dem Umfang eines großen Schranks gleichkommen. Krippen dieser Gattung finden sich besonders häufig in den Kirchen des ehemaligen Königreichs Neapel, aber auch im übrigen Italien. Beinahe ebenso reich war Frankreich an derartigen Werken; in der Bretagne sind dieselben seit Beginn des XVIII. Jahrhunderts allgemein verbreitet. Auch die Schweiz besitzt zahlreiche Krippen in Glasgehäusen.

Erhaltene Exemplare aus dem XVIII. und XIX. Jahrhundert sind mir in San Remo und Monza, mehrere Stücke im Museum von Avignon, neun im Château Borély zu Marseille, sowie eines im historischen Museum von Basel, das aus dem Luzernerbiet stammt, vor Augen gekommen. Weitere Beispiele, zum Teil aus Holz und Pappe bestehend, befinden sich im Germanischen Musenm in Nürnberg (Augsburger Arbeit) und in großer Zahl in der Sammlung Schmederer in München.[1])

Außer diesen Schaukästen wird dann noch eine eigentliche Krippe mit einem großen Bild des bambino aufgestellt, und vor letzterm pflegen die Andächtigen zu knieen.

Bemerkenswert ist, daß nicht nur Kirchen, sondern auch Korporationen und Privatpersonen[2]) Presepien besaßen; noch heute werden nicht nur in katholischen, sondern auch protestantischen Familien derartige Gebilde unter den Weihnachtsbaum gestellt.

In Deutschland wurde der Gebrauch der Krippen im XVIII. Jahrhundert vielerorts abgeschafft, neuerdings aber kommt er mehr

[1]) Verdankenswerter Nachweis von Herrn Direktor Bezold.

[2]) Als ein berühmtes Werk wird die Krippe des Bürgers Moser zu Bozen citiert. Wetzer und Welte IV. 1431. Die Realien unseres Themas sind in den vielen über Weihnachtsfest und Weihnachtsspiele erschienenen Schriften und Artikeln, die a. a. O. citiert sind, nirgends eingehend behandelt. Ueber die Krippen in Rom giebt eine Schrift Cozza-Luzis (besprochen in der Civiltà cattolica 1895. I. S. 209) näheres.

und mehr wieder auf, und in Tyrol und Köln existiert eine eigene Industrie, die Krippen aller Art und zu den verschiedensten Preisen herstellt. Leider geht diesen süßlichen und geleckten Erzeugnissen der Neuzeit jeder ästhetische Charakter ab, so daß wir dieselben nur noch als Reminiszenzen eines alten und merkwürdigen Weihnachtsgebrauches genießen können.

Manche ältere Krippen oder Bestandteile von solchen mögen noch unerkannt im Staube der Estriche in den Kirchen liegen, und wenn diese Zeilen zu erfolgreichen Nachforschungen und zur Erhaltung dieser Monumente den Anlaß geben, so ist ihr Zweck erreicht.



Motiv aus S. Victor-Malescours

# Anekdoten
# von Antistes Hieronymus Burckhardt.

(Mitgeteilt von D. B. W.)

Die nachstehenden Anekdoten finden sich in den handschriftlichen Memoiren eines 1844 verstorbenen Basler Ratsherrn; in einer kurzen Notiz teilt uns der Memoirenschreiber mit, daß er die Schwänke den Aufzeichnungen seines Großvaters, Bürgermeister Johannes Ryhiner, entnommen habe; oft habe sie das Standeshaupt bei heiterer Tafelrunde zum besten gegeben und reichen Beifall damit geerntet.

Die heutige Veröffentlichung der Anekdoten schließt kein kleines Wagnis in sich, läßt doch manches der Geschichtchen an Derbheit wenig zu wünschen übrig; hätten die Herausgeber des Basler Jahrbuchs uns nicht ermutigt, die Geschichten unter der Flagge „Beiträge zur Sittengeschichte Basels“ segeln zu lassen, — die Publikation wäre unterblieben.

Antistes Hieronymus Burckhardt dürfte wohl das einzige Oberhaupt der Basler Kirche neuer Ordnung sein, um dessen Person sich ein Sagenkreis gebildet hat. Noch vor einem halben Jahrhundert kursierten die „Streiche“ Burckhardts von Mund zu Munde; das jetzige Geschlecht kennt sie aber offenbar nicht mehr.

Was an den heute zum ersten Male gedruckten Anekdoten wahr, was hingegen historisch und psychologisch anfechtbar ist, wird wohl

der Scharfblick des geneigten Lesers am ehesten ermitteln; wir machen noch darauf aufmerksam, daß unsere Quelle — Aufzeichnungen des Bürgermeisters Ryhiner — eine verhältnismäßig sehr frühe ist; mit großem Behagen erzählt uns der Gewährsmann die recht gröblichen Thaten seines Helden, fast gewinnt man den Eindruck, als gehe Ryhiner mit etwelcher Bosheit ganz eigentlich darauf aus, Illustrationen zu liefern zu dem alten Basler Sprichwort:

„S'menschelet halt iberall, sogar im Oberstpfarrhuus.“

Einige Bemerkungen über den äußern Lebensgang des Hieronymus Burckhardt dürften erwünscht sein.

Hieronymus Burckhardt wurde 1680 geboren als Sohn des Bürgermeisters Hans Balthasar Burckhardt und der Salome Gottfried; 1699 wurde er Kandidat der Theologie, unternahm eine längere Reise in die Niederlande, England und Frankreich, bekleidete nach der Rückkehr in raschem Wechsel die Pfarrstellen im Waisenhaus, St. Jakob, St. Theodor, St. Elisabeth und St. Peter. 1709 wurde er bereits Antistes und damit von Amtes wegen Professor der Theologie an hiesiger Universität; seit 1703 war er vermählt mit Katharina Ryhiner, er starb 1737.

K. R. Hagenbach weiß ihm in seiner „Geschichte der theologischen Schule Basels“ (42 ff.) keine gelehrten Leistungen nachzurühmen, dagegen „scheint er als Prediger sich ausgezeichnet zu haben.“ Hagenbach fährt fort: „Burckhardt war ein Mann von Witz und Humor, und noch heute werden Anekdoten von ihm erzählt, die uns zeigen, wie die alte theologische Gravität mit einer fast ans Frivole streifenden Jovialität sich trefflich zu vertragen wußte.“

Wir schließen unsere kurze Einleitung mit einer in der Basler Litteratur unsres Wissens noch nicht erwähnten Episode aus Burckhardts Leben, die vielleicht geeignet ist, auf eine mysteriöse Geschichte des XVIII. Jahrhunderts einiges Licht zu werfen:

Im zweiten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts war eines der wertvollsten Manuskripte der Basler Bibliothek, die Concilsakten, entwendet worden.[1]) Rat und Bürgerschaft waren in höchster Aufregung, die nur noch neue Nahrung erhielt, als der verschwundene kostbare Band bei nächtlicher Frist auf der Schwelle der Ratschreiberwohnung von einem Vermummten niedergelegt wurde.

Der oben genannte Ratsherr, unser Gewährsmann, erzählt nun, im Hause des Ratschreibers sei der Vermummte an der Statur erkannt worden, „man schöpfte Verdacht auf hohe Personen, auf HH. Bürgermeister und seinen Sohn, den Antistes, daher im Publikum folgendes erschien:

Ob Vater oder Sohn der rechte Dieb zu nennen?
Schau sie von hinten an, so wirst du es erkennen!“

(Der Witz beruht darin, daß das Wort „Dieb“ rückwärts gelesen werden muß.)

Es bleibt der künftigen Forschung überlassen, den Nachweis zu führen, in welchem Grade Bürgermeister und Antistes an der Entwendung der Concilsakten interessiert sein konnten.

## I.

Pfarrer Ramspek zu St. Elisabeth[2]) sollte als Helfer der Münstergemeind eine Predigt dort halten, verfügte sich aber Ge-

---

[1]) Die Einzelheiten über den seltsamen Handel finden sich bei Ochs, Geschichte Basels III 589 ff. Vgl. ferner Alb. Burckhardt-Finsler im „Basler Jahrbuch,“ 1894. 29 ff.

[2]) Hier findet sich in unsrer Erzählung eine kleine Ungenauigkeit. Jacob Christoph Ramspeck war zu Lebzeiten des Antistes Hieronymus Burckhardt noch nicht Pfarrer zu St. Elisabethen, sondern erst „gemeiner Helfer,“ welche Stelle er 1722—1740 bekleidete. Eine cause célèbre bildete 1751 der Rechtsstreit, welchen Pfarrer Ramspeck mit Professor J. J. Spreng vor dem Rat führte. Auch in diesem gewichtigen Handel spielte Ramspeck

schäfte halber vorerst ins Obristpfarrhaus; nun hatte Herr Antistes ein Pferd im Stall, welches, sobald man das Hofthor aufmachte, täglich allein en galop zum Brunnen auf dem Münsterplatz lief, um dort zu sauffen, — er animierte den Pfarrer Ramspek, zu versuchen, ob es Ihme möglich wäre, in seiner Amtstracht dieses Pferd zu besteigen. Dieser, welcher keine Ahnung hatte, daß die Reise außerhalb der Grentzen des eingeschlossenen Hofraumes gehen dürfte, stieg frisch und zwar — weil er niemalen noch auf keinem Pferd gesessen — rückwärts gegen den Schweif des Pferds zugekehrt, auf; auf einmal wird das Hofthor geöffnet, Pfarrer Ramspek, um nicht zu stürzen, hält sich mit beyd Händen am Schweif fest und galoppiert in pontificalibus über den Münsterplatz bis zum Brunnen,[1]) während eine Menge Menschen sich eben zur Kirch verfügten, und nachdem das Pferd ruhig gesoffen hatte, ebenso wieder zurück und dann alsobald, jedoch per pedes, auf die Kanzel.

## II.

Magister Zacharias Hemminger, der Verfasser des Burckhardtischen Stammbaums, war bei Herrn Antistes wohl gelitten und daher einstens von Ihme zum Souper invitiert, jedoch wurde noch ein anderer Informator auch dazu gebeten, welcher, wie Herr Antistes wohl wußte, mit Hemminger und zwar aus Handwerksneid gerade brouilliert war. Auf einmal thut Herr Antistes, als

---

eine überaus lächerliche Rolle (vergl. auch Anekdote V). Das Geschlecht der Ramspeck scheint überhaupt zum bouffon des alten Basel berufen gewesen zu sein. Stürmische Heiterkeit erregte 1795 der berüchtigte Prozeß, den der durch Feierabends Karrikatur allgemein bekannte Gymnasiarcha Ramspeck, Sohn des Pfarrers zu St. Elisabethen, mit dem Waldherrn Meister Hieronymus Stähelin führte.

[1]) „Einige behaupten, mit einem Schoppenglas oder Meyel Weins in der Hand haltend, welches er, als das Hofthor aufgegangen, auf die Gesundheit des Herrn Antistes auszustürzen, im Begriffe war." (Anm. des Manuskripts.)

wolle er das Licht putzen, — es war nämlich vorsätzlich nur ein einziges Licht im Zimmer — und löscht selbiges absichtlich aus. Die beiden Candidaten beeifern sich, wer zuerst hinausgehen und ein frisches Licht holen sollte, Herr Antistes mahnt sie aber beyde von diesem Bestreben ab, indem er ihnen vorstellt, daß, da sie beyde des Hauses nicht ganz kundig, so befürchte er, sie möchten in der Finsterniß die Treppe hinabstürzen und sich Schaden thun, — er wolle lieber selbst hinausgehen und das Licht wieder anzünden. — Dictum factum, er nimmt das Licht, versetzt aber beim Hinausgehen sowohl Herrn Hemminger als dessen Antagonisten jedem eine derbe Maulschelle; nun geht der Spaß los, jeder glaubt, aus Feindschaft von seinem Gegner vis-à-vis geschlagen zu sein und sie balgen sich im Zimmer herum, schmeißen den Tisch um und verlieren ihre Perrüken; plötzlich tritt Herr Antistes mit großem Gelächter ins Zimmer zurück und hatte sich durch diese Erschütterung seines Zwerchfells eine gute Digestion bewirkt.

## III.

Herr Antistes erhielt einst von der Regierung so schlechten Kompetenzwein, daß nicht einmal die Domestiques damit zu befriedigen waren. Was thut derselbe? Er läßt nämlich durch das Avisblatt bekannt machen, daß im Obristpfarrhaus obrigkeitlicher Kompetenzwein umsonst zu haben seye; die gemeinern Leute drängen sich schaarenweise hinzu und werden meistens besoffen wieder fortgetragen, unter anderen auch eine Frau darunter, welche den Kopf durch das Gitter zum Kellerloch hineingesteckt hatte, um aus der ersten Hand und schneller bedient zu werden; da sie nun ihre volle Ladung bereits empfangen hatte und den Kopf wieder aus seiner eisernen Schlinge ziehen will, findet sich's, daß selbiger inzwischen ganz aufgedunsen ist und nicht mehr zurückgezogen werden kann;

sie schrie daher mörderlich über zwei Stunden lang in Keller hinab. Ihre Stellung, der Hinterleib auf die Straße hinausgekehrt, gab zu einem großen Skandal Anlaß, sie mußte aber so lange ausharren, bis ein Schlosser das Gitter durchgefeilt und sie von ihrem Halseisen wieder befreit hatte.

## IV.

Herr Antistes befand sich einst auf einer Reise in Zürich; daselbst ward er von einem jungen Menschen bestürmt, ihm in Basel durch seine Connexionen eine Anstellung zu verschaffen; Herr Antistes merkte gleich, daß der Supplicant wegen seiner schwachen Geistesfähigkeiten nicht im Stand sei, eben vieles leisten zu können, mit einem Wort, daß er einen wirklichen Simplex vor sich habe. Nach langem Besinnen gab er endlich folgenden Bescheid von sich: Da Er wohl einsehe, daß Petent im Schreiben, Rechnen zc. wenig Fähigkeiten besitze, die ihn zu einer Stelle mit der Feder qualifizieren könnten, so falle ihm soeben ein, daß vorige Woche der Lällenkönig in Basel gestorben sei, hiezu sei aber vonnöthen, alle Secunden die Zunge soweit auszurecken, daß man solches auf der Rheinbrücke von unten herauf deutlich wahrnehmen könne; es hätten sich bereits viele Bewerber in Basel hierzu gemeldet, indem diese Stelle sehr lucratif genannt werden könne, weil eine ansehnliche Besoldung damit verbunden sei; wer nun die Zunge in einer abzuhaltenden allgemeinen Prüfung am weitesten und ununterbrochen herauszustrecken im Stand sei, dieser werde erwählt; da aber der Concurs um die Bewerbung nur noch wenig Tage offen stände, indem das Publicum zu Basel sich gar nicht lange ohne seinen lieben Lällenkönig behelfen könne, so sei kein Augenblick mehr zu versäumen, wenn Petent mit darum zu concurrieren sich tüchtig genug fühle; er möge sich einstweilen unterwegs, besonders aber bei seiner Ankunft in Basel fleißig üben und so hoffe er, daß es ihm

gelingen werde, über seine Nebenbuhler den Sieg zu erringen; er wolle ihm zu diesem Endzweck einen Empfehlungsbrief an seinen Herrn Vater, den Bürgermeister Hans Balthasar Burckhardt, mitgeben, wobei aber vorzüglich zu bemerken sei, daß er sich bei Ueberreichung desselbigen sogleich als ein tüchtiges Subject ankünde, seinen Lälli fleißig vor dem Bürgermeister spielen lasse, denn wie bekannt, käme auf den ersten Eindruck in dergleichen Fällen das Meiste an ꝛc. Der Sollicitant reist daher stracks von Zürich nach Basel mit seinem Recommandationsschreiben ab und will gleich bei Ankunft zu Ihro Weisheit geführt sein: man sagt ihm dort, daß sich dieselbigen gerade in versammeltem Rath befänden, — es war ein Mittwoch oder Samstag — der Aspirant zur Lällenkönig-Stelle glaubt daher schon halb gewonnen zu haben, da ihn das Glück also begünstige, daß er vor dem ganzen Rath in corpore Proben seiner ungemeinen Fähigkeiten abzulegen im Stand sei, eilt flugs aufs Rathhaus, verlangt mit dem HH. Amtsbürgermeister zu sprechen mit dem Bemerken, er habe Staatsdepeschen in dringender Angelegenheit an Hochdieselben abzuliefern, wird demnach in den Rathssaal eingelassen und übt sich alldorten dermaßen mit der Zunge, daß männiglich darüber ins größte Erstaunen gerieth und wie natürlich sich diese Sache endlich mit einem großen Gelächter endigte.

## V.

Herr Antistes wohnte einst der Einsetzung eines unsrer Landgeistlichen bei; nach der Ceremonie machen mehrere Stadtpfarrer, unter welchen sich auch Pfarrer Ramspek befand, mit ihrem Chef einen Abstecher über Aarau. Bei ihrer Ankunft daselbst fanden sie im Gasthof einen Herrn in einem prächtig gallonierten Rock, der sich ein sehr imponierendes Ansehen zu geben wußte. Herr Antistes erfuhr, daß solches ein berühmter Operateur und Stein-

schneider sei; er machte sich den Spaß, solchen ins Geheim zu sich ins Zimmer zu rufen und trug ihm folgendermaßen sein Anliegen vor. „Der eine Herr seiner Gesellschaft wäre leider schon seit vielen Jahren mit dem traurigen Uebel des Stein geplagt, alle Medici, welche bereits darüber konsultiert worden seien, versicherten einstimmig, daß es kein anderes Mittel mehr gebe, dies Uebel zu heben, als die Operation des Steinschnitts; nun frage er ihn, ob er sich getraue, selbiges und zwar selbst gegen den Willen des Patienten durchzusetzen, als welcher sich freiwillig ungeacht alles Zuredens gewiß nicht dazu verstehen würde, sich von seinen Schmerzen aus Furcht vor der Operation befreien zu lassen.“

Der Wundermann produzierte alsobald seine Scheine und Testimonia, die er sich allenthalben, wo er durch seine Kunst schon Wunder gewirkt haben sollte, hatte geben lassen (oder was noch wahrscheinlicher ist, selbsten fabriziert hatte) und worinnen seine Geschicklichkeit bis zu den Wolken erhoben wurde; zeigte sich auch willig und bereit, den Wunsch des Herrn Antistes zu erfüllen mit dem Bedeuten, dergleichen störrische Patienten, die man wider ihren Willen kurieren müsse, wären ihm auch schon zu mehrmalen vorgekommen, er wisse sich in diesen Fällen sehr gut zu helfen und brauche nur ein halbes Dutzend handfester Männer als untergeordnete Hilfstruppen. — Nach genommener Abrede tritt der Mann im Gallakleid nach Mitternacht in des Pfarrer Ramspeks Schlafzimmer, kramt allda ein ganzes Zeughaus von Messern, Scheeren, Lançettes, Bandages, Salben und Zangen aus, zieht die Vorhänge des Betts auf und macht sich zum Angriff fertig. Mein guter Herr Pastor erwacht mit einer Bestürzung, die ihresgleichen kaum haben konnte, als er diese schrecklichen Apparate wahrnimmt, die nur auf Mord und Tod zu zielen schienen, glaubte daher nichts anderes, als in Mörderhände gerathen zu sein und fängt aus Leibeskräften fürchterlich zu schreien an. Der Doctor,

an dergleichen Auftritte aber längst gewöhnt, bleibt ganz ruhig in seiner Fassung und winkt einigen Stallknechten zu seinem Succurs hinein, welche unsern Herrn Pfarrer sogleich anfassen und mit Gewalt in die gehörige Positur zum Steinschneiden bringen müssen. — Herr Antistes aber, der alles bis dahin genau beobachtet hatte, fand es nun hohe Zeit, der Sache einen Ausschlag zu geben, trat ins Zimmer, steckt dem Medicus einen großen Thaler in die Hand und erklärt ihm, daß er dem Patienten bis auf den anderen Tag so sehr zureden wolle, sich freiwillig und ungezwungen seiner geschickten Hand zu bedienen, daß er hoffe, ihn gütlich zur vorhabenden Operation bereden zu können. — Der folgende Tag war aber natürlich der Tag des Scheidens aus Aarau.

## VI.

Herr Antistes befand sich einstens im Badenweiler Bad, um dort eine Kur zu gebrauchen; er hoffte versprochenermaßen seine Familie auf einen bestimmten Tag allda bei sich zu sehen, aber niemand erschien zum Besuch, weil ihnen unversehens zu Hause etwas vorgefallen war. Zum großen Verdruß des Herrn Antistes erhielt derselbe außer einem unerwarteten Freund damals keinen andern Besuch, obschon bereits Anstalt zu einem großen Gastmahl von ihme für die vergeblich erwartete große Gesellschaft getroffen worden war. Nun läßt Herr Antistes, der sich übrigens damals in bestem Wohlsein befand, von seinem Bedienten einen Brief, den er ihme selbsten diktiert, nach Basel schreiben und durch einen Expressen dahin absenden, worinnen derselbe meldet, daß er, nämlich der Kammerdiener, der Familie mit der größten Bedauerniß anzeigen müsse, daß sein theurer Gebieter, der Herr Antistes, habe plötzlich einen Zufall von einem Steckfluß bekommen, wodurch derselbige auf einmal so schlecht geworden, daß er ungeacht aller angeordneten ärztlichen

Mittel plötzlich verstorben seye.[1]) Die Kinder desselben wurden dadurch, wie natürlich, in die größte Betrübniß versetzt, alles kleidete sich schwarz und zog Trauer an, um schnell mit unterlegten Postpferden nach Badenweiler abzufahren. — Inzwischen proponiert Herr Antistes seinem Freund (der obschon anwesend vom Inhalt des nach Basel expedierten Briefes nicht die mindeste Ahnung hatte) eine Promenade nach der kalten Herberg, Poststation zwischen Basel und Badenweiler gelegen, wo seine Kinder nothwendig durchfahren und umspannen zu lassen genöthigt waren. Sogleich bei seiner Ankunft daselbst wird der Posthalter bei Seite genommen, ins Geheimniß gezogen und ersucht, wenn jemand von Basel komme und gleich weiter nach Badenweiler Pferde verlange, nur geradezu zu erklären, daß kein Schweif mehr im Stall vorhanden sey, sie müßten sich erst etwas gedulden, bis die nöthigen Anstalten getroffen sein würden und allenfalls einstweilen die Mittagsmahlzeit bei Ihme einnehmen, da ohnehin bereits zwei Herren von Basel oben im Zimmer wären, so würden sie Bekannte hier antreffen. Nach all diesen getroffenen Dispositionen und Vorkehrungen kommt wirklich eine große Berline mit sechs Personen besetzt und alle in Trauer gekleidet angefahren; der Posthalter spielt seine ihm zugetheilte Rolle vortrefflich und persuadiert die angekommene Gesellschaft, einstweilen oben ins Zimmer einzutreten; dort hatte sich Herr Antistes bereits der Stubenthür gegenüber postiert und ruft den erstaunten Ankömmlingen, welche seinen Geist zu erblicken glauben, lachend entgegen: Aha, ihr leichtsinniges Volk, so muß man es anstellen, um euch endlich herbeizubringen und dem alten Vater den längst versprochenen Besuch abzustatten; jetzt kommt ihr frisch angefahren, sobald sich Aussichten zu einer fetten Erbschaft zeigen; eher

---

[1]) „Der ganze Brief handelte von der Krankheit und ließ noch Hoffnung. Das P. S. hingegen lautete: „Soeben fährt Sr. Magnificenz, Ihro Hochwürden, die Seele auß.“ (Anm. des Manuskripts.)

aber hat es Niemand beliebt, sein gegebenes Wort einzulösen und mich hat man an einer vollen Tafel, allein mit meinem Freund, hier vergeblich auf liebe Gäste warten lassen.“ Man denke sich das frohe Erstaunen aller Anwesenden, ihren todtgeglaubten Vater wieder gesund und am Leben zu sehen. — Das Ganze endigte sich natürlich mit einer vergnügten Mahlzeit.

## VII.

Bei der alten Regierung war es üblich, einen weiß und schwarz bemalten Stock in den Händen tragen zu müssen, sobald einer ein Trunkenbold oder Verschwender war; diesem waren dann auch, bei empfindlicher Strafe für die Gastgeber, alle Wirths- und Weinhäuser verboten. Man nannte dieß den Lastersteckn; Jedermann mied mit diesen Verurtheilten allen Umgang und lagen von diesen Stöcken immer mehrere bei der Kanzlei vorräthig, worüber der betr. Richter verfügen konnte. Auch in die Kirche mußte der hiezu Verurtheilte diesen Lasterstecken mitbringen und eine öffentliche Censur, während aller Augen auf ihn gerichtet wurden, mit anhören. Ein schlauer Kopf wickelte seinen Lasterstecken in Papier ein und leistete auf solche Art der ergangenen Sentenz Folge, ohne wie gewöhnlich gehöhnt zu werden.

Nach dieser Einleitung ersann unser Antistes folgenden Schwank:

Er hatte einen Famulus aus dem Kanton Zürich, allwo die hiesigen Gebräuche Niemandem bekannt sind; diesen beorderte er ins Baselbiet mit dem angeblichen Auftrag, Schulden einzutreiben. Als fingierte Debitoren gab er ihm die Namen der angesehensten Männer in den Dörfern auf eine Liste, besonders solche, welche gerade die Vorsteher der Gemeinde waren, mit dem Beisatz, er solle, bevor er von hier abmarschiere, auf die Kanzlei gehen und sich einen Stock mit den Standesfarben in seinem Nahmen als

Créditif dieser Sendung erbitten, welches Ihme schon den nöthigen Respekt verschaffen würde. Dieser Famulus trat seinen Weg unverweilt an und wähnte, daß Jedermann vor seinem Stock ehrerbietigst den Hut ziehen würde. Aber point du tout! Statt Thaler wurden ihm nur überall Prügel zu Theil, überall schmiß man ihn die Treppe ab, die Gastwirthe, statt ihm Speise oder Trank darzureichen, hetzten ihn mit ihren Hunden zum Hause hinaus, die Gassenbuben hetzten ihn spottend durch die Straßen, bis dieser Famulus endlich spät Abends halb todt vor Hunger und Müdigkeit im Obristpfarr-Haus wiederum anlangte und tapfer verspottet wurde, daß er in die Falle gegangen. Die einzige Entschuldigung des vir venerandus bestund in den drei Worten:

„Der erste April“

und wirklich wurde auch dieser Spaß schon lange zuvor auf diesen Tag verabredt.

# Basler Chronik

vom

## 1. November 1894 bis 31. Oktober 1895.

---

Von Dr. Fritz Baur.

### November 1894.

1. In der Burgvogteihalle hält die radikal-demokratische Partei eine große Volksversammlung ab zur Bekämpfung des Initiativbegehrens betreffend Abgabe eines Teils der Zolleinnahmen an die Kantone.

4. Bei der seit den Tagen der Verfassungsrevisionskämpfe in den 70er Jahren nicht mehr erhörten Beteiligung von 490,000 Stimmberechtigten verwirft das Schweizervolk das Initiativbegehren betreffend Abgabe eines Teils der Zolleinnahmen der Eidgenossenschaft an die Kantone mit der unerwarteten Mehrheit von ca. 347,000 Nein gegen 145,000 Ja und mit $13^1/_2$ gegen $8^1/_2$ Standesvoten. Baselstadt gab 8009 Nein und 996 Ja ab.

8. Großer Rat. Nachdem der Präsident dem zurücktretenden Reg.-Rat Falkner eine zweite, längere Anerkennungsrede gehalten hat (s. z. 25. Okt.), wird zum Civilrichter gewählt Redaktor Joh. Gisi. Der Gesetzesentwurf betreffend das Gantwesen wird in erster Lesung durchberaten und dann der Prüfungsbericht für 1893 vorgenommen.

9. Beim Jahresfest der Universität in der Aula des Museums am Vormittag spricht der abtretende Rektor, Prof. L. v. Salis, über privatrechtliche Kodifikation und ein bürgerliches Gesetzbuch. Es werden im Anschluß hieran feierlich zu Ehrendoktoren der Philosophie ernannt die DDr. jur. Prof. Alb. Burckhardt-Finsler und Staatsarchivar Rud. Wackernagel wegen ihrer historischen Arbeiten und wegen ihrer Verdienste um das Zustandekommen des Historischen Museums, Architekt H. v. Geymüller wegen seiner kunsthistorischen Forschungen.

15. Nach längerer Kränklichkeit stirbt im Alter von über 80 Jahren Dr. Immanuel Stockmeyer, während 20 Jahren (1871 bis 1891), Antistes der Basler Kirche, Professor der Homiletik an der Basler Universität. (Siehe Nekrolog S. 107 ff.)

21. Die diesjährige Schulsynode nimmt einen ganzen Tag in Anspruch und es wird, beidemal im Bernoullianum, am Vormittag über das Verhältnis des Schriftdeutschen und der Mundart mit Beziehung auf den Unterricht, am Nachmittag über Einführung einer obligatorischen Fortbildungsschule verhandelt.

22. Großer Rat. Nach einer Interpellation über die Kantonalbankangelegenheit und Bewilligung eines Kredites für Beleuchtung von Schulzimmern wird der Bericht der Rechnungskommission über die Staatsrechnung von 1893 entgegengenommen und sodann eine weitere Erhöhung des Staatsbeitrages an die kantonale Viehversicherungskasse gewährt. Der Rat schreitet zur Tagesordnung über eine Petition, die den Salutisten eine bereits von der Regierung erteilte Baubewilligung für ein Versammlungslokal am Erasmusplatz entziehen möchte, weist eine Vorlage betreffend Neueinteilung der städtischen Kirchgemeinden an die Regierung zurück und genehmigt ein Gesetz mit Besoldungserhöhungen für Geistliche und sonstige Beamte der Landeskirchen. — Die Regenz wählt zum Rektor für das nächste Studienjahr Prof. Dr. Karl Vonder-Mühll.

26. Das im Druck erscheinende regierungsrätliche Budget für 1895 sieht vor an Einnahmen 6,284,000 Fr., an Ausgaben 7,419,525 Fr., somit ein Defizit von 1,135,525 Fr.

Dezember 1894.

1. 2. Bei der Ersatzwahl für den aus der Regierung zurücktretenden Reg.-Rat Falkner bleibt der erste Wahlgang ergebnislos. Von 6641 abgegebenen giltigen Stimmen, somit bei einem absoluten Mehr von 3321 erhielten Ständerat Göttisheim 2477, Kantonsbaumeister Reese 2108 und Dr. Karl Stehlin 2042 Stimmen.

6. Laut dem soeben erschienenen Personalverzeichnis zählt die Universität im Winter 1894/95 459 immatrikulierte Studierende, darunter 3 Damen (gegen 442 im Sommer 1894), davon sind Theologen 83, Juristen 55, Mediziner 158, Philosophen 146. Dazu kommen 68 nicht immatrikulierte Hörer, worunter 8 Damen. Von den Studenten sind der Heimat nach 360 Schweizer (144 aus Baselstadt), die übrigen Ausländer. Der Lehrkörper zählt 95 Mitglieder, und zwar die theologische Fakultät 11, die juristische 11, die medizinische 28 und die philosophische 45.

8./9. Beim 2. Wahlgang für die Regierungsratswahl, wurden abgegeben 7236 Stimmen. Gewählt wurde mit 2821 Stimmen Kantonsbaumeister Reese, der Kandidat der Socialisten, den im letzten Augenblick auch die Katholiken auf den Schild erhoben hatten. Redaktor Fr. Göttisheim machte 2638, Dr. Karl Stehlin 1768 Stimmen.

9. Zur Erinnerung an die 300. Wiederkehr von Gustav Adolfs Geburtstag wird im Münster eine Gedächtnisfeier veranstaltet. Die Rede hielt Antistes A. v. Salis.

13. Großer Rat. Es werden die in der letzten Sitzung behandelten Kirchengesetze und das Gesetz betreffend Gantwesen in 2. Lesung angenommen, nachdem eine Interpellation über eine neue

Verordnung betreffend Erhebung der Einkommens- und Erwerbssteuer vom Interpellanten in einen Anzug zur Abschaffung der Neuerung war umgewandelt worden. Eine von der Regierung beantragte Aenderung des Großratsbeschlusses von 1891 betr. Holzpflästerung beliebt nicht. Der Bericht der Regierung über jene auf Grund des Anzugs Bärwart erfolgten Erhebungen betr. die Lohnstatistiken der Textilarbeiter wird entgegengenommen und die Wahl von Reg.-Rat Reese validiert. Eine Petition des Vereinigten Wirtegewerbes für bessere Berücksichtigung der Interessen dieses Erwerbzweiges geht an die Regierung zur Prüfung und Antragstellung, dem Rekurs des übelbeleumdeten und von der Regierung ausgewiesenen Ed. Wagner-Droxler wird soweit entsprochen, daß seiner Frau und den Kindern provisorisch und auf Wohlverhalten die Niederlassung nicht entzogen wird.

14. Im hohen Alter von nahezu 86 Jahren stirbt Dr. Aug. Burckhardt-Dick, der älteste der Basler Burckhardte.

19. Die Regierung ernennt zum ordentlichen Professor der Hygiene an der Universität den bisherigen außerordentlichen Professor Dr. Albrecht Burckhardt.

In den letzten Tagen des alten Jahres erscheint die von Hofer & Burger in Zürich angefertigte, von der Historischen Gesellschaft herausgegebene Reproduktion von Matthäus Merians Stadtplan von Basel in Aquarell.

## Januar 1895.

3. Großer Rat. In einer den ganzen Tag in Anspruch nehmenden Sitzung wird der immer dringender nötig werdende Umbau des Centralbahnhofs besprochen. Der zwischen dem Direktorium dieser Bahn und dem Regierungsrat im Schlußprotokoll vom Februar 1893 vereinbarte Plan eines Umbaus war an eine Kommission unter dem Vorsitze von Dr. Karl Stehlin gewiesen und von

dieser zu leicht befunden worden. Statt seiner legt die Kommission heute einen vom Ingenieur C. L. Gleim verfaßten Umbauplan vor.

10. Großer Rat. Die Regierung hat heute einen guten Tag, indem der Rat ein von ihr entworfenes Gesetz betr. den Betrieb der Straßenbahnen sozusagen ohne Aenderung genehmigt, bei Anlaß einer Motion ein neu eingeführtes Formular für die Einkommensteuer gut heißt und eine Reihe von Landankäufen ratifiziert. Zum Schluß wird ein Anbau ans Gerichtshaus am Bäumlein auf der Liegenschaft zum Kamel nach den von einer Kommission vorgelegten Plänen beschlossen.

22. Es wird dem Publikum bekannt gegeben, daß die Sammlung für ein baslerisches Sanatorium von Tuberkulösen in Davos 326,358 Fr. von 546 Gebern abgeworfen hat.

24. Großer Rat. Nach einer Interpellation betr. den Engpaß bei der Ausmündung der Gerbergasse auf den Markt wird das Budget in außergewöhnlich kurzer Beratung durchgenommen. Die Sitzung kann zu allgemeiner freudiger Ueberraschung schon vor 5 Uhr aufgehoben werden. Das Budget weist in seiner bereinigten Gestalt auf an Einnahmen 6,338,300, an Ausgaben 7,432,625, somit ein Defizit von 1,094,325.

27. Der altkatholische Bischof Herzog besucht Basel zur Firmung von gegen 300 Kindern.

## Februar 1895.

2. Die nun seit längerer Zeit anhaltende außergewöhnliche Kälte veranlaßt das Departement des Innern, der Regierung Vorschläge zu unterbreiten in Betreff der Unterstützung notleidender Arbeitloser. Gleichzeitig bittet das Sekretariat der Armenpflege um Extrabeiträge, um den Armen Heizmaterial in größerer Menge zukommen zu lassen. Endlich wird eine Sammlung eingeleitet zu Gunsten der durch Lawinen schwer geschädigten Tessiner.

8. Großer Rat. Nach einer Interpellation in Sachen des Schlachthauses werden für die infolge der großen Kälte notleidenden Arbeitlosen 8000 Fr. bewilligt. Dann tritt nach langer Debatte der Rat in die von einer Kommission vorberatene neue Gerichtsorganisation ein und erledigt davon die 6 ersten Artikel. — Im Alter von 78 Jahren stirbt Oberstl. Aug. Burckhardt-Iselin, früher Direktor der Baloise und mannigfach thätig in bürgerlichen und militärischen Beamtungen.

9. Nach langem Krankenlager stirbt im Alter von 67 Jahren J. J. Hauser-Bußinger, früher Präsident der römisch-katholischen Gemeinde, ein Mann von seltener Bildung und geachtet in allen Kreisen der Bevölkerung.

11. Im Gasthaus „3 Königen“ tritt unter dem Vorsitz von Ständerat Lienhard (Bern) und in Anwesenheit von Bundesrat Zemp die ständerätliche Kommission für Beratung der Novelle betr. Aktienrecht der Eisenbahnaktionäre zusammen.

14. Großer Rat. Zuerst wird ein Vertrag mit Baden über die Wässerungsverhältnisse an der Wiese ratifiziert und ein Niederlassungsrekurs abgewiesen. Dann schreitet die Beratung über die neue Gerichtsorganisation um etwa 30 Paragraphen vor, doch wird die Diskussion über Oeffentlichkeit der Gerichtsberatungen in eine künftige Sitzung hinübergenommen.

17./18. Die Gesellschaft für Stadtmission hält im Vereinshaus ihre Jahresfeier ab. Am Hauptaktus tritt als Redner Pfr. Samuel Preiswerk Vater auf.

19. Das Sekretariat der freiwilligen Armenpflege quittiert über gegen 12,000 Fr. an Gaben zu außerordentlichen Holzspenden für die Frierenden. (Siehe zum 2. Februar.)

21. Großer Rat. Zuerst wird eine Interpellation erledigt über Anstellung eines staatlichen Eisenbahntechnikers. Dann fährt der Rat fort mit Beratung des Gesetzes über Gerichtsorganisation.

Den ganzen Vormittag nimmt die Fortsetzung der Diskussion über öffentliche Beratung in Anspruch. Unter Namensaufruf wird Oeffentlichkeit der Beratungen im Appellationsgericht für Civilsachen beschlossen. Am Nachmittag wird die ganze Vorlage in erster Lesung erledigt.

## März 1895.

1. 2. Die Offiziere und Unteroffiziere des Landsturmbataillons 54 halten eine zweitägige Uebung im Klingenthal ab unter dem Schulkommando von Oberst Rott.

2. In der Morgenfrühe stirbt nach kurzer Krankheit der außerordentliche Theologieprofessor Dr. Bernhard Riggenbach; er war 1848 geboren, hatte die Basler Schulen durchlaufen, ein Jahrzehnt lang in Arisdorf pastoriert und sich dann als Universitätslehrer für neutestamentliche Exegese und Pastoraltheologie in Basel niedergelassen. Daneben war er als Seelsorger am Zuchthaus thätig und widmete sich mit vieler Hingebung dem Werk der Patronage.

7. Großer Rat. In einer Nachmittagssitzung werden drei Liegenschaftskäufe erledigt, deren einer auf die Fortsetzung der Freien Straße-Korrektion einen wesentlichen Einfluß übt (Freien Straße Nummern 50, 52, 54 und 56); es wird sodann im Zusammenhang mit der Gerichtsorganisation ein Nachtragsgesetz zur Civilprozeß-Ordnung in erster Lesung durchberaten, die Anstellung eines dritten obrigkeitlichen Technikers für Wasser- und Tiefbau beschlossen, endlich die Pläne für Anlegung der Tellstraße angenommen. — Am Abend Fackelzug der Studentenschaft zu Ehren des verstorbenen Professors Bernhard Riggenbach.

10. An einem Schlaganfalle stirbt 61-jährig Dr. med. Fritz Müellr, ehemals Ratsherr, bis zu seinem Lebensende Mitglied der Universitätskuratel und mannigfach thätig auf dem Gebiete kantonaler und städtischer Politik.

14. Großer Rat. In ordentlicher Märzsitzung geht die Behörde zunächst über einen Anzug J. G. Huber betr. Erweiterung der Schlachtanstalt zur Tagesordnung; dann wird ohne jede Diskussion der Gesetzesentwurf betr. Organisation des Frauenspitals angenommen und endlich der Ratschlag betr. Umbau und Erweiterung des Rathauses an die Regierung zurückgewiesen in dem Sinne, daß das bisherige Gebäude für Repräsentation für das Departement des Innern und für das Archiv bestimmt sein, zur Unterkunft des Finanz-, des Bau-, des Sanitäts- und ev. des Justizdepartements, sowie des Grundbuchs ein Verwaltungsbau an der Schifflände errichtet werden soll. Den ganzen Nachmittag nimmt in Anspruch die Eintretensdebatte auf den Ratschlag und Entwurf des Regierungsrates betr. Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. Er wird schließlich fast einstimmig an eine vom Bureau zu ernennende 9gliedrige Großratskommission gewiesen.

27. Zum Mitgliede der Universitätskuratel wird gewählt an Stelle des verstorbenen Dr. Fritz Müller Dr. Th. Lotz.

28. Großer Rat. Nach einer Interpellation über die Organisation der Polizei, die mit den jüngsten Einbruchdiebstählen in Verbindung steht (25. März) werden angenommen Ratschläge betr. Publikation der Bürgeraufnahmen und betr. Errichtung eines Dienstbotenheims, ferner werden mit Dringlichkeit an der Spitalstraße verbreiternde Baulinien beschlossen und der Bau eines öffentlichen Abtrittes am Marktplatz verfügt. In der Nachmittagssitzung wird über eine Petition des äußeren Spalenquartiers betr. Verlängerung der Sennheimerstraße mit Motivierung zur Tagesordnung geschritten, ein Rekurs Jouve abgewiesen und betr. Anwendung des Holzpflasters, betr. das Holzpflaster an der Greifengasse, endlich betr. den Bebauungsplan für Klein-Hüningen der Regierung zugestimmt.

## April 1895.

1. Die am 31. März von der Zunftversammlung der Weinleuten beschlossene Zurücksetzung der Façade des Zunftgebäudes an der Freien Straße erregt lebhafte Freude, weil damit wieder ein wichtiger Schritt zur Korrektion der Freien Straße gethan ist.

2. Im Alter von 66 Jahren stirbt Ed. Preiswerk-Groben, der seiner Vaterstadt als konservatives Mitglied des Großen Rates und als Civilrichter gedient hat. Ein tüchtiger Kaufmann, stellte er seine reichen Gaben auch als Mitglied der Handelskammer und der Börsenkommission, als Verwaltungsrat der Centralbahn und der Basler Versicherungsgesellschaft ꝛc. in den Dienst der Oeffentlichkeit. Seine streng kirchliche Gesinnung veranlaßte ihn auch zu reger Beteiligung im Missionskomite und zur Uebernahme maßgebender Stellungen in manchen andern Reichs Gottes-Werken.

7. Mit Karl Vischer-Merian, der im Alter von 77 Jahren einem unerwarteten Schlaganfall erliegt, scheidet eine eigenartige Figur des alten Basel. Geboren 1818, hatte er sich mit seinem Bruder dem väterlichen Bandfabrikationsgeschäft gewidmet, bald aber auch der öffentlichen Dinge sich in weitgehendem Maß angenommen, als Mitglied des Großen und des Kleinen Rats, als Mitglied der Kuratel, der Gymnasiumsinspektion und unzähliger anderer Behörden. Von Mitte der 60er Jahre an zog er sich aus diesen Kreisen mehr und mehr zurück, dafür ein anderes Interessengebiet um so eifriger pflegend, dem er bisher schon als Präsident der Musikgesellschaft nahe gestanden hatte, das der Kunst und Wissenschaft. Als Geschichtskenner ging er über die dem Dilettanten gezogenen Schranken hinaus in seinem zwar nicht systematisch wissenschaftlichen, aber reichhaltigen und fleißig gearbeiteten „Henman Sevogel,“ der ihm den Ehrendoktortitel der Basler philosophischen Fakultät eintrug.

8. Die ersten Probefahrten mit dem elektrischen Tram locken eine Menge von Leuten an die Schienen.

13. Die Regierungsratsverhandlungen teilen mit, daß das Zunfthaus zu Schuhmachern aus dem Besitz E. E. Zunft in den der Aktienbrauerei übergegangen ist. — Die Staatsrechnung für 1894 weist auf an Einnahmen 7,418,386 Fr. 62, an Ausgaben 7,178,107 Fr. 29, also einen Ueberschuß von 240,279 Fr. 33.

18. Großer Rat. Der Große Rat wählt zu seinem Präsidenten für das im Mai beginnende neue Amtsjahr Dr. Ed. Kern, zum Statthalter Dr. Heinr. David. Das übrige Bureau wird bestätigt und an Stelle des zurücktretenden Dr. A. Bieder zum 2. Sekretär gewählt Dr. Fr. Blanchet. Zum Präsidenten des Regierungsrats wird ernannt Dr. Isaak Iselin, zum Vizepräsidenten R. Philippi. Eine Vorlage des Regierungsrates, der zufolge die 3 Civilgerichtspräsidenten für gewisse Streitfälle im Betreibungs- und Konkurswesen zu einem Kollegium zusammentreten, wird der Kommission für Gerichtsorganisation überwiesen. Sodann bewilligt der Rat 48,500 Fr. für Bauten in der Irrenanstalt und ratifiziert den Ankauf der Brotbeckenzunft, eines Hauses an der Kronengasse und zweier Häuser am Schnabelgäßlein. Ferner wird dem Tramomnibusunternehmer J. Settelen, der durch den demnächst zu eröffnenden Dienst des staatlichen Trams in Schaden kommt, eine Entschädigung von 15,000 Fr. zugesprochen. Endlich wird nach langwieriger Beratung der Gesetzesentwurf betr. Errichtung staatlicher und Subvention privater Kleinkinderanstalten angenommen.

25. Großer Rat. Interpellation über die Sonntagspolizei an bürgerlichen Feiertagen; Rückständebericht des Regierungsrats; es werden die gesetzlichen Bestimmungen über Lagerscheine aufgehoben; für Restauration der St. Elisabethenkirche in den nächsten 5 Jahren werden 330,000 Fr. ausgeworfen; über Ausschreibung öffentlicher Bauten zur Konkurrenz nimmt der Große Rat einen Antrag

26. Das im Druck erscheinende regierungsrätliche Budget für 1895 sieht vor an Einnahmen 6,284,000 Fr., an Ausgaben 7,419,525 Fr., somit ein Defizit von 1,135,525 Fr.

Dezember 1894.

1./2. Bei der Ersatzwahl für den aus der Regierung zurücktretenden Reg.-Rat Falkner bleibt der erste Wahlgang ergebnislos. Von 6641 abgegebenen giltigen Stimmen, somit bei einem absoluten Mehr von 3321 erhielten Ständerat Göttisheim 2477, Kantonsbaumeister Reese 2108 und Dr. Karl Stehlin 2042 Stimmen.

6. Laut dem soeben erschienenen Personalverzeichnis zählt die Universität im Winter 1894/95 459 immatrikulierte Studierende, darunter 3 Damen (gegen 442 im Sommer 1894), davon sind Theologen 83, Juristen 55, Mediziner 158, Philosophen 146. Dazu kommen 68 nicht immatrikulierte Hörer, worunter 8 Damen. Von den Studenten sind der Heimat nach 360 Schweizer (144 aus Baselstadt), die übrigen Ausländer. Der Lehrkörper zählt 95 Mitglieder, und zwar die theologische Fakultät 11, die juristische 11, die medizinische 28 und die philosophische 45.

8./9. Beim 2. Wahlgang für die Regierungsratswahl, wurden abgegeben 7236 Stimmen. Gewählt wurde mit 2821 Stimmen Kantonsbaumeister Reese, der Kandidat der Socialisten, den im letzten Augenblick auch die Katholiken auf den Schild erhoben hatten. Redaktor Fr. Göttisheim machte 2638, Dr. Karl Stehlin 1768 Stimmen.

9. Zur Erinnerung an die 300. Wiederkehr von Gustav Adolfs Geburtstag wird im Münster eine Gedächtnisfeier veranstaltet. Die Rede hielt Antistes A. v. Salis.

13. Großer Rat. Es werden die in der letzten Sitzung behandelten Kirchengesetze und das Gesetz betreffend Gantwesen in 2. Lesung angenommen, nachdem eine Interpellation über eine neue

Verordnung betreffend Erhebung der Einkommens- und Erwerbssteuer vom Interpellanten in einen Anzug zur Abschaffung der Neuerung war umgewandelt worden. Eine von der Regierung beantragte Aenderung des Großratsbeschlusses von 1891 betr. Holzpflästerung beliebt nicht. Der Bericht der Regierung über jene auf Grund des Anzugs Bärwart erfolgten Erhebungen betr. die Lohnstatistiken der Textilarbeiter wird entgegengenommen und die Wahl von Reg.-Rat Reese validiert. Eine Petition des Vereinigten Wirtegewerbes für bessere Berücksichtigung der Interessen dieses Erwerbzweiges geht an die Regierung zur Prüfung und Antragstellung, dem Rekurs des übelbeleumdeten und von der Regierung ausgewiesenen Ed. Wagner-Droxler wird soweit entsprochen, daß seiner Frau und den Kindern provisorisch und auf Wohlverhalten die Niederlassung nicht entzogen wird.

14. Im hohen Alter von nahezu 86 Jahren stirbt Dr. Aug. Burckhardt-Dick, der älteste der Basler Burckhardte.

19. Die Regierung ernennt zum ordentlichen Professor der Hygiene an der Universität den bisherigen außerordentlichen Professor Dr. Albrecht Burckhardt.

In den letzten Tagen des alten Jahres erscheint die von Hofer & Burger in Zürich angefertigte, von der Historischen Gesellschaft herausgegebene Reproduktion von Matthäus Merians Stadtplan von Basel in Aquarell.

## Januar 1895.

3. Großer Rat. In einer den ganzen Tag in Anspruch nehmenden Sitzung wird der immer dringender nötig werdende Umbau des Centralbahnhofs besprochen. Der zwischen dem Direktorium dieser Bahn und dem Regierungsrat im Schlußprotokoll vom Februar 1893 vereinbarte Plan eines Umbaus war an eine Kommission unter dem Vorsitze von Dr. Karl Stehlin gewiesen und von

dieser zu leicht befunden worden. Statt seiner legt die Kommission heute einen vom Ingenieur C. O. Gleim verfaßten Umbauplan vor.

10. Großer Rat. Die Regierung hat heute einen guten Tag, indem der Rat ein von ihr entworfenes Gesetz betr. den Betrieb der Straßenbahnen sozusagen ohne Aenderung genehmigt, bei Anlaß einer Motion ein neu eingeführtes Formular für die Einkommensteuer gut heißt und eine Reihe von Landankäufen ratifiziert. Zum Schluß wird ein Anbau ans Gerichtshaus am Bäumlein auf der Liegenschaft zum Kamel nach den von einer Kommission vorgelegten Plänen beschlossen.

22. Es wird dem Publikum bekannt gegeben, daß die Sammlung für ein baslerisches Sanatorium von Tuberkulösen in Davos 326,358 Fr. von 546 Gebern abgeworfen hat.

24. Großer Rat. Nach einer Interpellation betr. den Engpaß bei der Ausmündung der Gerbergasse auf den Markt wird das Budget in außergewöhnlich kurzer Beratung durchgenommen. Die Sitzung kann zu allgemeiner freudiger Ueberraschung schon vor 5 Uhr aufgehoben werden. Das Budget weist in seiner bereinigten Gestalt auf an Einnahmen 6,338,300, an Ausgaben 7,432,625, somit ein Defizit von 1,094,325.

27. Der altkatholische Bischof Herzog besucht Basel zur Firmung von gegen 300 Kindern.

## Februar 1895.

2. Die nun seit längerer Zeit anhaltende außergewöhnliche Kälte veranlaßt das Departement des Innern, der Regierung Vorschläge zu unterbreiten in Betreff der Unterstützung notleidender Arbeitloser. Gleichzeitig bittet das Sekretariat der Armenpflege um Extrabeiträge, um den Armen Heizmaterial in größerer Menge zukommen zu lassen. Endlich wird eine Sammlung eingeleitet zu Gunsten der durch Lawinen schwer geschädigten Tessiner.

8. Großer Rat. Nach einer Interpellation in Sachen des Schlachthauses werden für die infolge der großen Kälte notleidenden Arbeitlosen 8000 Fr. bewilligt. Dann tritt nach langer Debatte der Rat in die von einer Kommission vorberatene neue Gerichtsorganisation ein und erledigt davon die 6 ersten Artikel. — Im Alter von 78 Jahren stirbt Oberstl. Aug. Burckhardt-Iselin, früher Direktor der Baloise und mannigfach thätig in bürgerlichen und militärischen Beamtungen.

9. Nach langem Krankenlager stirbt im Alter von 67 Jahren J. J. Hauser-Bußinger, früher Präsident der römisch-katholischen Gemeinde, ein Mann von seltener Bildung und geachtet in allen Kreisen der Bevölkerung.

11. Im Gasthaus „3 Königen" tritt unter dem Vorsitz von Ständerat Lienhard (Bern) und in Anwesenheit von Bundesrat Zemp die ständerätliche Kommission für Beratung der Novelle betr. Aktienrecht der Eisenbahnaktionäre zusammen.

14. Großer Rat. Zuerst wird ein Vertrag mit Baden über die Wässerungsverhältnisse an der Wiese ratifiziert und ein Niederlassungsrekurs abgewiesen. Dann schreitet die Beratung über die neue Gerichtsorganisation um etwa 30 Paragraphen vor, doch wird die Diskussion über Oeffentlichkeit der Gerichtsberatungen in eine künftige Sitzung hinübergenommen.

17./18. Die Gesellschaft für Stadtmission hält im Vereinshaus ihre Jahresfeier ab. Am Hauptaktus tritt als Redner Pfr. Samuel Preiswerk Vater auf.

19. Das Sekretariat der freiwilligen Armenpflege quittiert über gegen 12,000 Fr. an Gaben zu außerordentlichen Holzspenden für die Frierenden. (Siehe zum 2. Februar.)

21. Großer Rat. Zuerst wird eine Interpellation erledigt über Anstellung eines staatlichen Eisenbahntechnikers. Dann fährt der Rat fort mit Beratung des Gesetzes über Gerichtsorganisation.

Den ganzen Vormittag nimmt die Fortsetzung der Diskussion über öffentliche Beratung in Anspruch. Unter Namensaufruf wird Oeffentlichkeit der Beratungen im Appellationsgericht für Civilsachen beschlossen. Am Nachmittag wird die ganze Vorlage in erster Lesung erledigt.

## März 1895.

1./2. Die Offiziere und Unteroffiziere des Landsturmbataillons 54 halten eine zweitägige Uebung im Klingenthal ab unter dem Schulkommando von Oberst Rott.

2. In der Morgenfrühe stirbt nach kurzer Krankheit der außerordentliche Theologieprofessor Dr. Bernhard Riggenbach; er war 1848 geboren, hatte die Basler Schulen durchlaufen, ein Jahrzehnt lang in Arisdorf pastoriert und sich dann als Universitätslehrer für neutestamentliche Exegese und Pastoraltheologie in Basel niedergelassen. Daneben war er als Seelsorger am Zuchthaus thätig und widmete sich mit vieler Hingebung dem Werk der Patronage.

7. Großer Rat. In einer Nachmittagssitzung werden drei Liegenschaftskäufe erledigt, deren einer auf die Fortsetzung der Freien Straße-Korrektion einen wesentlichen Einfluß übt (Freien Straße Nummern 50, 52, 54 und 56); es wird sodann im Zusammenhang mit der Gerichtsorganisation ein Nachtragsgesetz zur Civilprozeß-Ordnung in erster Lesung durchberaten, die Anstellung eines dritten obrigkeitlichen Technikers für Wasser- und Tiefbau beschlossen, endlich die Pläne für Anlegung der Tellstraße angenommen. — Am Abend Fackelzug der Studentenschaft zu Ehren des verstorbenen Professors Bernhard Riggenbach.

10. An einem Schlaganfalle stirbt 61-jährig Dr. med. Fritz Müellr, ehemals Ratsherr, bis zu seinem Lebensende Mitglied der Universitätskuratel und mannigfach thätig auf dem Gebiete kantonaler und städtischer Politik.

14. Großer Rat. In ordentlicher Märzsitzung geht die Behörde zunächst über einen Anzug J. G. Huber betr. Erweiterung der Schlachtanstalt zur Tagesordnung; dann wird ohne jede Diskussion der Gesetzesentwurf betr. Organisation des Frauenspitals angenommen und endlich der Ratschlag betr. Umbau und Erweiterung des Rathauses an die Regierung zurückgewiesen in dem Sinne, daß das bisherige Gebäude für Repräsentation für das Departement des Innern und für das Archiv bestimmt sein, zur Unterkunft des Finanz-, des Bau-, des Sanitäts- und ev. des Justizdepartements, sowie des Grundbuchs ein Verwaltungsbau an der Schifflände errichtet werden soll. Den ganzen Nachmittag nimmt in Anspruch die Eintretensdebatte auf den Ratschlag und Entwurf des Regierungsrates betr. Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. Er wird schließlich fast einstimmig an eine vom Bureau zu ernennende 9gliedrige Großratskommission gewiesen.

27. Zum Mitgliede der Universitätskuratel wird gewählt an Stelle des verstorbenen Dr. Fritz Müller Dr. Th. Lotz.

28. Großer Rat. Nach einer Interpellation über die Organisation der Polizei, die mit den jüngsten Einbruchdiebstählen in Verbindung steht (25. März) werden angenommen Ratschläge betr. Publikation der Bürgeraufnahmen und betr. Errichtung eines Dienstbotenheims, ferner werden mit Dringlichkeit an der Spitalstraße verbreiternde Baulinien beschlossen und der Bau eines öffentlichen Abtrittes am Marktplatz verfügt. In der Nachmittagssitzung wird über eine Petition des äußeren Spalenquartiers betr. Verlängerung der Sennheimerstraße mit Motivierung zur Tagesordnung geschritten, ein Rekurs Jouve abgewiesen und betr. Anwendung des Holzpflasters, betr. das Holzpflaster an der Greifengasse, endlich betr. den Bebauungsplan für Klein-Hüningen der Regierung zugestimmt.

## April 1895.

1. Die am 31. März von der Zunftversammlung der Weinleuten beschlossene Zurücksetzung der Façade des Zunftgebäudes an der Freien Straße erregt lebhafte Freude, weil damit wieder ein wichtiger Schritt zur Korrektion der Freien Straße gethan ist.

2. Im Alter von 66 Jahren stirbt Ed. Preiswerk-Groben. der seiner Vaterstadt als konservatives Mitglied des Großen Rates und als Civilrichter gedient hat. Ein tüchtiger Kaufmann, stellte er seine reichen Gaben auch als Mitglied der Handelskammer und der Börsenkommission, als Verwaltungsrat der Centralbahn und der Basler Versicherungsgesellschaft &c. in den Dienst der Oeffentlichkeit. Seine streng kirchliche Gesinnung veranlaßte ihn auch zu reger Beteiligung im Missionskomite und zur Uebernahme maßgebender Stellungen in manchen andern Reichs Gottes-Werken.

7. Mit Karl Vischer-Merian, der im Alter von 77 Jahren einem unerwarteten Schlaganfall erliegt, scheidet eine eigenartige Figur des alten Basel. Geboren 1818, hatte er sich mit seinem Bruder dem väterlichen Bandfabrikationsgeschäft gewidmet, bald aber auch der öffentlichen Dinge sich in weitgehendem Maß angenommen, als Mitglied des Großen und des Kleinen Rats, als Mitglied der Kuratel, der Gymnasiumsinspektion und unzähliger anderer Behörden. Von Mitte der 60er Jahre an zog er sich aus diesen Kreisen mehr und mehr zurück, dafür ein anderes Interessengebiet um so eifriger pflegend, dem er bisher schon als Präsident der Musikgesellschaft nahe gestanden hatte, das der Kunst und Wissenschaft. Als Geschichtskenner ging er über die dem Dilettanten gezogenen Schranken hinaus in seinem zwar nicht systematisch wissenschaftlichen, aber reichhaltigen und fleißig gearbeiteten „Henman Sevogel,“ der ihm den Ehrendoktortitel der Basler philosophischen Fakultät eintrug.

8. Die ersten Probefahrten mit dem elektrischen Tram locken eine Menge von Leuten an die Schienen.

13. Die Regierungsratsverhandlungen teilen mit, daß das Zunfthaus zu Schuhmachern aus dem Besitz E. E. Zunft in den der Aktienbrauerei übergegangen ist. — Die Staatsrechnung für 1894 weist auf an Einnahmen 7,418,386 Fr. 62, an Ausgaben 7,178,107 Fr. 29, also einen Ueberschuß von 240,279 Fr. 33.

18. Großer Rat. Der Große Rat wählt zu seinem Präsidenten für das im Mai beginnende neue Amtsjahr Dr. Ed. Kern, zum Statthalter Dr. Heinr. David. Das übrige Bureau wird bestätigt und an Stelle des zurücktretenden Dr. A. Bieder zum 2. Sekretär gewählt Dr. Fr. Blanchet. Zum Präsidenten des Regierungsrats wird ernannt Dr. Isaak Iselin, zum Vizepräsidenten R. Philippi. Eine Vorlage des Regierungsrates, der zufolge die 3 Civilgerichtspräsidenten für gewisse Streitfälle im Betreibungs- und Konkurswesen zu einem Kollegium zusammentreten, wird der Kommission für Gerichtsorganisation überwiesen. Sodann bewilligt der Rat 48,500 Fr. für Bauten in der Irrenanstalt und ratifiziert den Ankauf der Brotbeckenzunft, eines Hauses an der Kronengasse und zweier Häuser am Schnabelgäßlein. Ferner wird dem Tramomnibusunternehmer J. Settelen, der durch den demnächst zu eröffnenden Dienst des staatlichen Trams in Schaden kommt, eine Entschädigung von 15,000 Fr. zugesprochen. Endlich wird nach langwieriger Beratung der Gesetzesentwurf betr. Errichtung staatlicher und Subvention privater Kleinkinderanstalten angenommen.

25. Großer Rat. Interpellation über die Sonntagspolizei an bürgerlichen Feiertagen; Rückständebericht des Regierungsrats; es werden die gesetzlichen Bestimmungen über Lagerscheine aufgehoben; für Restauration der St. Elisabethenkirche in den nächsten 5 Jahren werden 330,000 Fr. ausgeworfen; über Ausschreibung öffentlicher Bauten zur Konkurrenz nimmt der Große Rat einen Antrag

der Regierung an und bestimmt für den Bau eines Primarschulhauses im Gundeldingerquartier in den Jahren 1895 und 1896 eine Summe von 646,500 Fr. — Von Nachts 10 Uhr an werden Probefahrten mit dem elektrischen Tram unternommen.

26. Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft wird gewählt Prof. Alb. Burckhardt-Finsler.

27. Im Garten des Domhofs wird bei den Arbeiten zum Bau eines Annexes ans Gerichtshaus ein größeres Baufragment aus römischer Zeit mit sehr wohl erhaltenen guten Hochrelieffiguren bloßgelegt.

28. Eine sehr stark besuchte Versammlung von Maurerarbeitern stellt die Forderungen der Arbeiter fest (u. a. 5 Fr. Taglohn für einen tüchtigen Arbeiter) und droht für den Fall der Ablehnung den Baumeistern mit Streik.

## Mai 1895.

4./5. Bei den Großratswahlen im Horburgquartier werden zwei Freisinnige und ein Socialist gewählt. Die Konservativen haben sich der Wahl enthalten.

6. Der Maurerstreik, der in unerwarteter Weise an Intensität zunimmt, veranlaßt das Aufgebot von 4 Feuerwehrkompagnien zur Verstärkung der Polizei. Es wird auf keinem Bauplatze mehr gearbeitet. — Eröffnung des Betriebes der Basler Straßenbahnen.

8. Der Streik wird unter Vermittlung der Regierungsräte Iselin und Reese geschlichtet durch Nachgeben der Meister, indem diese für tüchtige Arbeiter, vornehmlich in Basel niedergelassene verheiratete Leute, einen Maximaltaglohn von 5 Fr. bewilligen. — Zum Major des Bat. 54 ernennt der Regierungsrat Hauptmann Karl Chr. Bernoulli.

9. Großer Rat. Nach einer Interpellation über den eben beendeten Maurerstreik wird die Eintretensdebatte in Betreff des

Börsengesetzes eröffnet, zwischen hinein zu Beginn der Nachmitlagsitzung die Wahl von H. Pfaff-Mechel im Riehenquartier validiert und dann die Beratung des genannten Gesetzes bis § 14 gefördert.

18./19. Die Hälfte der evangelisch-reformierten Synode wird neu bestellt. Die Neuwahlen ändern am bisherigen Thatbestande nichts. Die neue Synode wird wie die bisherige eine kleine positive Mehrheit aufweisen.

25. Zum Direktor der demnächst zu eröffnenden gynäkologischen Anstalt wählt der Regierungsrat Prof. Bumm.

29. Der Regierungsrat genehmigt das durch Alters- und Gesundheitsrücksichten begründete Demissionsgesuch von Obersthelfer Z. Wirth.

30. Großer Rat. Nach einer Interpellation und mehreren kleinen Geschäften wird der Kredit für Legung einer Hauptgasleitung bis zum Petersgraben bewilligt, eine Vorlage betr. Verlegung des botanischen Gartens in ihren hauptsächlichsten Teilen zurückgewiesen und werden einige Hausankäufe an der jetzt engsten Stelle der Freien Straße (bei der Ausmündung der Bäumleingasse) beschlossen. Endlich wird das Börsengesetz bis § 18 gefördert.

## Juni 1895.

1. Eine Versammlung von etwa 700 Arbeitern und Arbeiterinnen der Seidenbandfabrikation beschließt in der Burgvogteihalle, von den Fabrikanten gewisse Minimallöhne und eine Verkürzung der Arbeitszeit zu fordern.

6. Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche wählt zum Präsidenten Obersthelfer Z. Wirth, zum Statthalter alt Ratsherr Dr. K. Burckhardt-Burckhardt und genehmigt den Bericht des Kirchenrats über das Jahr 1894.

8. Dem verdienten Primarschulinspektor J. W. Heß wird bei Anlaß seines 25-jährigen Jubiläums als Schulinspektor von der

philosophischen Fakultät der Titel eines Ehrendoktors der Philosophie verliehen.

10. Im laufenden Sommersemester zählt die Universität Basel 437 immatrikulierte Studenten, nämlich 75 Theologen, 56 Juristen, 149 Mediziner und 157 Philosophen. Dazu kommen 172 nicht immatrikulierte Zuhörer, so daß sich die Gesamtzahl der Schüler unserer Hochschule beläuft auf 609.

13. Großer Rat. Zum Mitglied des Erziehungsrates wird gewählt an Stelle des zurücktretenden R. Stünzi-Sprüngli Prof. E. Sury. Es werden beschlossen Baulinien an der Untern Rebgasse und Umgebung, Ankauf der Waisenhausmatte beim Pumpwerk, Deckung des 1894er Defizits des Landarmenguts Riehen und Expropriationsbewilligung für eine Parzelle in Bettingen; sodann werden die ersten 126 Paragraphen des längst in Beratung liegenden Hochbautengesetzes in zweiter Lesung erledigt.

15. Die Regierung ernennt zum Nachfolger des demissionierenden Prof. der Physiologie Dr. Friedr. Miescher den außerordentlichen Professor Metzner unter gleichzeitiger Beförderung zum Ordinarius und überträgt die bisher von Prof. Bernh. Riggenbach gelesenen Fächer dem Pfarrer zu St. Jakob, Lic. Rud. Handmann.

16. In einer Versammlung in der Burgvogtei stellen die Posamenter den Bedingungen der Bandfabrikanten ein Ultimatum entgegen und drohen mit Streik, wenn nicht bis zum 18. Erfüllung ihrer Forderungen versprochen werde.

18. In verschiedenen Bandfabriken baslerischer Besitzer diesseits und jenseits der deutschen Grenze bricht der Streik der Posamenter aus.

19. Nach langen, schweren Leiden stirbt Pfarrer Eml. Linder-Baader.

26. Aus dem Verwaltungsrat der Centralbahn wird von der Aktionär-Generalversammlung weggewählt der derzeitige Direktionspräsident Weißenbach.

27. Großer Rat. Nach einer Interpellation betr. Haltung der Polizei beim gegenwärtigen Posamenterstreik werden in 2. Lesung das Hochbautengesetz und die neue Gerichtsorganisation angenommen, ebenso der Nachtrag zur Civilprozeßordnung und eine Aenderung des Einführungsgesetzes zum Betreibungs- und Konkursgesetz. Dann genehmigte der Rat einen Nachtragskredit von über 13,000 Fr., der sich aus dem Aufgebot der Polizei beim Maurerstreik ergab, endlich wird der Anzug Schweizer der Regierung überwiesen, der ein Einigungsamt bei Lohnstreitigkeiten wünscht. Dieses soll bestehen aus gleichviel Arbeitgebern und Arbeitern und einem Regierungsmitglied als Obmann. — Der Posamenterstreik geht dank der Vermittlung von Regierungspräsident Dr. J. Iselin zu Ende.

29./30. Das eidgenössische Offiziersfest nimmt am 29. Juni, Nachmittags 2 Uhr, seinen Anfang. Die Rede des Genfer Vertreters, Oberst Camille Favre, und die Gegenrede Oberst Emil Bischoffs beim Empfang im Rathaus waren bei aller männlichen Entschlossenheit auf den Ton wehmütiger Erinnerung an den verstorbenen Centralpräsidenten, des Schweizer. Offiziersvereins, Oberst Armeekorpskommandant Heinr. Wieland gestimmt. Den ersten Tag beschloß die Delegiertenversammlung im Großratssaal und eine gesellige Vereinigung im Kunsthalle-Garten. Am Sonntag Vormittag verhandelten in 7 verschiedenen Lokalen der Stadt die Angehörigen der verschiedenen Waffen.

## Juli 1895.

1. Eidgen. Offiziersfest. Der Vormittag des letzten Tages bringt die Generalversammlung, an der nach Erledigung der Vereinsgeschäfte Oberst Ed. Secrétan aus Lausanne in wahrhaft mustergiltiger Weise unter lautem Beifall der zahlreichen Versammlung (ca. 350 Offiziere) referiert über La discipline et l'armée suisse. Nächster Festort ist St. Gallen (1898).

2. Es bricht ein partieller Steinhauerstreik aus; doch beteiligen sich von den etwa 200 Steinhauern der Stadt nur etwa die Hälfte. Sie beabsichtigen, sich jeglicher Demonstration zu enthalten. Es handelt sich auch in diesem Fall um Lohnfragen.

9. Der Steinhauerstreik wird durch Nachgiebigkeit beider Parteien im Frieden beigelegt.

11. Großer Rat. In letzter Sitzung vor den Ferien beschließt der Große Rat Ankauf des Hauses Sattelgasse 11, Verbreiterung der Gerbergasse bei deren Einmündung auf den Markt, Ankauf eines Streifens Land beim projektierten neuen Schulhaus im Gundeldinger-Quartier, Erhöhung des Kredites für Ankauf des Fröbel'schen Kindergartens und Bewilligung von 10,000 Fr. für Aufstellung des Straßburger Denkmals. Dann werden abgewiesen die Wirtschaftsrekurse Vogel und Maurer, sowie der Rekurs Basler-Wassermann, und endlich weist der Rat das Initiativbegehren betreffend Einführung von Proportionalwahlen und die Petition der vier positiven Gemeindevereine, die Proportionalvertretung für die Synodalwahlen verlangt, an die Regierung. Das Börsengesetz, für die Fortsetzung von dessen Beratung diese Sitzung eigens angesetzt worden war, muß auf den Oktober verschoben werden.

12. Vom Münsterbauverein herausgegeben, erscheint das Münsterbuch, an dessen Text Reg.-Rat H. Reese, Dr. Karl Stehlin und Dr. Rud. Wackernagel, an den illustrierenden Tafeln Architekt Jul. Kelterborn und der längst verstorbene Chr. Riggenbach mitgewirkt haben.

15. In gewohnter tadelloser Bearbeitung von Dr. Aug. Bernoulli erscheint der 5. Band der von der Historischen Gesellschaft herausgegebenen Basler Chroniken, enthaltend kleinere chronikalische Werke aus dem 14. bis 16. Jahrhundert.

22. Das St. Jakobsfest-Komite wählt zum Präsidenten Dr. Alb. Huber, zum Festredner Dr. Ed. Kern. — Auf der Alp

Morgenholz bei Niederurnen im Kanton Glarus wird das von Basel aus erstellte Ferienheim des Realschüler Turnvereins, das diesen Sommer zum ersten Mal bezogen wurde, feierlich eingeweiht.

27. Eine Versammlung von Arbeitern der Centralbahn, die am Taglohn bezahlt werden, treten zur Besprechung eines seit längerer Zeit glimmenden Lohnkampfes zusammen.

## August 1895.

18. Die erweiterte St. Jakobskirche wird mit bescheidenen Feierlichkeiten dem Gottesdienst übergeben. — Die Feuerwehr begeht unter Anwesenheit von Vertretern zahlreicher befreundeter Korps die Feier ihres 50-jährigen Bestandes. Im Kasernenhof im Klingenthal und auf der Schützenmatte wurde geübt und wurde die Inspektion abgenommen.

20./22. Es findet in Basel der 5. Internationale Kongreß gegen den Mißbrauch der geistigen Getränke statt unter der Leitung von Prof. Dr. Karl Chr. Burckhardt-Schatzmann. 412 Teilnehmer wurden gezählt.

22. Gegen Abend stirbt plötzlich Prof. Ernst v. Sury, ein vielbeschäftigter beliebter Arzt, der neben seiner ausgedehnten Praxis noch Zeit fand zur Verwaltung der Stelle eines zweiten Physikus und in Fachkreisen bekannt war um seiner Bemühungen willen für Verbreitung des anthropometrischen Verfahrens nach Berthelot. Auch auf politischem Gebiet und in humanitären Angelegenheiten hat er sich bethätigt.

25. Zum Obersthelfer wird ohne Opposition mit 512 von 527 Stimmen gewählt Aug. Steiger, bisher Pfarrer zu St. Elisabeth, zum Helfer zu St. Theodor, gleichfalls oppositionslos, der bisherige Seelsorger von Matt (Kanton Glarus), Pfarrer Rothenburger, mit 504 von 507 Stimmen. Beide Gewählten vertreten die kirchliche Reform.

26. In alt hergebrachter Weise wird das St. Jakobfest gefeiert. Die Festrede hielt der Großratspräsident Dr. Ed. Kern. — In Davos stirbt im Alter von 51 Jahren der frühere Professor der Physiologie an der Basler Universität, Prof. Friedr. Miescher, viel verdient um unsere Hochschule, und zwar keineswegs nur um seine Spezialdisziplin, und in Fachkreisen um seiner scharfsinnigen und geistreichen Untersuchungen willen hochgeschätzt. Er hat unserem öffentlichen Leben im weiteren Sinne als guter Basler das regste Interesse entgegengebracht. — Am nämlichen Tag starb zu Porto d'Anzio bei Rom, wenig über 33 Jahre alt, Dr. Rud. Töpffer, der seit wenig Semestern an der Universität Basel als außerordentlicher Professor Archäologie und klassische Realien gelehrt hatte.

29. Am frühen Morgen stirbt 74-jährig Oberstlieut. Ach. Herzog-Berri, s. Z. Jahre lang Kriegskommissär und Kreiskommandant, später in bürgerlichen Behörden der Vaterstadt dienend.

## September 1895.

14. Der langjährige Lehrer und Rektor der höhern Töchterschule, Fr. Cherbuin, stirbt im Alter von 82 Jahren.

18./19. Die 50. Jahresversammlung der schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft wird unter dem Vorsitz Gerold Meyers von Knonau in Basel abgehalten. Es wurden die laufenden Vereinsgeschäfte erledigt, eine Statutenrevision vorgenommen und zu Ehrenmitgliedern ernannt P. Franz Ehrle, S. J. Präfekt der Vatikanischen Bibliothek und Prof. Th. Mommsen. Dann verlas Dr. Dunant eine Arbeit über die letzten Veranlassungen der französischen Intervention in der Waadt 1798 und Sekundarlehrer Erni aus Biel nahm eine Ehrenrettung des Bischofs Heinreich von Neuenburg vor. Am Donnerstag wurden bis 10 Uhr die Sammlungen Basels von den Gästen besucht. Dann fand

man sich im großen Saale der Schmiedenzunft zusammen zur Anhörung einer für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Feststadt außerordentlich schmeichelhaften Begrüßungsrede des Präsidenten. Hierauf trug Dr. Karl Stehlin vor über die Entwicklung der Stadt Basel in baulicher Hinsicht von den ältesten Zeiten. Der Vorstand wurde auf eine neue dreijährige Periode bestätigt. Neu wurde gewählt und als Vizepräsident bezeichnet Prof. Alb. Burckhardt-Finsler.

19. Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation von Dr. A. Huber über einen neuen kantonalen Schießplatz beschließt der Rat Einführung des elektrischen Lichts im Frauenspital und öffentlicher Bibliothek und Umbau des Hauses Barfüßergasse 10. Ferner wird in eine Reihe Landabtauschungen an der mittleren Freien Straße, in der Umgegend von Schuhmachern- und Rebleutenzunft eingewilligt und dadurch endgiltige bauliche Regelung jenes Teils der Freien Straße ermöglicht. Schon um halb 11 Uhr war die Sitzung zu Ende.

25. Der Regierungsrat genehmigt den vom Finanzdepartement abgeschlossenen Ankauf des Walther-Dürstischen Gutes an der Kantonsgrenze gegen Allschwil. Der Kaufpreis beträgt nahe an zwei Millionen.

29. Bei der eidgen. Abstimmung über Einführung eines Bundesverfassungsartikels betreffend das Zündhölzchenmonopol giebt Baselstadt 4300 Ja und 1054 Nein ab. In der ganzen Schweiz wurde die Vorlage verworfen mit ca. 180,000 gegen 140,000 Stimmen und mit 14½ gegen 7½ Standesvoten. — Schlußfeier des militärischen Vorunterrichts (Erstürmung der Bruderholzbatterie) mit Inspektion durch Oberst Gutzwiller.

## Oktober 1895.

7. Das Bataillon 54 unter seinem neuen Kommandanten Major Bernoulli rückte zu einem Wiederholungskurs ein.

10. Großer Rat. Nach einer Interpellation über die Entwicklung des Trambahnnetzes wird zu einem Mitgliede des Erziehungsrates gewählt an Stelle des verstorbenen Prof. E. v. Sury Lehrer Chr. Gaß. Für den Ankauf des Walther-Dürstischen Gutes (siehe zum 25. September) wird Ueberweisung an eine Kommission beschlossen und Dringlichkeit bewilligt, zur Ausmöblierung des Frauenspitals wird ein Nachkredit von 130,000 Fr. gewährt und das Börsengesetz in erster Lesung durchberaten. Die Sitzung nahm nur den Vormittag in Anspruch.

12. Zu der auf den 20. ds. in Aussicht stehenden Enthüllungsfeier des Gruyerschen Straßburger Denkmals erscheint im Auftrage des Regierungsrates, von Staatsarchivar Dr. Rud. Wackernagel verfaßt, in typographisch gediegener Ausstattung eine Denkschrift: „Die Unterstützung der Stadt Straßburg durch die Schweiz im Kriegsjahr 1870.“

16./17. Uebungen von je zwei Kompagnien des Bat. 54 des bewaffneten Landsturms.

20. Feier der Einweihung und Enthüllung des Straßburgerdenkmals.

24. Bei strömendem Regen, wie es ausgezogen war, kehrt das Bat. 54 in guter Haltung aus seinem Wiederholungskurs in Liestal heim und wird entlassen.

26. Professor Karl Christoph Burckhardt tritt von seiner Professur zurück.

26./27. Zum Pfarrer der St. Elisabethengemeinde wird gewählt der Reformkandidat Pfarrer G. Birenstihl, bisher in Flawil, Kanton St. Gallen, mit 326 Stimmen; sein positiver Gegenkandidat, Pfarrer Karl Stockmeyer in Sissach, macht 133 Stimmen.

30. In London stirbt auf einer Reise Gustav Senn-Simmoth, Teilhaber einer der ersten Bandfabriken Basels und hochgeschätzt von allen seinen Mitbürgern.

31. Großer Rat. Es werden bewilligt der Ankauf des großen Walther-Dürstischen Gutes auf dem Nordwestplateau, einer Parzelle im äußersten Winkel des Kantons gegen Großhüningen zu am Rhein, wohin die Wasenmeisterei soll verlegt werden, und der Löliger'schen Liegenschaft neben dem Rathaus, ferner wird eine Petition abgewiesen und eine Motion Arnold betreffend Revision des Bürgerrechtsgesetzes mit Motivierung dem Regierungsrat überwiesen. In der Nachmittagssitzung nimmt der Rat einige Erklärungen und Akten i. S. der Centralbahnhofangelegenheit entgegen, beschließt einen neuen § 96 zum Polizeistrafgesetz (betreffend Lebensmittelfälschung), streicht die s. Z. erteilten Aufträge betreffend Centralisation des Kassenwesens und Kontrolle des Rechnungswesens vom Geschäftsverzeichnis der Regierung und überweist den Gesetzesentwurf über einheitliche Kanalisation der Stadt einer Kommission. — Am Abend vereinigen sich in der Burgvogtei etwa 1200 Bürger, um Vorträge von Bundesrat Emil Frey und von Nationalrat Dr. Ernst Brenner über die revidierten Militärartikel anzuhören. Es wird eine der Vorlage, über die am 3. November soll abgestimmt werden, günstige Resolution mit Einstimmigkeit gefaßt.